It. sing.
434 g

Reise

eines teutschen Romantikers

nach Batavia.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Von

Karl Heinzen.

Zweite, bedeutend vermehrte Auflage.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.

1845.

Ob/51/101

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Dem Amsterdamer Handelsblatt

und seinem Freunde

dem teutschen Michel

in Freundschaft und Liebe gewidmet

vom

Verfasser.

Inhalt.

Seite

1. Vorschule in Holland. Abreise 1
2. Ein Seesturm 30
3. Weitere Reise bis Batavia 41
4. Ankunft in Batavia. — Viermonatlicher Aufenthalt daselbst 61
5. Malaiische Sprache 115
6. Die Javanerinn 122
7. Ostindische Kriege 135
8. Batavische Erbschaften und teutsche Erben 147
9. Die Farbe der Augen als Kennzeichen, daß das Menschengeschlecht von wenigstens zwei Paaren abstammen müsse 156
10. Phantasie auf der Rhede von Batavia 177
11. Reise von Batavia bis St. Helena mit Berührung des Kaps der guten Hoffnung 185

		Seite
12.	Die Matrosen	202
13.	St. Helena	214
14.	Die Seeräuber	231
15.	Sonnenuntergang auf der See	239
16.	Weitere Fahrt bis Rotterdam	246
17.	Meine Uhr	254
18.	Die holländische Wittwe	260
19.	Eine Nacht in Utrecht	275
20.	Die Holländer und Teutschland	294

In demselben Verlage sind erschienen:

Auerbach, Berthold, Schwarzwälder Dorfgeschichten. Zwei Theile. Zweite durchgesehene Auflage.
2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr

— — Prachtausgabe, zwei Bände, Kupferdruckpapier, englischer Einband. 3 Thlr. 4 gGr. oder 5 fl. 24 kr.

Baader, Friedrich, Sagen des Neckarthals, der Bergstraße und des Odenwaldes, aus dem Munde des Volkes und der Dichter gesammelt. Mit einem Titelkupfer.
Cartonnirt 1 Thlr. 22 gGr. oder 3 fl. 18 kr.
Broschirt 1 Thlr. 18 gGr. oder 3 fl. — kr.

Börne, Ludwig, Nachgelassene Schriften, herausgegeben von den Erben des literarischen Nachlasses, mit des Verfassers Bildniß. Zwei Bände.
2 Thlr. 12 gGr. oder 4 fl.

Funk, Friedrich. — 1793. Beitrag zur geheimen Geschichte der französischen Revolution, mit besonderer Rücksicht auf Danton und Challier, zugleich als Berichtigung der in den Werken von Thiers und Mignet enthaltenen Schilderungen. 1 Thlr. 15 gGr. oder 2 fl. 42 kr.

Hoffmann von Fallersleben, Allemannische Lieder, nebst Worterklärung und einer allemannischen Grammatik. Fünfte, im Wiesenthal verbesserte und vermehrte Auflage. 15 gGr. oder 1 fl.

Hoffmann von Fallersleben, Fünfzig neue Kinderlieder, nach Original- und bekannten Weisen mit Clavierbegleitung von Ernst Richter, mit Beiträgen von Marx, Mendelsohn-Bartholdi, Otto Nicolai, Reißiger, Schumann und Spohr.
12 gGr. oder 54 kr.

Kortüm, Dr. Friedr. (Professor der Geschichte in Heidelberg). Die Entstehungsgeschichte des Jesuiten-

Ordens nebst einem Schlußwort über die neuen Jesuiten. Nach den Quellen dargestellt.
16 Gr. oder 1 fl.

Preußen der Beamtenstaat in seiner politischen Entwicklung und seinen social-ökonomischen Zuständen, dargestellt von Benjamin Constant und Samuel Laing, bearbeitet von Adolph Heller.
18 gG. oder 1 fl. 21 kr.

Sanders, Dr. D. H. Das Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten u. s. w., nebst einem Anhange von Musikbeilagen und zwei kritischen Abhandlungen.
1 Thlr. 16 gGr. oder 2 fl. 42 kr.

Vilney, Ant. — Toni, ein Gemälde aus Ungarns Gegenwart. 2 Theile. 1 Thlr. 18 gGr. oder 3 fl.

— — Adaley, ein Gemälde aus Kaukasiens Gegenwart. 2 Theile. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Walesrode, der Humor auf der Bank der Angeklagten.
18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Walther, L. J. G., Pfarrer, Erzählungen und Mährchen für die Jugend. I. und II. Band, zweite Auflage, III. Band, erste Auflage, jedes Bändchen mit einem colorirten Stahlstich.
Jedes Bändchen 18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

☞ Die Bändchen werden auch einzeln abgegeben
(NB. Auerbach empfiehlt im 4ten Heft des zweiten Bandes des Familienbuchs diese Jugendschriften als eine der wenigen, die ihrem wichtigen Zwecke entsprechen.)

Welker, C. Th., Abgeordneter zur zweiten Kammer der badischen Landstände. Wichtige Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation mit eigenhändigen Anmerkungen von Johann Ludwig Klüber, aus dessen Papieren mitgetheilt und erläutert. — Zweite unveränderte Auflage. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.)

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1.

Vorschule in Holland.

Abreise.

Wer einen Fehler erkennt und ablegt, hat das Recht, sich darüber lustig zu machen. Die Beschreibung meiner Reise nach Batavia kann als ein Beitrag zur Geschichte der teutschen Natur, im fatalen Sinn, hingenommen werden. Ich gestehe, daß ich von dem fatalsten Erbtheil der Teutschen, der vagen Romantik und der sentimentalen Phantasterei, ursprünglich mehr mitbekommen habe, als mancher Andre, und daß ich, den religiösen und weltlichen Absolutismus abgerechnet, in meiner Jugend für Alles geschwärmt habe, was die Teutschen so oft zu Narren der Menschheit gemacht hat. Da ich aber zugleich derb und gesund organisirt war und mit dem bloßen Schwärmen oder einem sitzenden Bücherleben mich nicht begnügen konnte, so mußte sich

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

meine Natur, wo sie konnte, zu entfesseln suchen und auf das Handeln werfen. Die Teutschen gehören noch nicht zu den handelnden Nationen, welche der Thatkraft und der Wirkenslust in einer freien staatlichen, nationalen oder menschheitlichen Entwicklung überall einen angemessenen praktischen Kreis anzuweisen, welche ihre Elemente zu verwenden wissen und sie zur freien Mitwirkung für die Zwecke des Ganzen von Jugend auf erziehen und einüben. Es folgt hieraus von selbst die Nothwendigkeit, daß Derjenige, der sich nicht mit dem offiziellen Maß von Bewegungs- und Entwicklungs-Freiheit begnügen, und sich nicht zum Werkzeug eines tödtenden Mechanismus machen lassen kann, mit den bestehenden Verhältnissen in Kollision kommen, ihnen zu entgehen suchen und sein Gelüste zum freien Handeln nach andern Seiten hin richten muß. Ohne zu wissen, daß ich nur einen Theil des Schicksals zu tragen hatte, welches dem Einzelnen wie der Allgemeinheit unsre politischen und sozialen Zustände bis in alle Verhältnisse und Lebensalter hinein auflegen, wurde ich in meiner Jugend von einem unbestimmten Drang nach der Weite und nach Thatengelegenheiten gequält, der mir meine Lage fast überall als drückend und meinen Entwicklungskreis stets als beengend erscheinen ließ. Lange Zeit habe ich mich auf das Eifrigste damit gequält, daß es keine Ritter mehr gibt, ohne zu wissen,

daß das Rittergelüste nur eine romantische Form der aus der Beengung und Jämmerlichkeit unserer ganzen Zustände hervorgegangenen Unbehaglichkeit war, einer Unbehaglichkeit, die das Mittel ihrer Abhülfe nicht in der Vergangenheit, sondern einzig in der Zukunft zu suchen hat. Ich litt an einem jener Uebel, deren Schuld in der Regel auf Rechnung des Einzelnen geschrieben wird, während sie nur auf die Rechnung der Allgemeinheit gehört. Glücklicher Weise kam in dieser Lage mein teutsch-romantisches Unbehagen nicht mit dem burschenschaftlich-politischen Zündstoff in Berührung, der so manches Opfer der Zeitzustände vergeblich einer vernichtenden Reaktion in die Hände lieferte; eine naturpoetische Disposition, welche ihr Genüge im Naturleben sucht, ehe sie sich auf die Theilnahme am Kulturleben wirft, zog mich vielmehr von näheren Umgebungen nach der Ferne, von der Politik gleichsam in die Geographie und führte mich auf dem Wege des rohen Gefühls und der Phantasie in ein Gebiet, welches die Forderungen einer höheren Erkenntniß, wenn auch nach andern Motiven, ebenfalls umfassen, nämlich in das große Leben der Menschheit, in die weite Welt. Natürlich war Das, was mich fortriß, nur ein romantischer Egoismus; das Rittergelüste machte sich nach moderner Modifikation als Reisegelüste geltend. Durch unsre Zustände nicht nach höheren Auf-

fassungen und den Grundsätzen einer Mitwirkung für allgemeine Interessen erzogen, hätte ich in meinem damaligen Alter die ganze Welt durchreisen können ohne andere Gesichtspunkte als die des romantisirenden Individuums, und was dabei für Allgemeineres abgefallen wäre, hätte nur der Zufall herbeigeführt. Was Wißbegier hätte sein können, war meistens bloße Neugier; was Thaten hätten sein sollen, waren bloße Abenteuer. Selbst die romantischen Schwärmereien für Ausbreitung der teutschen Nation, für teutsche Seemacht, teutsche Kolonien u. s. w., mit welchen mein individueller Trieb in die Weite versetzt war, konnten ihm seinen Charakter nicht nehmen, da sie ihm in der Praxis keine Richtung geben konnten, und ich mußte als teutscher Abenteurer eine Reise nach Batavia machen, weil ich als teutscher Bürger kein Bewußtsein der Existenz hatte. Das einzige, was meinem später erwachten Bedürfniß eines würdigeren Strebens, als dem des individuellen Romantizismus, zu gut kam, war die Gelegenheit, durch mein Beispiel und meine Erfahrungen Andern eine Warnung geben zu können. Diese negative Befriedigung ist übrigens auch nicht ohne Werth und setze ich sie unsern Nationalzuständen gegenüber auf die Rechnung meiner Jugend, so müßte ich die Strenge gegen mich selbst bis zur Affektation treiben, wenn ich mich beim Abschluß nicht beruhigen wollte.

Man denke sich nach den vorstehenden Andeutungen einen teutschen studiosus medicinae, dessen Romantik sich durch eine Reise in fremde Länder Luft zu machen sucht, Luft machen muß, denn die Sehnsucht nach der Ferne war bei mir und einem Universitätsfreund, mit welchem ich öfter solche Reiseprojecte besprochen, nach und nach zur förmlichen Leidenschaft geworden. Ihr hätten wir Alles geopfert, von ihr hätte uns keine Macht der Erde zurückbringen können. Mit unserm Verlangen, uns in der Welt umzusehen, standen übrigens unsere Mittel nicht im Verhältniß. Zu bloßen Vergnügungsreisen fehlte es uns an Geld, zu wissenschaftlichen Reisen fehlte es uns an Kenntnissen und zu unternehmenden Entdeckungsreisen an Beidem zugleich. Da es sonach nicht in unserer Macht stand, die Welt nach Willkür und wie ein Fürst Pückler zu durchkreuzen, oder wie ein Humboldt, Mungo Park, Le Vaillant vorzudringen, mußten wir uns nach einer zufälligen Gelegenheit umsehen und waren weder in Bezug auf die Art, noch in Bezug auf den Weg unserer Reise unabhängig. Die Nähe von Holland und das von dort herüberklingende Gerücht wandte unsern Blick zunächst nach den holländischen Kolonieen, insbesondere nach der Insel Java. Man hatte uns die Insel als ein Paradies geschildert, auch kannten wir Einige, die nicht blos voll Enthusiasmus, sondern

zugleich mit Schätzen beladen von dort zurückgekommen waren. Mein Freund namentlich hatte in Frankfurt einen holländischen Kapitän kennen gelernt, durch dessen Beispiel, Schilderungen und Zureden er so sehr von einem Expeditionsplan nach Batavia erfüllt worden war, daß er es als das Jerusalem unseres projectirten Kreuzzuges ansah. Es bedurfte nicht viel, um auch mich ganz mit batavischen Sympathien zu erhitzen und bald war unsere Reise so fest beschlossen, daß uns nichts mehr davon zurückhalten konnte. Als Vehikel mußten wir uns indeß entschließen den Soldatenstand zu wählen und als Reisepaß sollte uns ein holländisches Militärpatent dienen. Man sieht, daß wir Logik studirt hatten und sehr consequent zu Werk gingen; um der heimischen Beengung zu entgehen, wurden wir — fremde Sklaven. Unser Plan war, als ausgezeichnete Krieger Java und die moluckischen Inseln zu durchziehen, als Lohn für unsere Thaten ein Paar Orden und goldene Epauletts zu verdienen, darauf den Abschied zu nehmen und mit dem ersparten oder erbeuteten Gold von Java nach Sumatra, von Sumatra nach der Halbinsel Malacka überzusetzen und durch Hinterindien Hindostan, Persien und die Türkei nach Konstantinopel zu gehen. Von Konstantinopel gedachten wir alsdann nach Griechenland, von Griechenland nach Sicilien und von Sicilien aus durch Italien, die Schweiz und

Frankreich nach Hause zurückzureisen. Dieser unüberlegte Plan, der uns blos noch eine Kleinigkeit von der Welt übrig ließ, lag in unserer Phantasie schon so sicher ausgeführt da, wie Napoleons unfehlbare Feldzugsplane. Wir dachten weder daran, daß uns die Umstände, noch, daß uns die Menschen kontrariiren könnten. Es schwebte uns nur die Ausführung vor, nicht die Mittel; wir dachten nur an den Erfolg, nicht an die Hindernisse. Wir erblickten uns schon im Voraus in dem odysseeischen Nimbus, der uns nach einigen Jahren in unserer Heimath umgeben würde; wir hatten uns in Gedanken schon verheirathet und zwar um weiter nichts, als um Abends auf dem Kanapee unsere Frauen mit der Erzählung unserer Fahrten zu unterhalten. Ehe wir die Reise angetreten, berechneten wir in voreiliger Besorgniß schon, wie viel Federn und Papier wir mitzunehmen hätten, um die Notizen zur Beschreibung derselben gehörig aufzuzeichnen. Später läßt sich die Zeit schwer begreifen, wo die Phantasie noch im Stande ist, uns kriechenden Schnecken anstatt der Fühlhörner solche Merkursflügel an den Kopf zu heften, wo sie unser Schiff noch mit tausend Wimpeln und Segeln behängt, um der mastenlosen Treckschuit des trägen Alltagslebens voranzueilen! Freilich konnten wir, bei unsern Vorstellungen, der Enttäuschung nicht lang entgehen und unsere Enttäuschung mußte um

so bitterer sein, da die Täuschung so schön war und um so vollständiger, da wir gerade den Meistern der Enttäuschung, den Holländern in die Hände fielen. Aber dennoch (wie sehr ich auch Anderen abrathe, den von mir eingeschlagenen Weg zu wählen) kann ich meinen Schritt nicht bereuen, und waren wir doch einmal verurtheilt, durch unsere kleinliche Zeit in ihre engen, eingefahrenen Gleise gebannt zu werden, so mußte mir zum Einbiegen in ihre Straße der Umweg über Batavia wenigstens lieber sein, als der gerade Weg unmittelbar in das platte Philisterleben. In dieser Beziehung habe ich einen großen, freilich theuer genug erkauften Vorzug vor so vielen andern Schicksalsgenossen, die von vorn herein in das Leben verwiesen sind, in welchem sie die Geistesflügel, mit denen sie die Länder und Himmel durchfliegen möchten, als Kehrwedel auf die heimische Erde müssen herabhangen lassen, bloß um das tägliche Brod damit zusammenzukehren. Und auch bei diesem genügsamen Geschäft muß noch angenommen werden, daß man ihnen ihre Flügel nicht gänzlich abgeschnitten. Denn man kommt bei uns täglich und überall in Verhältnisse, wo es ein weit größeres Uebel ist, in Kopf und Herzen zu viel, als zu wenig zu haben. Um diesem gefährlichen Uebel abzuhelfen, springt uns dann sofort mit anatomischer Vorliebe bereitwillig ein moderner Prokrustes bei, unter dessen

Händen man sich leichter in sein Schicksal ergeben könnte, wenn nur die Herren ihrem Vorbild darin glichen, daß sie Riesen wären, und wenn sie nicht zur Ausgleichung dieses kleinen Mangels bei der Kur doppelt kannibalisch zu Werke gingen. Der alte Prokrustes fing, wenn die Leute für sein Bette zu groß waren, mit der Kürzung wenigstens bei den Füßen an, die modernen aber beginnen ihr Kunststück gleich am Kopf.

Während wir uns zur Reise anschickten, lernte ich in meiner Vaterstadt einen Mann kennen, dem ich später meine Befreiung aus der unausstehlichsten Lage und, ich kann wohl sagen, die Rettung meines Lebens sollte zu verdanken haben. Es war dies ein Obrist aus Batavia, der eben auf einer Urlaubsreise begriffen war und in einigen Wochen sich wieder nach Ostindien einschiffen wollte. Als ich ihm meinen Entschluß mittheilte und ihn um seinen zukünftigen Beistand bat, sagte er: „rathen kann ich Ihnen zu dem Schritt nicht, ich rathe ihn dringend ab; sind Sie indessen durchaus entschlossen, Ihren Plan auszuführen, so werde ich in Batavia für Sie thun, was ich kann.“ Weit entfernt, die Warnungen des Obristen für gegründet zu halten, oder zu berücksichtigen, nahm ich nur das Günstige aus seinen Worten heraus und sah ihn nur als einen Gewährsmann für das Gelingen meines Unternehmens an.

Im September 18 . . begaben wir uns, mein Freund und ich, nach einem thränenreichen Abschied nach Harderwyk, einem Städtchen an der Südersee, wo das Depot für die holländischen Kolonialtruppen ist. Wir meldeten uns bei dem dortigen Obristen, einem alten und anscheinend gutmüthigen Manne. Mein Freund, ein Holsteiner von Geburt und gewesener Officier in dänischen Diensten, ward sogleich als Unterofficier angenommen. Mir dagegen erklärte der Obrist, er könne mich nicht annehmen, weil ich in meinem Vaterlande noch nicht gedient habe und Holland mit demselben übereingekommen sei, keinen meiner Landsleute in seine Dienste zu nehmen, der in seinem Lande die Militärpflicht nicht abgeleistet. Ich bemerkte dagegen, daß ich nicht beabsichtige, so lange in niederländischen Diensten zu bleiben, bis ich zu Hause als Refraktair betrachtet würde, ich habe bis dahin noch Zeit genug, die Reise nach Batavia sechsmal zu machen und es könne mir von Niemanden verwehrt werden, bis zum Tage meiner Militairpflichtigkeit auf beliebige Art über mich zu disponiren. Der Obrist indeß blieb gegen alle Vorstellungen taub, denn die Leute, mit denen ich zu thun hatte, halten, wie wir sogleich sehen werden, sehr gewissenhaft ihre Verträge. Da stand ich nun nach wenig Schritten schon am Ziel meiner langen Bahn, ich hatte das Ende schon erreicht, ehe

ich den Anfang gemacht. Nach wenig Tagen sollte ich die Meinigen wiedersehen mit Augen, in denen noch die Thränen eines vielleicht für ewig genommenen Abschieds nicht getrocknet waren. Mein beneidenswerther Freund schien mir schon auf ostindischem Boden zu stehen und mir Unglücklichen vergebens zuzuwinken. Auf die herrliche Reise, auf alle Wunder der Natur, auf alle die fremden Völker, auf alle die Schönheiten des Orients, auf alle die interessanten Abenteuer, die uns bevorstanden, hatte ich mich umsonst gefreut. Ich war in der trostlosesten Lage von der Welt und auch meinem Freunde, der nicht allein abreisen wollte, blieb zuletzt nichts übrig, als ebenfalls auf Alles zu verzichten. Da auf einmal erschien uns ein rettender Engel. Der Sekretair des Obristen, ein Sergeant, machte sich an uns heran und drückte uns mit warmer, menschenfreundlicher Theilnahme sein Bedauern darüber aus, daß ein so mißlicher Umstand uns hindern müsse, „unser Glück zu machen.“ Nach einer Weile angestrengten Nachdenkens, ob denn gar kein Ausweg für uns unglückliche junge Leute zu finden sei, ward es endlich Licht in seinem Haupt und er sprach die tröstlichen Worte: ich nehme wirklich zu viel Antheil an Ihrem Schicksal, als daß ich nicht Alles für Sie zu thun bereit sein sollte; direkt kann ich übrigens nicht für Sie wirken, ich entsinne mich aber, daß ich in Amsterdam

einen Freund habe, der vielleicht Rath zu schaffen weiß und an diesen Freund will ich Ihnen ein Brieſchen mitgeben. Wir fielen dem edlen Manne beinahe um den Hals bei dieſen Worten, wir gaben ihm in dankbarer Freude die Hand und daß wir ihm noch mehr gaben, als die Hand, verſteht ſich von ſelbſt. Das Uriasbrieſchen, womit wir nach Amſterdam reiſ'ten (man wird in ſolchen Fällen, wenn man es nicht verſchmäht, unentgeltlich über die Süderſee geſchafft), hatte folgende omineuſe Adreſſe: An den Sergeanten N. N. im Gefangenenthurm auf dem Zingel zu Amſterdam. Der Sergeant N. N., der uns in ſeinem Seelenverkäuferkomptoir (denn anders war es nicht zu nennen) im Gefangenenthurm mit den ausgeſuchteſten Komplimenten empfing, war ein Meiſter im Handwerk. Er verkaufte mich mit ſo verführeriſcher Gewandtheit und mit einer ſolchen Klapperſchlangenbezauberung, daß ich auch ohne die Abſicht, mich von ihm in meine neue Bahn einführen zu laſſen, ihm ſchwerlich entgangen ſein würde. Die Art, wie die Seelen im Gefangenenthurm zu Amſterdam verkauft werden, iſt folgende. Zuerſt ward ich höflichſt und freundſchaftlichſt erſucht, durch Eintragung meines Namens rc. in eine Liſte den erſten Riegel hinter mir zuzuſchieben. Darauf bat mich der Sergeant N. N., ihm zu folgen. Er führte mich, während mein Freund in einem benachbarten

Kaffeehaus wartete, durch viele Straßen hindurch in ein Haus, worin er mich ersuchte, an der Treppe einen Augenblick stehen zu bleiben, während er selbst hinaufging. Nach kurzer Zeit kam er zurück und führte mich in ein Büreau, das ich für ein Polizeibüreau ansah. Bevor wir jedoch eintraten, instruirte er mich, wie ich mich zu verhalten habe: ich sollte nämlich sagen, daß ich von Hamburg komme, daß ich ein geborener Hamburger sei und meinen Paß verloren habe. Auch möge ich einen falschen Namen angeben. Er sagte, man müsse die Sache pfiffig überlegen und den Herrn in dem Büreau ein wenig hinter's Licht führen, damit er keine Schwierigkeiten in den Weg nach Batavia lege. Als ich in das Büreau hineintrat, besah mich der Kommandant desselben sehr scharf und that Fragen an mich, woraus erhellte, daß er mich für einen gewissen Menschen zu halten geneigt sei, gegen den er einen Steckbrief in Händen habe. Es schien ihm sehr schwer zu werden, seine Zweifel in dieser Beziehung zu überwinden. Sein barsches Benehmen, das ich mir später als ein Maskenspiel erklärte, wodurch er seine polizeiliche Gewissenhaftigkeit an den Tag legen und seine Theilnahme an der Seelenverkäuferei verdecken wollte, erleichterte mir die verdächtige Aufgabe, seine Fragen nach der Instruktion des Sergeanten und zwar mit einiger Impertinenz zu beantworten. Im Hinblick

auf die teutsche Einheit ließ ich mich ohne Weiteres zum Bürger eines teutschen „Freistaats" machen. (Man sieht, in Holland hat man fremde Bürgerrechte stets zur Disposition; man rechnet darauf, daß die Beschenkten in dieser Welt nicht mehr in den Fall kommen werden, sie geltend zu machen.) Auf einen falschen Namen ließ ich mich übrigens nicht ein. Als ich mich für einen Hamburger und meinen Paß für verloren ausgegeben, ward, wie es mir schien, ein neuer Paß ausgefertigt und dem Sergeanten übergeben, durch dessen freundschaftliche Verwendung er ausgewirkt worden war und der dadurch in Stand gesetzt wurde, mich ohne Weiteres als einen angeworbenen Hamburger nach Harderwyk zu empfehlen. Darauf verließen wir das Polizeibüreau und gingen in ein anderes Haus, worin, wie es mir vorkam, ein Kassenbüreau war. Der Sergeant ging in das Büreau hinein und ich blieb in dem Hausflur stehen. Vielleicht wurden an dieser Kasse die Judassilberlinge ausbezahlt, die ich selbst noch durch eine ansehnliche Prämie vermehrte. Als wir wieder in dem Gefangenenthurm angelangt waren, hatte ich in Hamburg zuerst das Licht der Welt erblickt und meine redlichen Eltern hatten sich der neuen Taufe mit unterwerfen müssen. Daß ein Stück, worin solche hamburger Rollen gespielt werden, eine tragische Entwicklung haben müsse, würde ich mit

Händen haben greifen können, wenn ich nicht zu wenig Weltkenntniß und zu viel Vorliebe für meinen Reiseplan gehabt hätte. Ich entnahm zwar, als ich mit dem Sergeanten über die Straße ging, aus den Redensarten der vorübergehenden Leute, daß sie in der großen Stadt Amsterdam, wo so oft ein Nachbar den andern nicht kennt, sogleich aus meiner Begleitung meine Bestimmung erriethen; auch hatte ich wohl so viel Menschenkenntniß, um unter der Heuchlerphysiognomie des Sergeanten den abgefeimtesten Seelenlieferanten zu erkennen. Allein meine für die interessante Reise zu sehr bestochene Phantasie sah alle solche Umstände für Kleinigkeiten an und sophistisirte leicht die Bedenklichkeiten hinweg, welche die Vernunft ihr entgegenstellte. Ich lachte sogar den Sergeanten und Kompagnie in's Fäustchen aus, indem ich Die, welche mich zu verkaufen glaubten, bloß als Mittel zu meinem Zwecke zu gebrauchen vermeinte. Jetzt, nachdem ich Alles überstanden, danke ich meiner Phantasie für ihre damalige Sophisterei, denn sie hat mir nicht bloß unschätzbare Erfahrungen verschafft, sondern mich auch in Stand gesetzt, sie anderen Unbesonnenen oder Unglücklichen zu ersparen. Du aber, du unschätzbarer Sergeant, wenn ich die Aussicht hätte, dich jemals wiederzusehen, so würde ich Malen lernen, um meinen Namen trotz Leonardo da Vinci durch ein Abendmahl

zu verewigen, worin deine Alles ersetzende Physiognomie den zwölften Apostel zieren würde.

Als ich nach Harderwyk zurückkam, hatte man mich dort niemals gesehen, so wenig als die übrigen Hamburger, deren ich eine Menge dort antraf und die alle in Amsterdam waren umgetauft worden. Die falschen Namen, die man ihnen gegeben, sprachen meistens noch Hohn über die Unglücklichen aus, man schien sich einen Spaß daraus zu machen, sie ins Verderben zu bringen und spedirte sie mit der geübtesten Fühllosigkeit einer geschäftlichen Gewohnheit wie Waaren oder Vieh nach ihrem Bestimmungsort.

In Harderwyk wurde ich als Rekrute eingeschrieben mit der Bedingung und dem Versprechen, daß ich, nachdem ich das Exerciren gelernt, als Sergeant nach Batavia abreisen solle. Neben dieser Zusicherung erhielt ich und mein Freund von dem Obristen die seltene Erlaubniß, außerhalb der Kaserne auf einer gemietheten Stube wohnen zu dürfen. Diese Erlaubniß brachte uns nicht bloß eine große Erleichterung, weil wir dadurch der in der Kaserne einquartierten rohen, wahrhaft galeerenartigen Gesellschaft und Kameradschaft entgingen, sondern sie war auch ein Beweis von Zutrauen, indem sie uns außer die Kontrole der vielfachen Wachen stellte, wodurch die übrige Mannschaft vom Desertiren abgehalten wurde. Eine Vorsichtsmaß-

regel, die sich auf Alle ohne Unterschied erstreckte, war die, daß kein Soldat vor die Stadt gehen durfte ohne besondere Erlaubnißkarte. Damit Niemand so leicht im Stande sei, dieses Gebot verkleidet zu übertreten, mußte Jeder, wenn er militairisch eingekleidet wurde, die mitgebrachte Civilkleidung abgeben. Später wurde diese verkauft und der Erlös dem Eigenthümer eingehändigt, der übrigens nicht bei dem Verkauf zugegen sein durfte, wenigstens richt davon in Kenntniß gesetzt wurde. Meinem Freund und mir konnte es keineswegs angenehm sein, unsere Kleider in Gesellschaft so mancher vom Galgen gefallener Hosen und Röcke verkaufen zu sehen. Besorgter für unsere Kleider als für uns selbst wollten wir diesen ersparen, was mit unserer Person bereits geschehen war. An dem Tage, wo wir eingekleidet werden sollten, zogen wir daher ein schlechtes Negligee an, das es sich ohnehin nicht der Mühe verlohnt hätte nach Indien mitzunehmen. Unglücklicher Weise begegnete uns auf dem Wege nach dem Kleidermagazin der Adjutant des Obristen, ein barscher, hetzhündischer Mensch mit sehr rothem Gesichte. Sobald er unsern veränderten Anzug gewahrte, befahl er, ohne irgend einen Grund weiter anzugeben, dem uns begleitenden Korporal, uns sofort in Arrest zu bringen. Da wir uns die Ursache dieser Bewillkommnung nicht sogleich denken konnten, wollten wir

ihn darum befragen, allein hierzu ließ er uns nicht Zeit und war verschwunden, ehe wir uns von unserm Erstaunen erholt hatten. Wahrscheinlich hatten dem Schelm unsere hübschen Röcke gefallen und er wollte die Gelegenheit benutzen, sich für wenig Geld eine Civilkleidung anzuschaffen. Nachdem wir unsere besten Kleider wieder angezogen, war von keinem Arrest mehr die Rede. Für meinen ganzen Anzug erhielt ich 18 Gulden. Dieß war übrigens ein unerhörter Preis, denn es gab in Harderwyk Kleider zu verkaufen, worin jeder Bettler Fortüne gemacht hätte. Als die Kaufpreise später ausgetheilt wurden, rief man die Interessenten auf den Kasernenplatz zusammen und las die Liste ab. Zwei bis zehn Stüber war der gewöhnliche Preis. Beim dritten oder vierten Mann hieß es immer: „voll Ungeziefer auf den Mist geworfen.“ Dann wieder: „die Hose weggeworfen, für den Rock zwei Stüber.“ Für diese zwei Stüber tranken dann die Bedauernswerthen auf den Abschied von Europa, wovon sie so wenig wiedersehen sollten, als von ihren Röcken und Hosen.

Ihr Fielding's, Lichtenberg's, Hogarth's, Lavater's, Gall's und wie ihr Menschenkenner und Beobachter noch sonst heißen mögt, welche unschätzbare Bereicherung wäre der Literatur und Kunst geworden, wenn das Schicksal euch auf einige Zeit nach Harder-

wyk geführt hätte! Was hättet ihr für Beobachtungen machen, was für Menschenkenntniß und Menschenschicksale sammeln können, wenn ihr euch an jene Kloakenmündung von Europa gestellt, durch die sich der Abfall und Kehricht von allen Enden unseres Kontinents hindurchdrängt, um über die See nach Batavia zu schwimmen und den javanischen Boden zu düngen! Neben euch sollte sich aber zugleich ein reicher Howard stellen, um mit rettender Hand die nicht zum Kehricht gehörenden Unglücklichen aufzugreifen, die, durch widrige Zufälle oder durch Unbesonnenheit in jenen Kothstrom hineingerissen, wahrlich nicht verdienen, für ihre auf Ostindien gebaute Hoffnung verzweifelnd in einem javanischen Lazareth oder unter der Knute eines branntweinduftenden holländischen Militairtyrannen zu büßen. Als Beispiele solcher Unglücklichen will ich bei dieser Gelegenheit nur zwei anführen. In der harderwykschen Kirche fand ich auf ein Blatt eines alten Kirchengesangbuchs mit Bleistift folgende Worte geschrieben: Toi, qui a été jamais malheureux, souviens toi, qu' il viendra peut-être un jour, qui t' écrasera. Tu ne verras plus ta patrie, tes amis sont morts pour toi, tu es tout seul et souvent tout abandonné dans ce monde là, tu mourras de chagrin. Auf der Kehrseite des Blattes standen, als habe der Schreiber dieser Zeilen sich von seinen traurigen Betrachtungen und

Ahnungen wieder erholt und ermuthigt, auf Griechisch die Worte: Prüfet Alles und das Beste behaltet. Ich habe das Blatt herausgerissen und bewahre es als Andenken an einen unbekannten interessanten Unglücklichen, der gewiß verdient hätte, seinen Retter zu finden. Er hat ihn wahrscheinlich nicht gefunden und wird verschwunden sein unter den vielen Tausenden, die auf der Insel Java nichts erwartet, als getäuschte Hoffnungen und ein unbezeichnetes Grab, worauf sich der fühllose Egoismus herumtreibt, der es zubereitet. Ich glaube von jenem Unglücklichen in Batavia eine Spur wiedergefunden zu haben. Es wurden mir nämlich dort am Tage vor dem Antritt meiner Rückreise nach Europa in einem Kleidermagazine von dem Korporal, der darin die Aufsicht führte, einige schön emaillirte, mit Gold eingefaßte Knöpfe gezeigt und dieselben als Nachlaß eines französischen Grafen bezeichnet, der sie früher auf seinem Rock getragen, später aber unglücklich geworden, als gemeiner Soldat nach Batavia gekommen und als solcher dort vor einem halben Jahre im Lazareth gestorben sei. Der Graf hatte, wie man mir erzählte, viele Reisen gemacht und war als Schriftsteller, namentlich durch die Beschreibung seiner Reisen, sehr bekannt. Seinen Namen konnte man mir nicht mehr nennen und ich hatte nicht Zeit mehr, mich näher darnach zu erkundigen.

Der Korporal, ein nicht ungebildeter Teutscher, gab mir aber ein aus kleinen aufgelesenen Papierstücken zusammengeheftetes Manuscript und versicherte, daß der Graf eine Menge dergleichen, namentlich Gedichte, hinterlassen habe, die aber sämmtlich verloren gegangen seien. Was mir das Heftchen am meisten interessant machte, war die Aehnlichkeit, die ich zwischen der Handschrift in demselben und zwischen der auf jenem Blatt zu finden glaubte, welches ich aus dem Gesangbuch in Harderwyk herausgerissen. Den Inhalt bilden meistens Excerpte schöngeistiger Art aus der Geschichte und aus Autoren, die wahrscheinlich als adminicula memoriae gelegentlich beim Schriftstellern dienen sollten. Außerdem befinden sich auch eigene Aphorismen und Sätze darin, unter diesen jedoch nur zwei, die auf den Charakter und die frühere Stellung des Verfassers schließen lassen. Der eine lautet so: „ich habe eine zu lebhafte Empfindlichkeit für den Schmerz, sowohl physischen, als moralischen und ein einziger Dorn verursacht mir mehr Pein, als mir der Geruch von hundert Rosen Vergnügen macht.“ Hierbei muß man an die Rosen denken, die ihm in Batavia geblüht haben. Der andere Satz heißt: „ich habe an mir selbst die Wahrheit erprobt, daß sich die öffentliche Beachtung nur erlangen läßt auf Kosten des häuslichen Glücks.“ Ich muß bedauern, nicht genug Kenntniß

der französischen Literatur und Literatoren zu besitzen, um den Namen des interessanten Grafen errathen zu können, der, vielleicht von vielen Freunden und Angehörigen vermißt, in einem fernen Erdwinkel unter fremden und herzlosen Menschen ein so trostloses Ende gefunden. Einen andern interessanten Unglücklichen, einen Herrn von M—l, lernte ich persönlich kennen. Er besuchte mich in Harderwyk auf meiner Stube, weil er gehört hatte, daß ich teutscher Student gewesen. Seiner Haltung und seinen Zügen sah man gleich an, daß er nicht geschaffen war, das Wamms zu tragen, welches ihn bekleidete. Er war aus einer sehr angesehenen Familie Sachsens, hatte in Leipzig die Rechte studiert, sein Examen schon gemacht und war als Referendar einer Anstellung gewärtig, als er zufällig unter Spieler gerieth und neben dem Verlust seiner disponibeln Habe in kurzer Zeit so in Schulden versank, daß er zur Rettung seiner Ehre und vielleicht seiner Person kein Mittel mehr übrig sah, als auf gut Glück landesflüchtig zu werden. Er kam an die Elbe und faßte in der Verzweiflung den Entschluß, sich hineinzustürzen. Weil er nach seinem Tode wo möglich nicht wieder erkannt sein wollte, hatte er seinen Siegelring schon vom Finger gezogen und vergraben. Allein eine wiedererwachende Hoffnung und die Scheu vor einem Schritt, den Keiner zurückthun

kann, bewogen ihn, den beschlossenen Selbstmord wenigstens aufzuschieben. Zu Fuß langte er endlich in Hamburg an und beim Suchen eines Weges nach einem fremden Welttheil gerieth er holländischen Werbern in die Hände, die den Unerfahrenen unter Verheißung alles möglichen Glücks für den holländischen Dienst anwarben und nach Harderwyk beförderten. Hier nun saß er in der Kleidung, die eher einem Baugefangenen anzugehören, als eine Militairuniform zu sein schien, als gemeiner Soldat neben mir und zog bei der Schilderung seiner Lage einen zinnernen Löffel aus der Hosentasche, den er da aufbewahren mußte, weil selbst dieß Geräth unter seiner Kameradschaft in der Kaserne nicht sicher war. Mit diesem Löffel aß er aus der hölzernen Schüssel, an die er binnen wenig Wochen aus den ersten Gesellschaften Dresdens versetzt worden war, seine Sklavenkost mit den Kameraden, unter denen jedesmal um das Stück Fleisch geloos't werden mußte, das man ihnen in die Suppe gegeben. Er hatte seiner Familie, die er aus Schonung nicht mehr an seinem Schicksal betheiligen zu wollen schien, nichts von seiner Lage mitgetheilt und war auch trotz allem Zureden nicht zu bewegen, dieß verkehrte Mittel aufzugeben. Als er von den Seinigen sprach, liefen ihm die Thränen über die Wangen und er schalt sich eine Memme, daß er noch weinen könne. Sein offener,

edler Charakter und sein gesittetes Wesen haben ihm auf der Insel Java schwerlich das Loos verschafft, das er verdiente. Er wurde ein Paar Wochen vor mir eingeschifft und in Batavia sah ich ihn nur flüchtig wieder, indem er von dort gleich nach meiner Ankunft mit einem Detachement in das Innere der Insel geschickt wurde. Später habe ich nichts mehr von ihm gehört, so daß ich ihn ebenfalls zu den Opfern des holländischen Kolonialdienstes rechnen muß.

Das Exercitium, das ich in Harderwyk lernte, nahm unter Schimpfen und Fluchen einen guten Fortgang. Anfangs hatte ich viel vom holländischen Sprachgebrauch zu leiden; so sagte mir unter Anderm ein Unterofficier, der mich für einen schon Einerercirten angesehen und über meine Neulingsunbeholfenheit aufgebracht wurde, daß ich so dumm wie lang sei ꝛc. Solche Stürme legten sich indeß bald, nachdem der Unterofficier in Erfahrung gebracht, daß für mein Geld eben so gut Branntwein zu kaufen war, als für das seinige. Nach vierzehn Tagen avancirte ich zum Korporal und erhielt einen gelben Streifen auf den Arm. Man griff jetzt schon vor mir an die Mütze — welcher Vorschritt in meinem Reiseplan! Wenn ich in Sturm und Regen an der Südersee auf Posten stand — in Harderwyk das Amt der Korporäle — und meine Zukunft neben meine Vergangenheit stellte, wurde es mir allerdings

bisweilen übel zu Muthe. Das Leben in Harderwyk, wo Alles auf Betrug und die roheste Liederlichkeit in jeder Beziehung hinauszulaufen scheint und welches man in Holland selbst ein zweites Gomorrha nennt, trug auch das seinige bei, üble Stimmungen, die meine ungewöhnte Lage mit sich bringen mußte, zu vermehren. Allein das Alles war nicht im Stande, mich bei meinem Unternehmen irre zu machen, meine Romantik blieb vielmehr frisch und gesund, und als nach vier Wochen endlich der Tag der Abreise herannahte, waren alle Nebel von der schon herüberscheinenden ostindischen Sonne bald zerstreut. Ich erhielt einen vergoldeten Unterofficiersstreifen auf den Arm und wurde dem reisefertigen Detachement als Fourier zugetheilt.

Am 30. October gegen Abend reis'ten wir ab. Die Soldaten, meistens Teutsche, zogen unter dem Singen des Liedes: „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet ꝛc.“ — aus der Stadt. Trotz allem guten Muth konnte ich in diesem entscheidenden Augenblick doch dabei nicht umhin, unwillkürlich an die Worte: „Toi, qui a été jamais malheureux etc.“ zurückzudenken. Wir wurden, 130 Mann stark, in zwei kleine Schiffe verladen, die uns nach Amsterdam bringen sollten. Es wehte ein scharfer Wind, der die Wellen der grauen Südersee brausend vor sich hertrieb und uns bald in die Ferne brachte. Das holländische Gomorrha, von einem

fliegenden Nebel eingehüllt, lag hinter uns in ruinenartigen Umrissen und versetzte das Gemüth in eine unangenehme Stimmung. Die wachsenden Wellen leisteten den Dienst, uns daraus aufzurütteln. Am andern Morgen nach einer schlaflos zugebrachten Nacht sahen wir Amsterdam vor uns, langten aber erst Nachmittags dort an, weil uns durch forcirtes Segeln bei dem heftigen Winde der Mast abbrach. Ueberdies wären wir durch Unvorsichtigkeit des halb betrunkenen Steuermannes beim Laviren beinah von einer Brigg übersegelt worden, die nicht zwei Schritte weit an uns vorbeibraus'te. In Amsterdam wurden wir in ein anderes Schiff übergeladen und kamen durch die Amstel und andere kleine Flüßchen nach einer elftägigen Fahrt bei unserm Ostindienfahrer an, der zwischen Dortrecht und Helvoetsluis auf dem sogenannten Klönder lag. Das Schiff war nicht groß, nur etwa 100 Fuß lang, ganz neu und sollte seine erste Reise machen. Der Raum, der uns zum Aufenthalt angewiesen wurde, war dunkel, sehr niedrig und für 130 Mann zu beschränkt. Die Hängematten hingen dicht neben einander, ein Umstand, der bei eintretender Hitze unerträgliche Folgen haben mußte. Die Unterofficiers erhielten eine besondere Ecke im Schiffsraum, die jedoch von dem Aufenthaltsorte der Soldaten nicht abgetrennt war. Mir als Fourier war die Beaufsichtigung und Ver-

theilung der Lebensmittel zugewiesen, in so fern ein angenehmes Geschäft, als ich dadurch von der Beaufsichtigung der Soldaten entbunden war und keine Wachen zu thun brauchte. Auch gelangte ich bei der Mannschaft zu einer gewissen Beliebtheit dadurch, daß ich bestimmt war, ihr auf der langweiligen Fahrt behülflich zu sein zu ihrem besten Zeitvertreib, nämlich zum Essen und Trinken.

An meinen Freund.

Sieh nicht den Kirchhof, trautester Ferdinand, *)
So traurig an, als ließest du einen Freund
An ihm zurück. Bist du entschlossen,
Weiter zu gehn, so vergiß den Kirchhof.

Ist's denn nicht gleich, wohin du dein Haupt gelegt,
Wenn ewig sich dein Herz und dein Auge schloß?
Was ihm der Tod bringt, kümm're Keinen,
Sei ihm das Leben die einz'ge Sorge.

*) Name meines Freundes und Reisegefährten. Er wurde vor der Abreise durch allerlei traurige Ahnungen beunruhigt, die, wie sich später zeigen wird, sich nur zu sehr bestätigten.

Mag dein Gebein des stürmenden Ozeans
Rastlose Salzflut waschend im Sande dreh'n,
Es mag in Asiens grauser Wüste
Sengende Glut dein Gerippe dörren!

Ob hier dein Leib, ob dort er begraben wird,
Soll das des Geistes lenkender Kompaß sein?
Was du hier strebest, was du bauest,
Ist es denn bloß, um ein Grab zu bauen?

Die Kraft ist frisch und jung ist das Leben noch,
Der schlaffen Ruh' alltägliches Lager dampft;
Du sollst das Buch des Lebens lesen,
Nicht sei der Titel des Forschens Ende.

Schwächlingen laß den Stuhl und das Kanapee,
Der Kräft'ge muß sich rühren und muthig sein.
Was Sitzkathederweisheit ist, das
Sahest du ja an den Professoren.

Des Lebens Schule ist nur das Leben selbst
Und aller Wahrheit Lehrerin die Natur:
Sie öffnet ihre große Aula,
Wenn sie die kleine gelehrte schließet.

Weit in der Welt unendliches Nebelmeer
Drang mancher kühne, spähende Forscherblick
Und Millionen Sonneninseln
Liegen wie Lettern des Buches vor ihm;

Doch, den ein Glas hin über die Sonnen trägt,
Ihn trug sein Fuß noch kaum aus d.m engen Kreis,
Wo er der Mutter Milch gesogen,
Wo er als Knabe den Kreisel peitschte.

Die Sonnen maß er, maß die Unendlichkeit,
Der Erde Sandkorn kennt er dem Namen nach
Und wählt genügsam sich dieselbe
    Scholl', ihn zu tragen und zu bedecken.

Drum ohne Zagen, trautester Ferdinand
Und laß den Kirchhof bei der Gelehrsamkeit!
Auch auf der andern Hemisphäre
    Setzt uns der Nachen des Charon über.

2.

Ein Seesturm.

Am 13. November gingen wir unter Segel und nahmen Abschied von Europa. Den andern Morgen erblickten wir schon die Kreideberge von England und die Küste von Frankreich. Den Kanal ließen wir glücklich hinter uns und steuerten mit günstigem Wind in die offene See. Die Lootsenboote und Küstenschiffe verloren sich allmählig um uns herum und das Meer trug uns allein auf seinem unermeßlichen Rücken davon. Wenn wir als Knaben zum ersten Mal von unsern ländlichen Mistpfützen, Pferdeschwemmen und Bächen an die Ufer eines großen Stromes versetzt werden, dann verlieren wir uns in Staunen und stummer Betrachtung bei der dem kindlichen Blick unermeßlichen Wasserfläche und die Phantasie erfüllt ihre Tiefe mit

tausend Wundern. In dieselbe, ich möchte sagen, heilige Stimmung versetzt die See das Gemüth des Erwachsenen, wenn er zum ersten Mal über ihre grausige Tiefe dahinschwebt; er wird wieder zum Kinde vor dieser unergründlichen, geheimnißvollen Wasserunendlichkeit. Wie er sich aber klein und überwältigt fühlt bei dem großartigen Schauspiel, so erhebt es ihn wieder zu kühner Vorstellung, wenn er seinen Kiel mit überlegener Leichtigkeit über die gefahrvolle Bahn dahinbrausen hört, wenn er die Straßen durchschneidet, die einen Kolumbus, einen Anson, einen Kook getragen, wenn er mit aufgeblähten Segeln über die Grade und Meere dahinfliegt, die er als Knabe zählend mit dem Finger oder Bleistift überstrichen hat. Doch die See, unwillig über die ungestörte Betrachtung ihrer Größe, will ihre neuen Beschiffer auf die Probe stellen, sie will sich in ihren Schrecken zeigen und die voreilige Kühnheit zur Demuth zurückbringen. Es wird Abend, der Himmel verhüllt sich in Wolken, die dunkeln Wellen kräuseln sich, die Segel fliegen hinauf, es wird Sturm. Wer da sagt, daß ihm beim ersten Seesturm, den er erlebt, das Herz nicht geklopft, der prahlt gewiß noch mehr, als Der, welcher furchtlos in die erste Schlacht gegangen sein will. Mir deucht, eine Schlacht, wenn auch an sich bei Weitem gefährlicher, kann nicht so schreckenerregend sein, als ein Seesturm. Jene stellt

nur einen Kampf gegen gleichgestellte schwache Menschen, dieser einen Kampf gegen das mächtigste aller Elemente dar. Bei einer Schlacht hat auch der Besiegte noch Aussicht auf künftigen Sieg oder wenigstens auf Rettung des Lebens; allein die See, wen sie besiegt, den besiegt sie meistens gänzlich und sie kennt, wie die Bewohner ihrer wilden Inseln, weder Pardon noch Kriegsgefangene. Im Sturm einer Schlacht herrscht zusammenwirkende Thätigkeit, wodurch der Eine den Andern beseelt und fortreißt; in einem Seesturm herrscht zusammenleidende Ohnmacht, wodurch der Eine den Andern entmuthigt und lähmt. Dort gibt es erhebende Offensive, hier nur niederschlagende Defensive und wenn dort das point d'honneur die Gefahr verachten lehrt, so hilft hier das point d'horreur sie vergrößern.

Ein Vorgeschmack der Beängstigungen einer Seefahrt war uns gleich in den ersten Tagen zugedacht. Am 16. fiel uns ein heftiger Wind so plötzlich in die Segel, daß man nicht Zeit hatte, sie schnell genug einzuziehen und das Schiff Gefahr lief, umzuschlagen. Einige wollten gesehen haben, daß die Rahen in's Wasser tauchten. Es war eine bestürzende Ueberraschung, die Alles ohne Unterschied aus der Fassung brachte. Ich sah auf der Brust des Kapitains unseres Detachements das croix d'honneur hüpfen von dem

Klopfen des alten Soldatenherzens, das darunterhing und das in der Schlacht vielleicht nicht so unruhig gewesen wäre. Selbst der Schiffskapitain, ein sehr tüchtiger und erfahrner Seemann, veränderte sein zuverlässiges Gesicht und entschuldigte dadurch die Angst der neuen Seefahrer, so wie er sie dadurch vergrößerte. Am 17. legte sich der heftige Wind, jedoch nur, um sich zu neuen Anstrengungen zu erholen. In der Nacht vom 18. auf den 19., als wir uns ungefähr auf der Höhe von Lissabon befanden, verwandelte er sich in einen Sturm. Von den 300 Augen, die auf dem Schiff waren, schloß sich die ganze Nacht kein einziges zu. Ein Schauspiel neuer und schrecklicher Art hielt unsere Seele und Sinne beschäftigt auf eine in der Erinnerung angenehme, aber in der Wirklichkeit entsetzende Weise. Die See hatte sich in Tausende von brausenden Wasserbergen verwandelt, die sich wie mit absichtlicher Gewalt über das dröhnende Schiff hinstürzten und es bisweilen dermaßen auf die Seite warfen, daß das Verdeck beinahe senkrecht in's Wasser zu stehen kam. Die Hängematten schlugen gegen die Decke. Wohin man sich durchwand, war Tumult und Schrecken. Das Toben und Gebrause der Wellen, das Sausen und Schnauben des Windes durch die Taue und Stengen, untermischt von dem fischweiberartigen Geschrei der Matrosen und dem brandgeschreiähnlichen

Kommandiren der Schiffsoffiziere, der feurige Schaum, der kochend um das Schiff herumwogte, das Krachen und Aechzen des neuen Holzwerks an den Schiffswänden, das Schlagen und Flattern der losgerissenen Segel von der Höhe des Mastes herab — dies Alles zusammen, durch die Dunkelheit der Nacht noch beängstigender gemacht, bildete eine Scene, die einen Napoleon hätte frappiren müssen, wie viel mehr einen holländischen Sergeanten. Dabei flog Alles, was nicht festgebunden war, in der wildesten Verwirrung und mit donnerndem Getöse durcheinander. Die Todesangst zeigte bei unserer nobeln Reisegesellschaft ihre ganze Gewalt. Selbst die wüsteste Roheit verschwand unter den bleichen Gesichtern. Die Wölfe wurden zu zahmen Lämmern und die Bären zu anschmiegenden Schooßhündchen. Die sonst so geläufigen Verwünschungen und Flüche verwandelten sich in fromme Ermahnungen und kindische Ausdrücke des Entsetzens. Ruhig blieb fast Niemand als die Seekranken, die in dumpfer Gleichgültigkeit Alles über sich ergehen und sich in ihren Hängematten in den süßen Schlaf der Vergessenheit aller irdischen Dinge einwiegen ließen.

Bei dieser, wie bei spätern Gelegenheiten fiel mir auf, wie verschieden sich bei verschiedenen Menschen die Angst kundgab. Einige betranken sich in aller Eile und legten sich dann in die Hängematten, Andere ver-

krochen sich in den Schiffsraum, um nur nichts von Dem zu sehen, was auf dem Verdeck vorging, Andere dagegen drängten sich vor Angst auf das Verdeck hinauf, als hätten sie sich bereit halten wollen, um im Fall eines Untergangs irgend einen schwimmenden Gegenstand zu ergreifen. Sie ließen sich weder durch See- noch durch Regenwasser in den Schiffsraum zurücktreiben. Noch andere halfen mit aller Anstrengung den Matrosen an den Tauen ziehen, um die Ausführung der unglückverhütenden Maaßregeln zu beschleunigen. Am besten von allen Passagieren nahm sich der Premierlieutenant unseres Detachements aus, der eine in dem Gemälde unersetzliche Staffage bildete. Diese winzige, versoffene Figur von 4½ Fuß Höhe, mit dickem, halbkahlem Kopf, vorstehenden, stets halb geschlossenen Augen und einem gewaltig langen Schnurrbart hatte die frappanteste Aehnlichkeit mit einem Seehund. Auch schien die See sein Element zu sein: ihn genirte nichts, als das Schwanken des Schiffs, wodurch er stets genöthigt war, sich festzuklammern. Wenn Alles unruhig wurde, blieb dieser Ritter sans peur et sans courage, wie man ihn hätte nennen können, stets gleichgültig und sah mit seinen schnappsschläfrigen Augen in den Tumult hinein, wie in einen Tanzsaal. Einen anderen, sehr komischen Anblick gewährten die Seekranken. Bisweilen sah man ein Paar Dutzend

zugleich ihre Köpfe über Bord strecken und in den lächerlichsten Attitüden sich würgend gegen die See expektoriren, die ihnen so viel zu schaffen machte. Einer derselben wurde nach dem Sturm für todt aus einer schmutzigen Ecke im Schiffsraum hervorgezogen, er kam aber wieder zu sich.

Der Sturm hatte ganz plötzlich nachgelassen und es trat eine völlige Windstille ein. Ein solcher Zustand ist für die Schiffe einer der gefährlichsten, weil die zurückbleibende Wallung jetzt das Schiff ganz in ihrer Gewalt hat und dermaßen umherwirft, daß nicht selten die Masten über Bord fliegen, oder durch das heftige Arbeiten ein Leck entsteht. So lange dagegen der Sturm weht, schwankt das Schiff nur heftig nach der Seite hin, wohin der Wind geht, während nach der andern Seite hin die unten an den Masten befindlichen Sturmsegel so viel Widerstand finden, daß das Schiff eher nach der einen Seite weggleitet, als gegen den Wind hin sich auf die andere legt. Weil Unkundige sich von dem Segeln eines Schiffs bei Sturmwetter gemeinlich keinen Begriff machen können, folge hier eine kurze Andeutung über Dasjenige, was ich in dieser Beziehung habe beobachten können. Man segelt entweder vor dem Wind, wenn er von hinten in die Segel weht, oder mit halbem Wind, wenn er mehr von der Seite, oder bei dem Wind, wenn er mehr von

vorn weht. Entsteht beim Segeln vor dem Wind ein Sturm, so läßt man einstweilen im Verhältniß zur Stärke desselben einige Segel aufgezogen und man kann denken, mit welcher Vogelschnelle alsdann das Schiff durch das Wasser braus't. In kurzer Zeit aber werden die Wellen so hoch, daß sie entweder, wenn sie dicht hinter dem Schiff aufsteigen, sich von dort her über dasselbe hinstürzen, oder daß, wenn sie sich vor demselben erheben, es nicht Zeit hat, sie zu übersteigen, sondern durch die reißende Schnelligkeit in Gefahr kommt, in den Wasserberg hineinzusegeln, oder, wenn es ihn an der Seite durchschneidet, in der schnellen Schwankung umzustürzen. Um nun diesen Gefahren auszuweichen, muß bei Zeiten beigelegt werden. Das Nämliche wird nöthig, wenn im Segeln bei dem Wind, oder mit halbem Wind die Wellen zu groß und heftig werden, um ihre Stöße am Bug oder an der Seitenwand des Schiffes aushalten zu können. Das Beilegen geschieht, indem man die gewöhnlichen Fahrsegel aufzieht, anstatt ihrer die Sturmsegel herabläßt und das Schiff so viel wie möglich in den Wind dreht, so daß die schräg gespannten Sturmsegel nicht mehr Wind fassen, als nöthig ist, das Schiff um ein Weniges voranzutreiben, damit man es mit dem Steuer in der Gewalt behält. Indem aber das Schiff durch den schräg einfallenden Wind vielleicht eben so viel nach der Seite

als nach vorn fortgleitet, weicht es den Wellen aus, oder lähmt ihre Kraft. Das ist das einzige Vertheidigungsmittel, welches sich auf offener See gegen den Sturm anwenden läßt. Dabei arbeitet das Schiff aber immer noch heftig genug und hält der Sturm lang an, so daß die Wellen immer höher werden, oder ist er gar so heftig, daß selbst keine Sturmsegel mehr halten, dann bleibt nichts übrig, als der Stärke des Schiffes oder dem Glück zu vertrauen. Man pflegt dann die oberen Theile der Masten herabzunehmen, damit diese weniger Schwung haben, und alle Oeffnungen auf dem Verdeck zu verschließen, so daß die Wellen blos darüber wegspülen, aber nicht eindringen können.

Bei dieser Gelegenheit, wo von der Einrichtung und dem Verhalten eines Seeschiffs die Rede ist, mögen die Seeromanschreiber auf eine Gewohnheit aufmerksam gemacht werden, deren Erwähnung ihnen bei ihren sorgfältigen Beschreibungen aller Einzelnheiten den Anstrich der genauesten Beobachtung geben müßte. Die Schiffstaue nämlich werden alle, so weit sie nicht in Gebrauch sind, auf dem Verdeck gleich einer Bratwurst in Kreisen zusammengelegt und zwar von der linken nach der rechten Seite herum, also für uns dem Lauf der Sonne nach. Bloß ein einziges unter jenen mehr als hundert Tauen pflegt man von der rechten nach der linken herumzulegen. Dieses Tau ist dasjenige,

woran die sogenannten Baken (boeien) befestigt werden, die über dem ausgeworfenen Anker auf dem Wasser schwimmen, damit man diesen, wenn das Ankertau brechen sollte, wieder auffinden kann. Jenes vor allen anderen ausgezeichnete Tau nennen die Holländer Boeireep (sprich Buireep). Es könnte nun in einem Seeroman gelegentlich etwa also heißen:

Es war ein schöner Sonntagsmorgen. Der Himmel spiegelte mit Wohlgefallen sein reingewaschenes Gesicht in dem blauen Spiegel der See, auf dem das Schiff wie eine Fliege daherkroch, und sein großes Sonnenauge glänzte aus dem Spiegel beinah noch feuriger heraus, als es hineinstrahlte. Kein trübes Wölkchen verdüsterte die klare Himmelsmiene, um die nur einzelne Locken herumwehten, weiß wie die Segel des Schiffs und wie der Schaum, womit die See dessen kupferbeschlagenes Kinn einrieb, gleich dem rothbewachsenen Kinn des Untersteuermanns, der an den Fockmast gelehnt, im Schatten der Segel sich rasirte. Neben ihm stand, bereits sonntäglich aufgeputzt, der Bootsmann und hielt, in ausruhendes Nachdenken verloren, den Blick auf die zusammengerollten Taue geheftet, die vor ihm auf dem Verdeck lagen, oder neben ihm an der Verschanzung hingen. Sie erinnerten ihn lebhaft an seine lang entbehrte Lieblingskost, an Bratwürste, und an ihren dem Lauf der Sonne nach gelegten

Ringen schien er zu zählen, wie oft die Sonne ihren täglichen Lauf noch zu vollenden habe, bis er bei „Mutter Scheppop" zu Amsterdam und ihrer dickbackigen Tochter sich wieder an seinem Lieblingsgericht ergötzen könnte. Schon glaubte er im heimathlichen Hafen den Anker fallen zu hören, indem sein Blick auf die Buireep fiel und ihre gegen den Lauf der Sonne gelegten Ringe (nur bei diesem einzigen Tau ist dies Gebrauch) mahnten ihn in seiner freudigen Vorstellung nicht daran, daß er nach wenig Wochen schon wieder die Anker lichten und die Rückfahrt nach dem glühenden Süden antreten sollte. Ha! rief er unwillkürlich aus ꝛc. ꝛc.

3.

Weitere Reise bis Batavia.

Nachdem wir durch einen Sturm als Seefahrer eingeweiht waren und unsere erste Neugier gestillt hatten, fingen wir schon an, einen Begriff von der Langeweile zu bekommen, welche ohne ganz besondere Gegenmittel eine nicht zu entfernende Begleiterin des gewöhnlichen Seelebens ist. Man fühlt sich sehr bald eingeschlossen in das hölzerne Gefängniß, man sieht nichts, als Wasser und Luft, man ist außer Stande, sich körperliche Bewegung zu machen, die Befriedigung der unschuldigsten Bedürfnisse des Herzens wie des Geistes ist versagt, man führt ein halbes Kerkerleben. In unserer Lage machten sich diese Uebelstände doppelt bemerkbar, da wir bei unserer untergeordneten Stellung keine Ansprüche auf Bequemlichkeiten oder

Aufmerksamkeiten machen konnten und da auf der andern Seite unsere Reisegesellschaft keine Unterhaltung zu gewähren im Stande war, sondern nur beitrug, das Leben recht unerträglich zu machen. Man kann sich denken, welchen Reiz eine Gesellschaft gewähren konnte, die aus Vagabunden, Deserteurs *), entlaufenen Dieben, Falschmünzern, vielleicht Mördern, oder auch aus einzelnen schuldlosen Unglücklichen bestand, die man aber nicht kannte und die nicht Bildung genug hatten, ihre Bekanntschaft wünschenswerth zu machen. Die Officiere zeigten ebenfalls keine Bildung, sie schrieen bei jeder Gelegenheit Hurrah und tranken mehr Branntwein als wir Wasser. Der Kapitän des Detachements war ein eigensinniger, mürrischer, fühlloser Franzose, der zwar das Ehrenkreuz trug, aber dadurch nichts von seiner Widerwärtigkeit verlor. Sein Hauptzeitvertreib bestand darin, mit einem Stock in die Hühnerkäfige hineinzustechen und die armen Thiere zu beunruhigen. Seine Neigung zum Stechen hatte übrigens üble Folgen für ihn, er gerieth kurze Zeit nach unserer Ankunft in Batavia mit einem kleinen Premierlieutenant, einem wackern Teutschen, in ein Duell und wurde von seinem Gegner der Art durchbohrt, daß er todt auf dem Fleck blieb.

*) Einer der Soldaten rühmte sich, 39 Mal desertirt zu sein und zwar meistens mit dem Pferde.

Den Soldaten hatte man Damenspiele, Schachspiele und Taback mitgegeben, um sie so gut wie möglich zu unterhalten und vielleicht vor rebellischen Gedanken zu bewahren, die indeß doch nicht ganz entfernt blieben, so daß die Eisen mehrere Male in Gebrauch kamen. Außerdem suchten sie aus eignen Mitteln sich die Zeit zu vertreiben, es gab Spaßvögel unter ihnen, die Komödien aufführten u. s. w. Allein das Alles reichte nicht hin, eine regelmäßige Beschäftigung zu ersetzen und den ganzen langen Tag auszufüllen. Die meiste Zeit sah man die Mannschaft gähnend und schlafend umherliegen.

In der Voraussetzung, daß die Reise an sich immer Unterhaltung genug gewähren würde, hatte mein Freund und ich nur einige wenige Bücher mitgenommen, die wir sehr bald beinahe auswendig gelernt hatten. Zum Schreiben war man in der übeln Umgebung selten aufgelegt, es gab für uns nicht einmal einen passenden Platz dazu. Auch war die nicht ganz zu verhütende Unreinlichkeit der rohen Bande so groß, daß Einem nicht selten eins von den Thierchen unter die Feder lief, die den Herodes sollen aufgefressen haben. Ein Hauptvergnügen gewährte uns das Schießen auf Vögel oder Fische, aber auch zu diesem Vergnügen fand sich nur selten Gelegenheit.

Unter solchen Umständen machte das Essen keinen geringen Theil unserer Unterhaltung und Beschäftigung

aus, wenn wir auch keine Leckermäuler dabei wurden. Morgens gab es regelmäßig Grütze, Mittags (d. h. gegen 2—3 Uhr) abwechselnd Speck und Erbsensuppe (Snert), oder Speck mit Sauerkraut, oder Pöckelfleisch mit Erbsen, oder Stockfisch mit Erbsen. Erbsen waren unvermeidlich. Des Abends blieb Jedem überlassen, seinen aus Wasser und Kleien gebackenen Schiffszwieback zu kauen, an dem man gemeinlich einige Minuten seine Zähne versuchen mußte, um nur den ersten Anbruch zu machen. Als Zugabe zu dem Zwieback erhielt man Butter und bisweilen etwas Käse. An Getränken gab es täglich zweimal ein Gläschen Branntwein und zwei kleine Feldflaschen voll Wasser. Die ewige Wiederholung der genannten Speisen machte sie uns gänzlich zuwider, zumal, da sie auf nicht sehr delikate Art von einem alten, schmierigen Koch zubereitet waren. Eine Menge gieriger Blicke folgten jeden Mittag den Schüsseln, die aus der Küche von dem reinlichen Kajütenkoch nach der Officierstafel getragen wurden. Das Verlangen nach der gewöhnlichen Landkost war so groß bei uns, daß wir gern eine einzige Kartoffel mit einem holländischen Stüber bezahlt hätten. Was das Getränk betrifft, so waren zwei Flaschen Wasser, das noch dazu bald stinkend und faul wurde, zu wenig für einen Menschen, der in der fürchterlichen Hitze beinah eben so viel Schweiß vergoß. Die Soldaten versuchten sogar bisweilen, ihren Durst

durch Seewasser zu stillen, das ihnen indeß sehr übel bekam.

Das erste Land, welches wir wieder erblickten, waren einige der kanarischen und später der kapverdischen Inseln. Die Inseln hatten sämmtlich eine düstere Physiognomie, gewährten aber doch dem Neuling einen besondern Reiz, indem sie der Phantasie zu thun gaben, für welche die erhabene Oede und traurige Majestät eines Meeresfelsens oft mehr Interesse hat, als ein blühendes Eiland. Man sah auf den genannten Inseln nichts, als schroffe Felsenküsten, ausgebrannte Vulkane, einige zerstreute Häuser und ein Paar Kokospalmen. Den Pik von Teneriffa haben wir, da das Wetter etwas trüb war, nicht gesehen. Bei den kapverdischen Inseln segelte in einiger Entfernung ein spanisches Sklavenschiff an uns vorüber, das eine Ladung von Unglücklichen nach Amerika zu bringen schien. Ich bedauerte, daß unsere 130 Soldatenköpfe, die gähnend auf dem Verdeck umherlagen, nicht auf den Sklavenhändler losgehetzt werden konnten und bedachte dabei nicht, daß unser Schiff mit dem spanischen beinahe gleichen Namen hätte führen können. Die Linie passirten wir ohne die gewöhnlichen Possen, weil dieselben bei der Menge von Soldaten wahrscheinlich zu Uebertreibungen und Unfug Anlaß gegeben hätten. Bei einer der unter der Linie häufig ein-

tretenden Windstillen gelang es der Schiffsmannschaft, einen Haifisch zu fangen. Ein Unterofficier wünschte sich zu baden. Zur Vorsicht band ihm der Schiffskapitain ein Tau um den Leib, an welchem er ihn herumschwimmen ließ. Kaum hatte er einige Schritte weit gerudert, als man von der entgegengesetzten Seite rief, daß ein Haifisch in der Nähe sei. Sogleich wurde der Unterofficier in aller Eile, wobei seine Rippen nicht geschont wurden, heraufgehißt. An das Tau wurde schnell eine große Angel mit einem Stück Speck gebunden und da ins Wasser geworfen, wo der Fisch sich gezeigt hatte. Man sah in einer großen Tiefe seine Flossen, die aus dem hellen blauen Wasser wie goldengrüne Blätter heraufschimmerten. Er hielt sich lange Zeit in seiner Tiefe und schien von dem Speck gar keine Notiz nehmen zu wollen. Allmälig kam er ein wenig höher herauf, so daß man schon etwas von seiner Gestalt sehen konnte, jedoch verrieth er noch immer keinen Appetit und schwamm ganz träg in einem Kreise unter dem Speck herum. Endlich aber gewann sein Heißhunger, den er bisher aus Vorsicht bekämpft zu haben schien, die Oberhand; er legte sich plötzlich unter den Speck auf den Rücken, verschlang ihn mit seinem unter dem Kopf befindlichen weiten Rachen und schoß damit in die Tiefe hinab. Als der Hai sich unter den Speck legte, dachte ich unwillkürlich an den

Sergeanten, durch den ich mich in Amsterdam hatte verkaufen lassen, so wie mir das Unthier überhaupt als ein passendes Bild für jene schönflossigen, gefährlichen Judasseelen erschien, die sich unterthänig unter ihre Beute legen, um sie zu — verschlingen. Möchte es nur auch ihnen allen so ergehen, wie es ihrem Herrn Vetter bei unserm Schiff erging. Kaum mochte er sich mit seinem Fraß in Sicherheit glauben, als der Steuermann, der den Fang leitete, das Tau anzog, um die Angel einzuhaken, wobei ihm jedoch der Strick mit solcher Gewalt durch die Hände gerissen wurde, daß seine Finger in Gefahr waren. Als die Angel gefaßt hatte, begannen die Matrosen, welche die Leine festhielten, das Ungeheuer aus der Tiefe heraufzuziehen. Sämmtliche Matrosen waren kaum im Stande, ihn herauszubringen. Als er über dem Wasser war, that er so heftige Schläge gegen die Schiffswand, daß das ganze Schiff dröhnte und als er auf das Verdeck kam, arbeitete er so gewaltig darauf herum, daß alle Beine aus seiner Nähe eilten, um nicht zerschlagen zu werden. Sobald er sich müde geschlagen und gezappelt hatte, schlich sich ein Matrose an ihn heran und kappte ihm mit einem Beil den Schwanz ab, worauf er sich bald verblutete. In seinem Magen fand man allerlei Gegenstände, die seit einigen Tagen über Bord geworfen waren, unter Anderm ein krepirtes Huhn. Trotz dem Lärm, den er

gemacht hatte, war er nicht sehr groß, seine Länge betrug etwa zehn Fuß. Die ganzen zehn Fuß wurden von den Matrosen aufgefressen, sie gaben den Soldaten nicht einmal eine Probe davon.

Die gewöhnlichsten Fische, welche man auf der See (d. h. im atlantischen Meer) zu Gesicht bekommt, sind die Meerschweine. Sie schwimmen immer schaarenweise und eine solche Schaar nennen die Holländer den Bauer mit seinen Schweinen. Ich habe sie fast nicht anders schwimmen sehen, als je zwei neben einander und auf diese Art bilden sie eine ganze Prozession, deren Glieder, ohne ihre Ordnung lange zu verlieren, beständig mit großer Schnelligkeit aus dem Wasser springen und in der Richtung ihres Laufes etliche Schritte weit durch die Luft fortschießen. Einen nicht weniger hübschen Anblick gewähren die fliegenden Fische, die sich bei der Annäherung eines Raubfisches wie ein Schwarm silberweißer Vögel aus dem Wasser erheben und sich gemeinlich etliche hundert Schritte weiter wieder niederlassen. Unter den Schwärmern her, die nah bei unserm Schiff vorbeiflogen, sah ich immer einen braunen Raubfisch, etwa zwei Fuß lang, mit Vogelschnelle nachschwimmen und einen aus dem Schwarm ergreifen, sobald er sich niederließ. Auf diese Art that den armen Thieren ihre seltene Kunst wenig Dienste. Wallfische sahen wir zwar viele, aber sie blieben soweit vom

Schiffe entfernt, daß wir nichts Näheres von ihnen unterscheiden konnten. Die Wassersäulen, die sie ausspieen, täuschten uns bei Abend mehrere Male, indem sie gegen den Horizont hin für Segel von Schiffen angesehen wurden. Einen Fisch haben wir gesehen, der mir aus der Naturgeschichte nicht bekannt ist, wenn er nicht etwa zu der größten Art der Delphine gehörte. Er schwamm in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten lange Zeit mit dem Schiff parallel, indem er wie die Meerschweine abwechselnd aus der See hervorschoß und seine ganze Länge, die wenigstens vierzig Fuß betrug, über dem Wasser nachzog. So oft er hervorkam, stieß er aus einem einzigen, auf dem Kopf befindlichen Loch das Wasser mit einem knallähnlichen Getöse und mit solcher Gewalt heraus, daß es als Dunst in der Luft verschwand. Er schien ein Raubfisch zu sein und wir glaubten in seinen kleinen Augen die Gier zu lesen, womit er gern Einen von uns in seinen langgespaltenen, an den Lefzen, wie es schien, jagdhundartig gezackten Rachen hineingeschlungen hätte. Ich holte meine Büchse herauf, um ihm eine Kugel in den Kopf zu schießen, allein als ich wieder auf das Verdeck kam, hatte er sich entfernt.

Unter den Seevögeln, die uns zu Gesicht kamen, waren die auffallendsten die großen Albatrosse. Sie pflegten sich in der Straße aufzuhalten, die das Schiff

hinter sich ließ, um darin den Abfall aufzufressen. Es wurden mehrere gefangen, indem man ein Stück Speck, das an einer Angel und einer langen Schnur befestigt war, hinter dem Schiff in's Wasser warf. Sobald es an sie herankam, fielen sie gierig darüber her und wurden dann schreiend an Bord gezogen. Einer maß gegen vierzehn Fuß in den ausgebreiteten Flügeln.

Einer der interessantesten Tage unserer Reise war uns der 8. Januar. Nach Tagesanbruch erblickten wir um uns herum drei Felseninseln, deren größte, die sogenannte Nachtigalleninsel, sehr hoch aus dem Meer hervorragte und einen pompösen Anblick gewährte. Unser Schiffskapitain bekam einen Anflug von romantischer Neugier und überwand sich, seine ängstliche Diligencenfahrt durch eine kleine Expedition nach der genannten Insel zu unterbrechen. Mit einem Offizier und sechs Matrosen bestieg er ein Boot und segelte ab, während das Schiff beilegte. Ich hatte mir alle Mühe gegeben, die Fahrt mitmachen zu dürfen, da ich aber bloß Unteroffizier war, konnte meine Bitte nicht berücksichtigt werden. Bis zur Rückkehr der Expedition belustigten wir uns mit Fangen und Schießen der Seevögel die zu Tausenden das Schiff umschwärmten. Gegen Mittag kam das Boot zurück. Der Kapitain hatte Anfangs unverrichteter Sache umkehren wollen, weil ihn die heftige Brandung an der Insel

zurückschreckte. Durch die Vorstellungen seiner Matrosen, welche ausgelacht zu werden fürchteten, ließ er sich indeß bewegen, einen Versuch zu machen und mit Hülfe einiger kühner Schwimmer, die sich mit Lebensgefahr durch die Brandung durcharbeiteten, gelang es, die Landung zu bewerkstelligen. Sobald das Boot an's Land gezogen war, fielen die Matrosen mit ihren Rudern und Knitteln sogleich über die Seehunde her, welche in Menge auf der Küste umherlagen. Sechs schlugen sie todt, obschon sie nur Einen mitnehmen konnten. Einer von ungeheurer Größe, dem sie die Hirnschale gespalten hatten, schleppte sich dennoch, als man sich von ihm wegwandte, in die See. Außer dem Seehund, der die Größe eines Bären hatte, brachte der Kapitain zwei Pinguins mit, welche auf dem Verdeck die putzigsten Sprünge machten, dann eine Menge Vogeleier, ein Bündel Sellerie und Kartoffeln, welche auf der Insel wild wuchsen. Letztere waren jedoch ungenießbar. Ferner hatte er am Strande einen Spaten, einen eisernen Kessel und achtzehn Fässer mit Thran gefunden, von denen er aber nur zwei mitbringen konnte. Die Geräthschaften und Fässer schienen einem Schiff angehört zu haben, dessen Trümmer rings herum den Strand bedeckten. Aus dem Holzwerk schloß der Kapitain, daß es ein amerikanisches gewesen. Es hatte wahrscheinlich die Insel des Seehundfangs wegen besucht,

und war durch einen Sturm an der Küste zerschellt. Von Menschen wurde weiter keine Spur wahrgenommen. Es wäre jedenfalls der Mühe werth gewesen, in das Innere der Insel vorzudringen, allein der Kapitain, der die zu seiner Expedition verwandte Zeit ohnehin schon in dem Schiffstagebuche nicht verantworten zu können glaubte, befahl die Rückkehr. Als die Matrosen das Boot wieder bestiegen, geriethen sie mit zwei Haifischen in einen Kampf. Der eine derselben, von der Größe eines kleinen Kahns, ergriff den Seehund, während man ihn durch das Wasser ins Boot zog, riß ihm ein großes Stück aus dem Leibe und verwundete ihn bei wiederholtem Angriff noch an mehren Stellen. Er versuchte den Seehund noch zu ergreifen, als man ihn bereits aus dem Wasser gezogen hatte und konnte nur durch einige kräftige Hiebe auf den Kopf entfernt werden. Eine solche Kühnheit und Gier der Haifische würde mir trotz den Versicherungen des glaubwürdigen Kapitains unglaublich vorgekommen sein, wenn ich nicht in Krusensterns Reise um die Welt gelesen, daß derselbe einst einen Haifisch zweimal gleich hinter einander an derselben Angel gefangen, nachdem das Thier sich beim ersten Mal mit solcher Gewalt losgerissen hatte, daß ihm der halbe Kopf aufgeschlitzt war. Wir betrachteten mit Erstaunen die aufgerissenen Stellen an dem Seehund und dachten uns das Loos, welches die Matrosen erlitten

hätten, wenn sie einige Zeit später durch die Brandung geschwommen wären.

Die nächste Abwechselung, welche unsere von nun an sehr langweilige Fahrt unterbrach, brachten einige heftige Stürme in der Gegend des Kaps der guten Hoffnung, unter welchem wir in einer Entfernung von etwa vier Graden vorbei segelten. Bei den Stürmen gab es auch dieses Mal wieder blasse Gesichter und große Augen, allein die Meisten zeigten sich schon ruhiger bei dem gefahrdrohenden Schauspiel, sie amüsirten sich an dem Umherfliegen der Kisten und an den Purzelbäumen ihrer Kameraden, wodurch bisweilen die lächerlichsten Scenen herbeigeführt wurden*). Uebrigens

*) Unter andern erinnere ich mich einer Scene, die selbst einen Heraklit hätte zum Lachen bringen müssen. Eine Eßgesellschaft von etwa zwölf Mann, unter denen zwei alte Soldatenweiber, hatte sich, um bei dem Schwanken des Schiffs eine festere Haltung behaupten zu können, rings um einen großen hölzernen Napf voll Erbsensuppe platt auf den Boden gelegt, mit der einen Hand je nach den Bewegungen des Schiffs den Napf balancirend, um das Ueberschütten zu verhüten. Plötzlich legte sich, bei einem heftigen Wellenstoß, das Schiff der Art auf die Seite, daß selbst das platte Liegen auf dem Boden keinen Halt mehr gab und die Gesellschaft sammt dem Erbsennapf mit reißender Schnelligkeit nach dem entgegengesetzten Bord in eine dunkle Ecke glitt. Unmittelbar darauf, als das Schiff wieder herüber schwankte, sah man die ganze Familie wieder aus der Ecke wie von einem Berg und wie mit absichtlicher, wettrennender Vehemenz zurückrut-

hatten wir unter dem Kap bei Nacht viel von der südlichen Kälte zu leiden.

Am 7. Februar, in der Nähe der Inseln St. Paul und Amsterdam, stürzte sich bei Nacht ein Korporal über Bord. Wegen der Dunkelheit, der schnellen Fahrt und der hohen See war an keine Rettung mehr zu denken. Der Mann gehörte zu den Gesitteteren und Gebildeteren des Detachements und suchte den Tod, weil er an einer seit einiger Zeit unter der Mannschaft eingerissenen Augenkrankheit völlig zu erblinden fürchtete. Vielleicht hatten sich diesem körperlichen Uebel auch sonstige traurige Ahnungen hinsichtlich seines Schicksals in Batavia, worauf die Behandlung auf dem Schiff bereits vorbereitete, zugesellt und ihn zu dem verzweifelten Entschluß gebracht.

---

schen. Dabei gab es allerlei ängstliches Geschrei und hyperkomische Situationen und Gruppen. Sie hielten sich aneinander fest, sie griffen sich in die — Gesichter, sie überkugelten sich und zwar der Eine das Gesicht, der Andere den Leib mit Erbsenbrei überkleistert. Und mitten in der Gruppe hüpfte der leere Erbsennapf wie ein muthwilliger Bube über Leiber und Köpfe hinweg und theilte Püffe aus nach allen Seiten. Diese Rutschpartie auf der von Erbsensuppe geglätteten Bahn wurde mehrere Male unter betäubendem Gelächter der Zuschauer hin und her gemacht, bis eine augenblickliche Ruhe des Schiffs den Geängstigten Zeit ließ, zur Besinnung und auf die Beine zu kommen, was namentlich den beiden Damen sehr schwer wurde.

Am 10. kam ein englisches, nach Padang, auf der Insel Sumatra, bestimmtes Schiff auf etwa 100 Schritt an uns heran, um mit dem Unsrigen die übliche Bekanntschaft anzuknüpfen und Erkundigungen einzuziehen, wofür die Holländer den Ausdruck praayen gebrauchen. Die beiden Kapitains besprachen sich durch das Sprachrohr und belogen einander um die Wette. Die Schiffskapitains sind nämlich eifersüchtig darauf, die schnellste Fahrt gemacht zu haben. Sprechen nun zwei auf der See mit einander und der eine fragt, wie lange der andere unterwegs sei, so gibt dieser gemeinlich, im Fall die Zeit seiner Abfahrt Jenem nicht bekannt sein kann, eine viel kürzere Frist an, als er wirklich gebraucht, und, um nicht für besiegt zu gelten, ist dann der Andere natürlich noch viel später abgefahren. Sie gebrauchen auch wohl, wenn sie schnell gefahren sind, die List, eine längere Zeit anzugeben, als sie wirklich unterwegs waren, und läßt sich dadurch der Andere bewegen, seinerseits die Wahrheit zu sagen, so kann der Erstere darnach einen sichern Vergleich anstellen.

Wir rückten unserm Ziel jetzt allmälig auf merkbarere Art näher. Täglich wurden die Fortschritte, die wir gemacht, auf der Karte bezeichnet und danach berechnet, wie viel Tage wir noch auf der See zubringen würden. Wie früher von Harderwyk nach der See, so sehnten wir uns jetzt von der See nach Batavia. Dort

hofften wir Ersatz zu finden für die ausgestandenen Unannehmlichkeiten und dort konnte von der Langeweile, die uns auf dem Schiffe so sehr geplagt, nach unserer Vorstellung keine Rede sein. Namentlich für meinen Freund und mich war es ein erhebender Gedanke, nun bald an der ersten Hauptstation unserer großen Reise angelangt zu sein. Die seit unserer Ankunft in Harderwyk bereits gemachten Erfahrungen hatten uns zwar etwas zum Nachdenken gebracht, allein die Stützen, welche die Erfahrung mit ihrem unbarmherzigen Fuß unter unsern Planen hinweggestoßen, waren durch unsere reproduktive Phantasie bald wieder ersetzt. Nur den javanischen Boden unter den Sohlen — weiter verlangten wir einstweilen nichts, um unserer Zukunft gewiß zu sein. Am 6. März erschien uns ein Zeichen, daß wir diesem Boden nicht mehr fern waren. Bei Regen und trübem Wetter sahen wir in einiger Entfernung zur Seite des Schiffs einen schwärzlichen Gegenstand von der Größe eines Bootes auf den Wellen schwimmen. Einige hielten ihn für den Wrack eines Schiffes, Andere für ein Boot und glaubten sogar einen Menschen darin zu erkennen, der die Hände hülfeflehend ausstreckte. Andern schien es ein todter Büffel, ein Rhinozeros, Elephant oder Fisch zu sein. Der Schiffs-Kapitain hielt es der Mühe werth, das Räthsel zu lösen. Er ließ sich in einem Boot hinanrudern und

kaum hatte er den Gegenstand erreicht, als wir ihn aussteigen und sich daraufsetzen sahen, wodurch er zu den sonderbarsten Vermuthungen Anlaß gab. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und wir erfuhren, daß der Gegenstand unserer Neugier ein ungeheurer alter Baumstamm war, der vielleicht schon ein halbes Jahrhundert auf der See umherschwamm. Der Kapitain hatte, an die heraufstehenden Aeste sich festhaltend, sich auf den Stamm gesetzt, um mit den Zehen und Fingern junge Haie und andere Fische anzulocken, die in Menge um den Baum herumschwammen — ein origineller Einfall, wodurch sich indeß kein Fisch verlocken ließ. Nachmittags wurde ein langes, halb verfaultes Bambusrohr aufgefischt, in dessen Höhlungen sich allerlei Krabben aufhielten. Solche unbedeutende Gegenstände, die auf dem Papier nicht der Rede werth scheinen, gewähren auf der See ein unbeschreibliches Interesse und liefern einen ganzen Tag Stoff zur Unterhaltung.

Am 8. erblickten wir bei Tagesanbruch nordöstlich einige hohe Berge. Im Nu eilte Alles aus den Hängematten auf's Verdeck. Nach dem Aufgang der Sonne sahen wir schon Java zur Rechten, Sumatra zur Linken und segelten mit günstigem Wind in die Straße Sunda hinein. Entspräche auf Java Alles dem Eindruck, den sein Anblick namentlich bei der Einfahrt in

die Sundastraße macht, so müßte die Insel ein wirkliches Paradies sein. Eine üppigere Vegetation, schönere Berge und Thäler lassen sich gar nicht denken. Schon von der See aus glaubten wir die Schatten der frischgrünen, dichtbelaubten Bäume zu empfinden, unter Pisangs, Kokospalmen, Apfelsinen, Mangistans, Prambutangs auszuruhen und ihre herrlichen Früchte zu kosten. So weit man sah, schien das Land ein einziger Garten zu sein. Der Eindruck, den die Physiognomie und Schönheit einer solchen Natur macht, ist bei Dem, welcher zum erstenmal ein tropisches Land sieht, doppelt groß. Gegen neun Uhr befanden wir uns dem Fort Anjer gegenüber, wo die Schiffe Halt machen müssen. Die beiden Kapitains gingen an's Land, um ihre Papiere abzugeben. Kaum lag das Schiff vor Anker, als schon eine Menge Malaien auf ihren Booten heranruderten und Hühner, Papagaien, Affen, allerlei Früchte rc. zum Verkaufe anboten. Einige Boote waren sicher keinen Fuß länger und keinen halben Fuß breiter, als der Mann, welcher darin saß. Er führte ein einziges Ruder, das an beiden Seiten eine Schaufel hatte, so daß das Boot ohne Leibesbewegungen und Schwankungen damit fortgetrieben werden konnte. Die Menschen waren gut gebaut und sehr gewandt, aber nicht hübsch von Gesicht und hatten alle kohlschwarze Zähne. Das schwarze Haar trugen Einige lang herab,

wie Frauenzimmer bei der Toilette. Ihre Zungen waren äußerst geläufig, sie plapperten schneller, als der plauderhafteste Franzose. Auffallend war das Mißtrauen, das sie durch Blicke und Handlungen zu erkennen gaben; sie ließen nicht das Geringste aus den Händen, bevor sie das Geld dafür erhalten und forderten dazu noch ganz unverschämt. Das Geld besahen sie sehr sorgfältig und war es im Mindesten abgeschliffen, wie dieß bei dem jetzigen holländischen Geld in der Regel der Fall ist, so nahmen sie es gar nicht an. Man kann sich, wenigstens ich konnte mich nicht enthalten, beim ungewöhnten Zusammentreffen mit so fremdartigen, halbwilden Menschen sie in ein gewisses Verhältniß zur Thierwelt zu setzen. Dieß hat zur Folge, daß man Alles, was man Menschliches an ihnen beobachtet, ihnen doppelt anrechnet und mit doppeltem Interesse ansieht. Es ist nicht anders, wie das wohlgefällige Staunen, womit man die menschlichen Mienen und Manieren eines Affen betrachtet.

Wir segelten bei meist schwachem und veränderlichem Wind drei Tage lang durch die Straße Sunda, links die unzähligen kleinen Sundainseln, nur von Fischern und Seeräubern bisweilen besucht, rechts die herrliche javanische Küste mit ihren großartigen Einbuchten und Bergen. Ein feuerspeiender Berg, als welcher er uns bezeichnet wurde, schien die andern um mehrere

tausend Fuß zu überragen. Am 12. März ließen wir auf der Rhede von Batavia zwischen einer Menge von Schiffen der verschiedensten, auch chinesischer Flagge, die Anker fallen. Nur teutsche Schiffe waren nicht zu sehen und es kam diesem Mangel damals auch noch kein Bewußtsein von der Existenz einer preußischen „Amazone" zu Hülfe. Von Batavia sieht man auf der Rhede fast gar nichts, auch hat dort die Küste ein flaches, reizloses Ansehen. Wir sehnten uns daher um so mehr, die berühmte Stadt zu betreten, mußten aber noch zwei Tage auf dem Schiff zurückbleiben, bis der Kapitain uns angemeldet hatte und Alles zu unserm Empfang bereit war. Der Aufenthalt auf der ungesunden Rhede war namentlich für die Augenkranken sehr schädlich, deren ich Einige drei Monate später im Hospital wiedersah, ohne daß sie sich im Mindesten gebessert hatten.

4.

Ankunft in Batavia.

Viermonatlicher Aufenthalt daselbst.

Am 14. März, nach viermonatlicher Reise, bestiegen wir einige große, von Chinesen und Malaien geführte Boote, um ans Land gesetzt zu werden. Als wir noch etliche hundert Schritte von der Küste entfernt waren, sprangen die Malaien in das hier seichte Wasser, um die Boote weiterzuziehen. Mir schien das ein Beweis zu sein, daß auf der Rhede von Batavia die Gefahr vor Krokodillen (Kaimans), deren wir nicht ein einziges gesehen, nicht so groß ist, als man sie gemeinlich zu machen sucht. Das Erste, worauf am Lande unser Auge fiel, war eine große Menge malaiischer Sträflinge, die, mit Ketten beladen, unter gewaltigem Lärm an einem Pfahlwerk arbeiteten. Wenn man eine Reise nach einer

etliche tausend Meilen entfernten schönen Insel macht, sind kettenbeladene Eingeborne gewiß das Letzte, woran man denken würde. Bei uns waren sie das Erste, das wir erblickten, und der Eindruck, den sie machten, war allerdings nicht der angenehmste. Sie präsentirten sich als die Träger der holländisch-ostindischen Kultur und Humanität. Wir fuhren an ihnen vorbei in die Mündung des Flüßchens Jakatra, welches sich als ein Kanal in die Rhede mündet. Am Ende dieses etwa eine Viertelstunde langen Kanals, wo die ersten Häuser von Batavia liegen, stiegen wir aus. Unser Gepäck wurde in zwei Boote zusammengepackt und über den Jakatra, der sich in mehreren Krümmungen bis durch Weltevreden hinaufwindet, weitergeschafft. Als wir wieder festen Boden unter uns fühlten, glaubten wir ihn förmlich erobert zu haben, fühlten uns aber auch versucht, mit den Füßen darauf zu stampfen, um zu erproben, ob wir ihm wohl trauen dürften. Das Gefühl der Unsicherheit setzt sich bei einer langen Seereise so fest, daß man noch längere Zeit nachher, wenn man auf dem Lande z. B. zu Tische sitzt, ihn plötzlich ergreifen und festhalten zu müssen glaubt, damit durch das Schwanken des Schiffs die Schüsseln nicht herabgeworfen werden. Unser Empfang war ziemlich gut, wir erhielten zur Stärkung ein Glas vortrefflichen Branntwein und frische Semmeln, die

uns nach der langen Entbehrung wahrhaft wie Nektar und Ambrosia schmeckten. Als wir uns gestärkt hatten, setzten wir uns, einige Hornisten an der Spitze, in unsern fingerdicken harderwykschen Jacken und Hosen schweißtriefend in Marsch. Alles, was uns nun unter die Augen kam, war etwas nie Gesehenes. Die schönen Bäume, die in dem verschiedenartigsten Laub umherstanden, die Vögel, die über uns hinflogen, und unter denen nur die Sperlinge europäisch pfiffen, die Chinesen und Malaien, die in ihren Geschäften fast ganz nackt durch die Straßen umherliefen, oder aus ihren barocken, mit allerlei seltsamen Handelsartikeln und Geräthschaften gefüllten Wohnungen hervorguckten, kurz, alle unsere neuen Umgebungen bestürmten unsere entwöhnten Sinne der Art, daß wir im eigentlichsten Sinne des Worts außer uns selbst waren und wie im Traum forttaumelten. Die mit der Musik Schritt halten konnten, waren nur die völlig Indolenten. Das eigentliche alte Batavia, welches wir zuerst durchschritten, ist nicht sehr groß und im Ganzen schlecht gebaut, es ist gleichsam bloß die unansehnliche Wurzel, aus welcher die schönen, in das Land hineingebauten Vorstädte wie lange Blumenranken hervorsprießen. Wegen seiner sumpfigen, ungesunden Umgebung und Lage wird es fast nur von Chinesen und Malaien bewohnt, während die Europäer, welche meist bloß Packhäuser und

Comptoire daselbst besitzen, sich in den gesunder liegenden Vorstädten Molenvliet, Riswyk, Weltevreden 2c. 2c. angebaut und eingewohnt haben. Diese Stadttheile bestehen aus den schönsten, mit schattigen Säulengängen umbauten Häusern, deren jedes einzelne, mit Garten und Park umgeben, wie ein Landhaus für sich dasteht. Wir marschirten über eine Stunde bei diesen Häusern vorbei, bis wir am Abend zu Weltevreden bei den Kasernen ankamen. Sobald uns unsere Quartiere angewiesen waren, erhielt ich den Befehl, mit 20 bis 30 Mann das Gepäck, wozu auch das der Offiziere gehörte, heranzuschaffen. Die Malaien, die es transportirt hatten, warteten damit etwa 10 Minuten von der Kaserne auf dem Jakatra. Für alles Fehlende wurde ich verantwortlich gemacht und ließ es daher an sorgfältiger Recherche nicht mangeln. Als Alles ausgepackt war, vermißte ich einen Soldatenmantel. Ich untersuchte die Boote und fand den Mantel unter Brettern versteckt. Sogleich ergriff ich den Malaien, der das Boot führte, beim Arm, um ihm wenigstens eine kleine Lektion für den beabsichtigten Diebstahl zu geben und für die grenzenlose Unverschämtheit, womit er seine Unschuld darzuthun suchte. Er benutzte aber einen günstigen Augenblick und sprang mit solcher Heftigkeit über Bord, daß er mich beinah mit in den Fluß gerissen hätte. In Eifer gerathen, schiffte ich ihm nach, während

auf dem Ufer eine Menge Malaien unter gewaltigem Geschrei aus den benachbarten Hütten zusammenliefen, konnte aber glücklicher Weise den gewandten Schwimmer nicht einholen. Glücklicher Weise sage ich, denn, wie ich später hörte, wäre er, wenn er bekannt geworden, entweder gehängt, oder wenigstens unter die Kettenmänner gesteckt worden, die wir an der Rhede gesehen. Die holländische Justiz ist also in Ostindien ziemlich einfach und erschwert ihren Gang nicht durch zu viel Abstufungen in den Strafen.

Den andern Tag wurden wir in eine andere Kaserne einquartirt. Vor derselben ließ ein Lieutenant, dem einstweilen das Kommando über uns übertragen war, die Mannschaft einen Kreis formiren und hielt folgende erbauliche Anrede an uns: „Jungen, ihr seid hier in das schönste Land der Welt gekommen, hier wächst Alles in Ueberfluß: die leckersten Früchte, die besten Dirnen, Reiß in Menge, woraus man den vortrefflichsten Arack macht, zugleich aber, Gott verdamm' mich, das beste Rohr, woraus man die vortrefflichsten Stöcke schneidet. Hier zu Lande kann man thun, was man will, ihr könnt saufen, ihr könnt todtschlagen, so viel ihr wollt, nur ist eine Bedingung dabei: wir dürfen es nicht gewahr werden. Sobald wir erfahren, daß ihr dummes Zeug macht, legt man euch auf die Bank, vier Mann halten fest, zwei hauen mit Rohr-

stöcken hinten drauf und dann in's Loch damit. Ist es ein Unterofficier oder Korporal, so nimmt man ihm die Streifen vom Arm, legt sie unter die Bank und haut ihm ein Dutzend andere dafür auf den Hintern. In zwei Tagen setzt Keiner einen Fuß vor die Kaserne. Denkt an die Bank! Kehrt — Marsch!" Mein Freund fragte mich nach dieser Rede, was ich von unsern romantischen Aspekten dächte? Zwei Tage waren wir schweißtriefend in die Kaserne eingesperrt, auf den Handel mit chinesischen und malaiischen Hausirern beschränkt, welche allerlei Früchte 2c. zum Verkauf brachten. Dennoch fehlten bei den Appells, die dreimal des Tags gehalten wurden, gewöhnlich ein bis zwei Dutzend. Diese kamen zwar nicht sogleich auf die Bank, aber meistens in's Hospital, woraus nur Wenige zurückkehrten — eine Folge der Unmäßigkeit, womit sie über die Früchte und den Arack hergefallen waren. Die Löhnung, die sie während der Seereise verdient, wurde ihnen in Batavia auf ein Mal ausbezahlt und man kann sich denken, welchen Gebrauch die rohen Menschen davon machten, nachdem sie so lange Zeit eine nothgedrungene Mäßigkeit geübt hatten.

Am dritten Tage wurden wir zu einer ostindischen Parade mit dem europäischen Sack und Pack vor den Obristlieutenant beordert, der unsere Abtheilung kommandirte. Als wir etwa eine Stunde gestanden und

geschwitzt, kam anstatt des Obristlieutenants, der seiner Gewohnheit nach zu tief in's Glas gesehen hatte, ein von ihm abgesandter Officier, um für ihn die Revue abzuhalten. Dieser Officier war für mich einer der liebenswürdigsten Holländer, die ich je gesehen. Um zu zeigen, worin seine Liebenswürdigkeit bestand, muß ich von dem geschichtlichen Mann einen flüchtigen Riß entwerfen. Er war von mittlerer Statur, gesetzt, wohlhabender Bauch, etwa vierzigjährige Taille, horizontale Schultern, Kopf mehr Tiefe als Fronte, das Gesicht ein groblinigter Holzschnitt, Mund unergründlich unter der üppigen, überhangenden Fülle eines gelbgrünlichen Schnurrbarts, Nase mit röthlicher Spitze und erhabenem, aber schmalem Rücken und unbedeutender Wurzel, Augen groß und blau, das rechte etwas nordwestlich schielend, Stirne kriegerisch senkrecht und wegen des dünngewordenen Haarwuchses von unberechenbarer Höhe, obschon die goldgebordete Mütze mit dem holländisch-horizontalen Schirm etwas nach hinten stand; Backenbart röthlich; Ausdruck des Gesichts verfehlte Martialität und hinter derselben durchscheinend ein schlauköpfiges, selbstgefälliges Lächeln, das gar nicht zu beschreiben ist. Dieß Lächeln, verbunden mit den gekreuzten Armen und einem forschenden, ausdauernden Blick, war mir der Schlüssel zu der Liebenswürdigkeit des Mannes. Ich merkte ihm nämlich an, daß er glaubte, Aehnlichkeit

mit Napoleon zu besitzen. Wie kam der Mann dazu? In seinem Gesicht lag die Aehnlichkeit nicht, in seinem Verstand, daß sich Gott erbarme, auch nicht. Sie lag in seinem — Bauch. Ich bemerkte, daß er von Zeit zu Zeit nach seinem Bauche sah und wenn er ihn über die gekreuzten Arme hinweg ohne den Kopf viel zu bücken hatte sehen können, so richtete er sich jedesmal mit der Freude über die erneuerte Bestätigung, daß er ein Napoleon sei, wieder empor. Alsdann heftete sich sein Auge auf Den, welchem er den Beobachter anzusehen glaubte, fixirte ihn mit jenem Blick, womit er durch die Herzen und Tornister hindurchsah und ließ dann hinter diesem physiognomischen Gewitterdrohen die Sonne seines Lächelns aufgehen, welches triumphirend den Fixirten fragte: „Nicht wahr, du wunderst dich, hier einen Napoleon zu finden? Dich beunruhigt mein Blick? Sei nur ruhig, mein Sohn, ich könnte euch alle vernichten, aber ich bin zufrieden, wenn ich euch bewiesen habe, wer ich bin." Er begnügte sich übrigens nicht, den Beweis mimisch und physiognomisch zu führen, er führte ihn auch oratorisch. „Unterofficiere vor!" ertönte seine Stimme, die so rauh war, wie der Bart, in dem sie sich brach. Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht? fragte er den ersten Unterofficier. Der Prinz Friedrich, war die Antwort. „Verwandt mit ihm?" Nein. „Schon gedient?" Nein. „Was für

ein Landsmann?" Ein Teutscher. „Der Prinz Friedrich ist ein guter Mann." Nr. 2. „Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht?" Der Prinz Friedrich. „Hm! Was für ein Landsmann?" Ein Teutscher. „Sprechen Sie Holländisch?" Nein. „Können Sie exercieren?" Nicht viel. „Warum bleiben sie denn nicht in Ihrem Schelmenland? Wir haben, Gott verdamm' mich, holländische Jungen genug, sind andere Kerls." Nr. 3 (ich). „Wer hat sie zum Sergeanten gemacht?" Ich (auf Holländisch): der Obrist in Harderwyk. „Was für ein Landsmann?" Ein Teutscher. „Und sprechen Holländisch? Wo gelernt?" Die Schönheit der Sprache hat mich angezogen, ich habe Unterricht genommen. „Ein tüchtiger Unterofficier! Hier, ihr Moffen, nehmt ein Exempel. Der Unterofficier wird sein Glück machen." Nr. 4. „Was für ein Landsman?" Ein Schwede. „Sind keine Türken hier? Wer hat Sie zum Sergeanten gemacht?" Der Prinz Friedrich. „Ich wollte, daß der Prinz Friedrich zum Henker (na de bliksem) wäre mit allen seinen Moffen und Schweden." In dieser Art examinirte er die ganze Reihe herunter. Man glaube aber nicht, daß ihm seine harten Worte gemeint gewesen, sie sollten ihn bloß als Napoleon legitimiren. Darin eben bestand seine Liebenswürdigkeit. Hätte er sich, wie so viele Andere, bloß etwas darauf eingebildet, daß er ein

Holländer war, so wäre er unausstehlich gewesen; daß er sich aber für einen holländischen Napoleon hielt, darin bestand sein Triumph über die Herzen. Der Schelm! Man konnte ihm durchaus nicht böse werden, selbst bei den härtesten Worten nicht. Ich hätte so gern aus voller Brust gerufen: vive l'empereur! und ich bin überzeugt, er würde es sogleich auf sich bezogen und gedankt haben. Als er die Unterofficiere gemustert, durchflog er mit seinem Napoleonsblick die Reihen der Gemeinen und bemeisterte sich rasch ihrer Seelen. Darauf befahl er dem Feldwebel, uns in die Kaserne zurückzuführen und sah uns mit gekreuzten Armen unter dem Rauschen der hohen Allee, worin wir gestanden, noch eine Weile bedeutungsvoll nach.

Am 4. Tage endlich wurden uns die europäischen Winterkleider abgenommen. Wir erhielten an die Stelle zwei schneeweiße Jacken und Hosen von einem schlechten baumwollenen Zeug. Sie sollten vier Monate aushalten, aber schon nach etlichen Wochen hingen die Fetzen davon. Dieß rührte theils von der Unhaltbarkeit des Stoffs, theils von der Waschart der malaischen Wäscherinnen her, welche das Waschen nicht durch Reiben mit den Fingern, sondern durch Schlagen auf eine schräg in's Wasser gestellte Bank bewerkstelligen.

Sobald wir die neuen Kleider am Leibe hatten, bezogen wir zum dritten Mal eine andere Kaserne,

worin wir für längere Zeit bleiben sollten. An den Kasernen zu Weltevreden ist nichts auszusetzen, sie sind recht hübsch und luftig gelegen und unten wie oben mit Korridors umgeben, welche Schatten und Raum zur Abhaltung von Appells 2c. 2c. gewähren. Der Aufenthalt der Soldaten ist gemeiniglich eine einzige, durch die ganze Länge der Kaserne durchlaufende luftige Stube, die Unterofficiere haben besondere Stuben. Die Fenster bestehen blos aus Oeffnungen, mit hölzernen Gittern versehen. Dadurch haben zwar die Winde, aber auch die Mücken, diese unausstehlichen Schlafstörer, freien Eingang, eben so eine Art Eidechsen, welche zu Batavia in unverschlossenen Häusern wie die Fliegen an den Wänden umherlaufen, indem sie piepen wie Vögel. Man läßt sie ungestört, weil sie ganz unschuldige Thiere sind und das Ungeziefer wegfangen. Unsere Betten bestanden in hölzernen Gestellen, über welche eine starke Leinewand gespannt war. Als Unterlage auf dieser elastischen Bettstelle diente bloß eine Schilfmatte, welche Kühlung gewährte und man schlief sehr gut darauf.

Sobald ich eingekleidet war, machte ich dem Obristen, der mir in meiner Vaterstadt seine Protection versprochen, meine Aufwartung. Er empfing mich, wie ich erwartet hatte, recht artig. Ich benutzte die Unterredung, um ihm anzudeuten, daß ein Freund mit

mir gekommen sei, der ebenfalls bemüht sein werde, seinen Beistand zu verdienen. Mit einer auffallenden Gereiztheit verwahrte sich der Obrist vor der angedeuteten Zumuthung und wollte von keinem Andern wissen, als von mir. Er sagte, mich kenne er, er könne meine Familie, meine Verhältnisse, meine Person beurtheilen, in Bezug auf meinen Freund sei das Alles nicht der Fall und er müsse ihn seinem Glück überlassen. Das Versprechen, das er mir gegeben, werde er halten, er habe aber schon zu viel Erfahrung gemacht, als daß er sich in Batavia noch mit Menschen einlassen sollte, die er nicht kenne, ich möge ihn daher mit keinen weitern Vorstellungen über die Sache behelligen. Trotz dieser für meinen Freund unerwartet ungünstigen Stimmung bewog ich diesen dennoch, dem Obristen einen Besuch abzustatten und ein mitgebrachtes Empfehlungsschreiben abzugeben. Er kam aber sehr niedergeschlagen zurück. Man beurtheile hiernach, wie mißtrauisch und gleichgültig in Batavia selbst die besten Menschen gegen Fremde sind und man verlasse sich weder auf persönliche Insinuation, noch auf Empfehlungsschreiben. Ich lernte eine Menge Freiherrn aus allen Gegenden Teutschlands kennen, die eine ganze Tasche voll Empfehlungsschreiben nach Batavia mitgebracht hatten. Der Eine war Gemeiner, der Andere Korporal, der dritte Vice-, der vierte wirklicher Unterofficier. Sie

blieben aber Alle, was sie waren (d. h. wenn sie nicht etwa einen Grad herunter gesetzt wurden) und man schickte sie in das Innere von Java, oder nach den Molucken, nach Borneo rc. rc., ohne daß sich ein Mensch weiter um sie bekümmert hätte. Auch einen Grafen B—l aus Plauen sah ich als Viceunterofficier mitmarschiren, sein Grafentitel hatte ihm so wenig genützt, als seine Empfehlungsschreiben.

Mit der Kaserne hatten wir auch den Kompagniechef gewechselt. Wir erhielten einen ausgesuchten Kasernenhelden, einen durch und durch rohen Menschen mit einem widrigen Gensdarmengesicht, auf welchem Flüche, Schimpfwörter, Arrest, Stockhiebe, kurz der ganze Inbegriff der holländisch-ostindischen Disciplinirmethode zu lesen war. Er hielt auch redlich, was sein Gesicht versprach, insbesondere schien die Bank der Stockhiebe eine wahre Theaterbühne für ihn zu sein. Fast täglich wurde ein Stück darauf aufgeführt, dem er als Regisseur mit wahrem Behagen zuzusehen schien. Die Leute wurden geschlagen, daß ihnen das Blut durch die Hose drang, und dann in's Kachot geführt oder vielmehr geschleppt, weil sie gemeinlich kaum noch gehen konnten.

Der Gang unserer täglichen Beschäftigung war folgender. Morgens beim Anbruch des Tages, welcher in Batavia nach sehr kurzer Dämmerung um 6 Uhr

beginnt, so wie er Abends um 6 Uhr regelmäßig aufhört, wurde Appell gehalten und Jedem eine Semmel und ein Glas Arack ausgetheilt. Wem dieß Frühstück nicht genügte, dem stand eine mit Sirup versüßte Tasse Kaffee mit Olikuhk (Oelkuchen — aus Mehl und Pisang in Oel gebacken) zu Gebot, womit vor der Kaserne stets bei Tagesanbruch einige malaische Männer und Weiber aufwarteten. Nach dem Frühstück wurde exercirt, bis die Hitze es nicht mehr zuließ, nämlich bis 9 oder 10 Uhr. Auf das Exerciren folgte das Essen, welches hauptsächlich aus Reiß, dem Hauptnahrungsmittel auf der Insel Java, bestand *). Nachmittags gegen 4 Uhr wurde wieder exercirt. Während der Zwischenzeit war es nicht erlaubt, auszugehen, weil die Hitze der Gesundheit zu nachtheilig war. Diese Zeit wurde meistens durch Schlaf ausgefüllt, dessen man sich nicht erwehren konnte. Wenn der Abend kam, zerstreute sich Alles umher in die Promenaden oder in die Kneipen und chinesischen Speisehäuser, wo man für wenig Geld gebratene Hühner, Kuchen, Fische, Reiß ꝛc. kaufen konnte. Eine Flasche Kapwein (dort Madera genannt) kostete nur einen

*) Zum gewöhnlichen Getränk eignet sich dort nicht das frische Wasser, wie bei uns, sondern kalter Thee, der in den dortigen Kasernen in Kufen zur Disposition steht. Das frische Wasser verursacht Bauchgrimmen und Diarrhoe.

Gulden, dagegen eine Flasche Bier ebensoviel. Ueberhaupt, was aus Europa kommt, was beim Transport schwer zu conserviren ist und was zum Luxus gehört, hat dort enorme Preise, wogegen die Landesprodukte ꝛc., woran in der Regel Ueberfluß ist, meist für ein Spottgeld zu haben sind. Um 9 Uhr wurde wieder Appell abgehalten und dann, nachdem man noch ein Glas Arack getrunken, mußte sich Alles zu Bette verfügen. So verlebte man einen Tag, wie den andern, exercirend, schlafend, essend und wieder schlafend. Es war stets besondere, von der Laune der Officiere abhangende Erlaubniß nöthig, um aus dieser engen Bahn einen Schritt herauszuthun und es erforderte besondere Bemühungen, um bei dieser Beschränkung und Abgeschnittenheit einige Kenntniß von den Merkwürdigkeiten des Landes zu erhalten. Sogar zu einem Gang nach Batavia war besonderer Urlaub nöthig. Nur Sonntags konnte man sich einige Stunden umsehen. Alsdann hatte man auch die beste Gelegenheit, sich durch den seltnen Anblick der europäisch-batavischen oder batavisch-europäischen Civil-Elite zu erquicken. In eleganten Equipagen versammelte sich Sonntags Nachmittags eine Menge derselben auf einem großen Platz, der in der Nähe eines pompösen Verwaltungsgebäudes liegt, um der Musik zuzuhören, die dort von dem Militair-Musikkorps vorgetragen wurde. Dort sah man

den glänzendsten Kleiderluxus, die widerwärtigste Nabobsgrandezza, die bleichsten, fadesten Limonadegesichter, kurz die Musterkarte der batavischen feinen Welt. An Wochentagen fliegen diese seltenen Vögel fast nur bei Abend aus. Fünf, sechs bis sieben Uhr ist die Zeit, wo in Batavia die Europäer- und Thier-Welt lebendig wird. Eine Unzahl Equipagen fliegt durch die schönen Alleen und Promenaden umher, jede Equipage hinten und vorn mit malaiischen Dienern besetzt, welche große brennende Fackeln in den Händen halten. Die Schwärme dieser riesenhaften Johanniswürmer verschönern die Abende durch einen wahrhaft magischen Reiz. Daneben beginnen die Thiere ihr vielstimmiges Konzert: hier schwirrt eine Fledermaus oder vielmehr hundert, dort schreit ein Vogel, dort zischt eine Schlange, dort brüllt ein riesenhafter Frosch, dort läßt ein Gecko seinen widrigen Namens-Ruf erschallen. Welch einen Lärm muß es erst in den großen javanischen Wäldern geben, wo das Konzert durch Tiger, Büffel, Rhinozerosse 2c. 2c. vollständig gemacht wird! Diesen geräuschvollen Abenden folgen die herrlichsten Nächte, ganz geeignet, einen Dichter zu begeistern, eine Liebe zu beglücken, oder einen Fremdling in die ferne Heimath zu versetzen, die unter den niegesehenen Umgebungen bei Tage nichts ihm vorspiegelt.

Das Leben der europäischen Noblesse in Batavia

charakterisirt sich im Allgemeinen durch Weichlichkeit und Luxus. Der Tag wird, außer einer kurzen Berufsbeschäftigung, ausgefüllt durch Schlafen, Baden, Essen, Trinken, Spazierenfahren u. s. w. Keine dieser Verrichtungen geschieht ohne die Beihülfe von gekauften oder ungekauften Sklaven und Sklavinnen. Dieß geht so weit, daß die Herrn sich durch Sklaven sogar die brennende Cigarre in den Mund stecken, und diejenigen, denen keine Ehehälfte im Wege steht, sich durch Sklavinnen aus- und anziehen lassen, wie die Sultane. Solch weichliches Leben führt natürlich auch zu allerlei raffinirten Kunststücken der Sinnlichkeit. Es lassen sich z. B. diejenigen, die so weit ausgemergelt sind, daß sie weder zum rechten Schlafen, noch zum rechten Wachen die gehörige Kraft mehr haben, zu Beidem durch ihre Sklavinnen förmlich zurechtmachen: sie lassen durch Streicheln, Stoßen, Kneipen, Kneten u. s. w. (wofür es besondere Kunstausdrücke gibt) entweder den Körper so lange bearbeiten, bis er in den gewünschten Schlaf fällt, oder durch veränderte Anwendung dieser Mittel ihn so lang reizen, bis der halbtodte Lebensgeist in seinem eingefallenen Grab sich wieder zu regen beginnt. Bei dem Gedanken an derartige Scenen empfindet man doppelten Ekel, wenn man sich dabei die breitmäulige Liebes-Gourmandise eines holländischen Nabobs vorstellt.

Was, neben den gedachten Privatvergnügungen, die öffentlichen betrifft, so beschränken sie sich so ziemlich auf Ausflüge nach dem nah gelegenen Fort „Meester Corneelis," nach dem etwa zehn Stunden entfernten Buitensorg, wo der gewöhnliche Aufenthalt des Gouverneurs ist, auf die Gesellschaft in den enorm theuren Gasthöfen und auf das Liebhabertheater. Letzteres befindet sich in einem recht hübschen Lokal, das eigens zu diesem Zweck erbaut ist. Ueber dem Eingang steht der Vers: ut desint vires, tamen est laudanda voluntas! Ich behaupte: nein. Für's Erste bin ich der Meinung, daß die Holländer gar kein Theater haben sollten, so lang sie es durch ihre durchaus unpoetische und hanswurstmäßige Sprache verunstalten und lächerlich machen und zweitens ist es keine laudanda voluntas, wenn man in Ermangelung von weiblichen vires die Weiberrollen durch männliche Subjekte besetzt. So geschieht es in dem Theater zu Weltevreden. Ich war einst als Kommandeur von 20 Mann in das Theater beordert, um die militairische Staffage zu bilden und insbesondere eine Festung anzugreifen, die in dem zu gebenden Stücke erobert werden mußte. Einstweilen war bloß Probe, aber sie war hinreichend, sowohl um mir einen Begriff von diesem Theaterwesen zu geben, als auch, um mich von der Vorstellung selbst zurückzuschrecken, Letzteres namentlich deshalb,

weil ich, was ich früher nicht gewußt, für meine Hülfe ein Trinkgeld und demgemäß meine Unterordnung zu erwarten hatte. Ich trat daher meinen Ehrenposten einem Andern ab. In gedachter Probe wurde, um von Anderm zu schweigen, ein hochtragisch-sentimentales Frauenzimmer durch einen hochaufgeschossenen Komptoiristen mit mächtiger Nase und einer, die erlangte Pubertät noch halb in Zweifel lassenden, rabenartig gebrochenen Stimme dargestellt. Auf solche Einfälle kann nur ein holländischer Geschmack gerathen und nur einer holländischen Phantasie mag bei derartigen Darstellungen die Illusion möglich sein. Es wurde mir erzählt, daß einst bei einer ähnlichen Vorstellung die zur Mitwirkung unter dem Befehl eines verhaßten Feldwebels kommandirten Soldaten den fingirten Krieg auf der Bühne zu einem wirklichen gemacht und in dem Tumult den Feldwebel der Art zugerichtet, daß er aus dem Theater mußte getragen werden. Dieß muß allerdings, um auch einen Gegensatz gegen das Spiel des Komptoiristen mitzutheilen, die Illusion sehr erleichtert haben.

Nach einem etwa dreiwöchentlichen Aufenthalt in Weltevreden erhielt unser Detachement, als es hinlänglich einexercirt war, seine Bestimmung nach Salatiga im Innern der Insel Java. Auf Befehl meines Obristen, welcher mich nicht schutzlos dem Schicksal

der Uebrigen überlassen wollte, blieb ich allein zurück. Alle Anderen, selbst mein Freund, wurden ohne Rücksicht fortgeschickt. Ich trennte mich von ihm, ohne zu wissen, ob wir uns jemals wiedersehen würden, jedoch überließen wir uns der Hoffnung, daß ich es durch den Beistand des Obristen bald zum Officier bringen und alsdann auch meinem Freund behülflich sein könnte. Es war überaus schmerzlich, daß wir, die wir uns zur Ausführung eines eben so großen, als freilich abenteuerlichen Planes vereint hatten, in einem fernen, fremden Lande schon so bald getrennt wurden; allein die Trennung war ein Theil der Folgen, welche eben ein so schlecht berechneter Plan nothwendig haben mußte. Wir klagten weniger, weil wir uns selbst anzuklagen hatten. Uebrigens war es ein unglücklicher Umstand für uns, daß bereits vor unserer Ankunft der Krieg auf Java aufgehört hatte und uns dadurch die sonst nicht ungewisse Aussicht versperrt war, das Land näher kennen zu lernen und den in unserm Plan vorgezeichneten Weg zu forciren. All unser guter Muth und unsre romantische Kriegslust war für unsre Neugier wie für unser Avancement gleich unnütz. Das Einzige, wogegen wir Muth zu Hülfe nehmen konnten, war die Langweiligkeit und Unerträglichkeit unsrer beengten und traurigen Lage.

Nach einigen Wochen erhielt ich von meinem Freunde

Nachricht. Er hatte bis zu dem neuen Kantonnement eine nichts weniger als angenehme Reise gehabt und zwar an der Blutdiarrhoe leidend, die ihn für einige Zeit in's Hospital brachte. Fast die einzige Unterhaltung in seiner neuen Lage bot ein in der Nähe liegender feuerspeiender Berg, der bisweilen ein schönes Schauspiel gewährte. Von dem Detachement war nach so kurzer Zeit schon mehr als die Hälfte begraben und zwar meistens die stärksten Leute. Man kann sich danach einen Begriff von der Sterblichkeit unter dem javanisch-holländischen Militair machen. Ich erhielt davon ein lebendiges Bild, als mir eines Tages die Wache und Aufsicht in dem Lazareth zu Weltevreden übertragen wurde. Dasselbe besteht aus mehreren, recht hübschen und luftigen Gebäuden, in welchen die Kranken nach dem Grade oder der Art ihrer Krankheit vertheilt zu sein schienen. Aus der Kaserne hatte ich so Viele, den Einen von der Cholera ergriffen, den Andern an der Blutdiarrhoe leidend, dorthin bringen sehen, aber sehr Wenige sah ich zurückkommen und war daher neugierig, zu sehen, welche noch am Leben wären. Zwischen zwei langen Reihen von Betten ging man hindurch und sah rechts und links die armen Menschen in ihrem schrecklichen Zustande, blaß wie die Wand des Hospitals, hohläugig, ausgedörrt und nur durch hohles Röcheln verrathend, daß sie noch

nicht auf den Kirchhof gehörten. Andere sahen schwärzlich aus und schrieen vor Schmerz; wieder Andere wurden von riesenhaften Blutigeln ausgesogen, welche, dicker als ein Daumen, ihnen wie schwarze Schlangen auf dem Bauche lagen. Einen der Unterofficiere unseres Detachements, einen Herrn von F — w, welcher Page bei einer preußischen Prinzessinn gewesen und ein talentvoller Kopf, wenn auch kein sehr ehrenhafter Charakter war, sah ich wie ein Gespenst auf seinem Bette liegen. Er hatte ein unbedeutendes Unwohlsein benutzt, um in's Hospital zu gelangen und dadurch dem unangenehmen Leben und der schlechten Behandlung in der Kaserne zu entgehen. Dabei äußerte er den Entschluß, lieber auf seinem Krankenbette zu vertrocknen, als wieder in die Kaserne zurückzukehren. Er hielt vollkommen Wort und ist wirklich im Hospital, zur Mumie ausgetrocknet, gestorben, nachdem er zuvor zur katholischen Religion übergegangen war, um mittelst des Proselytenlohnes, den er vom Geistlichen erhielt, sich zu guter Letzt reichlich mit seiner Lieblingsspeise, mit Apfelsinen, versehen zu können.

Um das batavische Lazarethleben noch näher zu charakterisiren, diene folgender kleine Vorfall, von dem ich ebenfalls Augenzeuge war. Ein Unteroffizier lag in den letzten Zügen; sein Todeskampf zeigte, daß er nicht fünf Minuten mehr zu leben hatte. Da man wußte,

daß er noch einiges Geld in seiner Uniform hatte, schleppten sich zwei Kranke aus ihren benachtbarten Betten hinzu und begannen, seine Taschen zu untersuchen. Ich zeigte das einem der Wärter an und machte ihn auf seine Pflicht aufmerksam. Als er die Diebe (wie es schien, in nicht sehr uneigennütziger Absicht) vertreiben wollte, baten dieselben, „dem armen kranken Mann die Fliegen wehren zu dürfen." Das ist eure Sache nicht, sagte der Wärter, scheert euch weg! — " Nun, antwortete Einer der Beiden, so wollen wir ihm den Daumen auf den Hals halten, dann ist er eher weg. Wir theilen!"

Die Bedienung im Hospital geschah durch Malaien, unter welchen ein kettenbeladener Prinz den Kranken die Speisen ausschöpfte. Er hatte, wie man sagte, seinen Bruder ermordet. Sein Gesicht bewies nicht, daß er dazu unfähig gewesen. Dabei war er der schönste Malaie, der mir zu Gesicht gekommen, und sah, um einen bezeichnenden populären Ausdruck zu gebrauchen, aus, wie der lebendige Teufel. Sein Geschäft verrichtete er mit großer Gewandtheit und einer wahrhaft prinzlichen Nonchalance und seine Ketten schüttelte er mit einem Stolz, als hätte er bedeuten wollen, daß er sie nur zum Scherze trage und daß er sie zerbrechen könne, wann es ihm beliebe.

Am Ende der Hospitalgebäude befand sich ein

kleines Häuschen, aus welchem allerlei verworrene Töne hervorkamen. Ich trat hinzu, um zu sehen, was dort vorgehe. Das Häuschen hatte an der Seite ein Paar Oeffnungen, die eben groß genug waren, um von außen hineinzusehen und von innen heraus dem Beschauer plötzlich mit affenhafter Tücke das Gesicht zu zerkratzen. Das Geschöpf, von welchem diese Tücke ausging, war ein Wahnsinniger, ein ganz nackter, abgemagerter Mensch. Er sprach Teutsch, wie natürlich. In seiner Idee war er ein Millionair, ein König und vertheilte den Sand, welcher das einzige Mobilar seines Kerkers war, als Goldhaufen an seine Günstlinge. Unter diesen standen oben an seine Mutter und seine Geschwister. Wenn er seinen Reichthum vertheilt hatte, führte er Rechnung darüber mit seinen langen, zerrissenen Nägeln an der verkratzten Wand seines Pallastes. Doch nein, diese Wand war nicht das Kontobuch über seinen Reichthum, er bekratzte sie mit Briefen an seine Mutter und seine Geschwister, die er niemals wiedergesehen hat. Doch genug von dem Wahnsinnigen und den physischen Krankheiten. Jetzt Einiges von den moralischen.

Bei einem Magazinsmeister, bei dem ich eines Tages Reiß und Arack für unsere Abtheilung in Empfang zu nehmen kommandirt war, wurde ich zuerst aufmerksam auf die Betrügereien, die in Batavia und analog

natürlich auch in den übrigen Theilen der Kolonie an der Tagesordnung sind. Der Mann sagte ganz offen, es komme ihm putzig vor, daß man sich über dergleichen wundern könne, in Ostindien müsse Jeder betrügen, so viel er könne, ein ehrlicher Mann komme dort gar nicht durch. Betrügen sei dort keine Sünde und er wünsche den Beamten zu kennen, der es nicht thue. Er berief sich sogar (ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht) auf das Beispiel des Gouvernements. Nach diesem offenherzigen Geständnisse wurde mir auch klar, warum unser Feldwebel, der mit dem Magazinsmeister stets in Berührung stand, so emsig dafür besorgt war, daß ich die Fouriergeschäfte mit den weniger lästigen Sergeantengeschäften vertauschen mußte. Der Feldwebel galt für einen Mann von 30 bis 40,000 Gulden, die er in nicht sehr langen Jahren erworben hatte. Da er nebst dem ihm befreundeten Fourier den Schlüssel von dem Kleidermagazin und von der Proviantkammer hatte, ließ sich die Quelle, woraus die 30,000 Gulden geflossen, leicht errathen. Die Betrügereien indeß, die er hier verüben mochte, gingen bloß das Gouvernement an und wenn dasselbe sie nicht besser controlirte, so schien es dadurch seine Erlaubniß dazu zu ertheilen; das Schändlichste aber waren die Betrügereien, die er an den armen Soldaten beging. Er zahlte ohne alle Aufsicht die Löhnung aus

und ich habe nicht ein einziges Mal gesehen, daß dieselbe richtig war. Immer litt jeder Soldat einige Pfennige Schaden. Die Löhnung bestand stets in Kupfergeld, welches in Säcken sektionsweise vertheilt wurde. Fehlte nun in einem Sack etwas und der Unteroffizier der Sektion beklagte sich darüber bei dem Feldwebel, so schob dieser stets mit affektirter Entrüstung die Schuld auf die „verfluchten Chinesen,“ bei denen das Kupfergeld eingewechselt worden war. Dabei versprach er, das nächste Mal Ersatz zu leisten, dieser bestand aber nur in neuer Betrügerei. Als Beispiel, wie unverschämt die Soldaten, ich möchte sagen von Regimentswegen betrogen wurden, diene Folgendes. An einem Nationalfesttage (ich weiß nicht mehr, welchem) wurde vor der Kaserne auf einem schönen Rasenplatz ein Traktement angerichtet, wobei die Soldaten unter allerlei ergötzlichen Spielen mit Arackpunsch und besondern Gerichten regalirt wurden. Alles war im Taumel, schrie über die Maßen Hurrah und floß über von holländischem Patriotismus. Was folgte? Am nächsten Löhnungstage hielt man der Mannschaft die Hälfte des Soldes ab für die begeisterten Hurrah's, die sie auf Anordnung des Gouvernements dem König von Holland gebracht hatte. Man murrte darüber, aber keiner wurde klagbar, weil man voraussah, daß man sich dadurch den bittersten Verfolgungen ausgesetzt hätte und weil die zuver-

lässige, abschreckende Miene der Betrüger die Betrogenen in Zweifel ließ, bis zu welcher Instanz sie hinaufzusteigen hätten, um mit ihren Klagen Gehör zu finden. Man ließ es sich gefallen und litt zum Lohn für diese Gefälligkeit vielleicht am nächsten Löhnungstage einen Pfenning weniger Schaden.

An dem erwähnten Nationalfesttage hatte ich zufällig die Kasernenwache zu kommandiren. Um 10 Uhr war von der Wachmannschaft, der man auf höhern Befehl ihren Punschantheil aus der Kaserne zuschickte, außer mir und ein Paar malaiischen Füsilieren Niemand mehr nüchtern. Als ich um Mitternacht meinen Korporal wecken wollte, um die herannahende Ronde zu visitiren, richtete er sich von der Britsche halb in die Höhe und gab mir eine derbe Maulschelle. Ich steckte sie ruhig ein, da die Kriegsartikel mit Nationalpunsch ausgelöscht waren. In der Eile ernannte ich einen neuen Korporal, einen wahren Polyphem, der in Neapel unter den Schweizern gedient hatte. Als er von seiner Ernennung hörte, sprang er von der Britsche auf, riß ein Paar trunkene Nachbarn mit sich hinaus und stürzte schlaftaumelnd und arackmuthig auf den Kapitän der Ronde los, um ihn zu — arretiren. Nur mit der größten Mühe gelang es mir, das ärgste Scandal zu verhüten.

Seitdem mein Freund von mir entfernt war, fühlte ich mich hinsichtlich des Umgangs so ziemlich auf mich

selbst reducirt. Bei Denen, die ich kennen lernte, traf ich auf zu viel Gemeinheit oder zu wenig Bildung, als daß ich besondere Lust gefühlt hätte, mich an sie anzuschließen. Unter solchen Umständen Allem, was aus Europa kam, immer mehr entfremdet, ließ ich mir denn um so mehr angelegen sein, meine Zerstreuung und Gesellschaft, so viel die Beschränkung meiner Verhältnisse es zuließ, javanisch einzurichten und zusammenzusetzen. In dieser Gesellschaft würde eine javanische Gefährtin den ersten Platz eingenommen haben, wenn ich beabsichtigt hätte, so lang auf der Insel zu bleiben, daß ich nicht in die Lage gekommen wäre, Dasjenige gezwungen zu thun, was die javanischen Europäer so häufig aus Gewissenlosigkeit thun, nämlich das arme Geschöpf im Stich zu lassen oder zu verstoßen. Also von den Freuden einer javanischen Idyllenhäuslichkeit, wie ich sie mir träumte, ausgeschlossen, umgab ich mich, ohne daß durch diesen Uebergang den Javanerinnen zu nahe getreten werden soll, mit einer Menge von Thieren. In meiner engen Stube, die nicht zwölf Fuß im Quadrat hatte, wohnte außer mir ein sehr liebenswürdiger Affe, eine ungeheure Ohreule, ein Storch von der Größe eines Kranichs, eine am Strick liegende, sieben Fuß lange, schwarz und gelb geringelte Schlange, mehrere Papageien, etwa dreißig Reißvögel, einige goldgrüne Tauben u. s. w. Der Affe war unter dieser

Gesellschaft natürlich die Hauptperson, die anderen dienten ihm blos als Mittel zu seinen Späßen. Insbesondere machte er sich viel mit der Ohreule zu schaffen, bald zog er sie beim Schwanz, bald bei den Flügeln, bald suchte er ihr den Schnabel aufzubrechen, bald ritt er auf ihr u. s. w. Das Alles litt die Eule ganz geduldig, so lang es Tag war. Im Dunkel aber durfte ihr Niemand zu nahe kommen. Sie war zugleich nützlich, indem sie unter den Ratten aufräumte, die bei Nacht schaarenweise nnd mit lautem Geknurr in meine Stube drangen. Vor der Schlange hatte der Affe eine unbeschreibliche Angst, ich brauchte sie ihm nur von fern zu zeigen, so machte er Sätze bis an die Decke.

Der Wächter meiner Menagerie und zugleich meiner Person war ein Malaie, ein äußerst gutmüthiger und kindlicher Mensch. Er hatte meine Aufmerksamkeit erregt durch seine Gewandtheit und durch die originelle Art, wie ich ihn irgendwo die Stiefel putzen gesehen, indem er nämlich mit einem etwa zolllangen Daumennagel, den er wie ein Messer gebrauchte, aus der Nath an der Sohle den Dreck herausschälte. Bewaffnet mit einer Büchse und in Gesellschaft dieses nagelbewaffneten Begleiters durchstrich ich, sobald ich einige Stunden mein nennen konnte, die nahgelegenen Wälder und Sümpfe, in welchen Reis und Zuckerrohr wuchs. Zu

jagen fand ich freilich außer kleinen Papageien, Tauben, Störchen ꝛc. nichts, weil die Gegend dort überall bewohnt war, aber es gab doch Manches zu sehen, das mir neu und interessant war. Bald hatte ich Gelegenheit, die schönsten und mannigfaltigsten Bäume zu bewundern, bald stießen wir auf ein schönes Landhaus, bald auf einen barocken malaiischen Tempel, dessen Wächter uns bei der Annäherung feierlich durch Winke zurückwies, bald auf einen malaiischen Kirchhof, wo ein Priester über den Gräbern laut in einem Buche las, welches wahrscheinlich der Koran war, bald kamen wir in ein malaiisches Dorf (Campo malaio), wo die Mädchen und Weiber in die Häuser flüchteten, sobald sie mich sahen, bald trafen wir auf eine Heerde Büffelochsen *), vor denen ich selbst flüchten mußte, indem sie wüthend auf meine weiße Kleidung losstürmten. Auf einer unserer Wanderungen bat mich mein Begleiter, in seiner Wohnung zuzusprechen. Es war eine aus Bambusrohr gebaute Hütte, die in dichtem Gebüsch versteckt lag. Sobald wir eingetreten waren, ließ er

*) Diese Büffel, die dem Malaien den geduldigsten Gehorsam leisten und sich ihm durch ihre Dienste als Zugthiere unentbehrlich machen, scheinen gegen die Europäer, insbesondere mit etwas auffallender Kleidung, eine wahre Malice zu hegen. Auch sind sie bei ihrer imposanten Figur und ihren ellenlangen Hörnern wohl geeignet, Respekt einzuflößen. Im Malaiischen heißen sie Karabau — ein wahrer Büffelname.

durch seine Frau Reiß mit getrockneten Fischen (die Lieblingskost der Malaien) herbeischaffen und schickte seinen Sohn auf einen Kokosnußbaum, um einige Nüsse *) herabzuwerfen. Ich konnte dem gutmüthigen Menschen ansehen, wie wohl es ihm that, daß ich unteroffizierliche Person, die er wie einen einkehrenden Prinzen behandelte, mich mit seiner gastfreundlichen Bewirthung zufrieden zeigte.

Der Mensch besaß eine fast rührende Naivität und Leichtgläubigkeit. So z. B. war er überzeugt von der Wahrheit der unter den Aufgeklärtern seiner Nation wenig mehr geglaubten, von den Holländern listiger Weise ausgestreuten Sage, daß die in Ostindien sterbenden Europäer in Holland wieder auferständen und fortwährend wiederkehrten, so daß das Tödten derselben nichts fruchte. Auch glaubte er unter Anderm, die Affen könnten sprechen, sie seien aber aus Klugheit stumm, weil sie fürchteten, gleich den Malaien von den Holländern zu Arbeiten und Kriegsdiensten angehalten zu werden. Die Malaien, welche zwar flink und gewandt, aber zugleich arbeitscheu und freiheitliebend sind, haben zu dergleichen Diensten wenig Neigung, wozu

*) Sie werden meistens gebraucht, wenn sie noch grün und weich sind. Man schneidet die Spitze ab und trinkt den Saft heraus — ein süßsäuerliches, äußerst angenehmes und kühlendes Getränk.

die Behandlung auch das ihrige beitragen mag. Dennoch haben die Holländer viel malaiisches Militär, meist von den benachbarten Inseln, sogar reitende Artillerie. Am besten dienen ihnen die Amboinesen, aus denen in Batavia die Gensdarmerie bestand. Sie sehen komisch aus, wenn sie in ihrer Uniform, einen einzigen Sporn an dem nackten Fuß, auf ihren kleinen Pferdchen daherreiten, sollen aber vortreffliche Polizeibeamten sein und viel Muth besitzen. Sie sind das Schrecken der Deserteurs, deren Keiner ihnen entgeht.

Ich hatte Gelegenheit, Zuschauer bei den Feierlichkeiten einer glänzenden malaiischen Hochzeit zu sein, welche ein merkwürdiges Schauspiel darboten. Die Braut war die Tochter eines reichen Malaien, eines so genannten Kaptein malaio (welches eine Art Scheffen über einen gewissen Bezirk zu bedeuten schien). Der Bräutigam war ein nicht minder reicher junger Malaie. Am Tag der Hochzeit wurde die Braut in Gesellschaft ihrer Mutter und einiger Freundinnen von etwa 30 bis 40 Trägern in einem auf Bambusrohren ruhenden, sehr hübschen Zelt oder Baldachin durch die Stadt umhergetragen. Hinter der Braut ritt auf einem kleinen bescheidenen Pferdchen der unter anderm mit einem in gold'ner Scheide hangenden Dolch (Kriss) und einer von diamantenen Blumen strotzenden Kopfbedeckung gezierte Bräutigam. Hinter dem Bräutigam

folgte ein Schwarm Musikanten, die mit allerlei Instrumenten, namentlich aber mit Hörnern, eine so gellende, fürchterliche Blechmusik machten, daß man für immer das musikalische Gehör dabei hätte verlieren können. An die Musikanten schloß sich ein fast unübersehbar langer Zug von allerlei Figuren an, aus welchem kolossale Drachen, Elephanten, ungeschlachte Riesengestalten rc. hervorragten, die sämmtlich von Pappdeckel oder dergleichen Material fabricirt waren. Dieser wunderliche Zug von Ungeheuern, von dem ich nicht weiß, ob er bloß zur Zier des Festes diente oder ob er etwa eine bildliche Darstellung der Folgen einer Heirath sein sollte, bewegte sich nach dem Hause der Braut hin, wo die Trauung vor sich ging. Die Ceremonie geschah geheim im Hause und Das, was man mir davon erzählte, kann ich hier nicht mittheilen. Draußen war unterdeß fortwährender Jubel. An der einen Seite standen lange, mit unzähligen Gerichten besetzte Tische, auf der andern wurden bei europäischer aber von Malaien auf einem Gerüst vorgetragener Tanzmusik allerlei Tänze und Possen aufgeführt, die bis in die Nacht hinein fortzudauern schienen. Das Kasernenhorn verbot mir, das Ende des Festes abzuwarten.

Das Sonderbarste und Pikanteste, das ich im Leben der batavischen Malaien beobachtet habe, waren ihre

Abendvergnügungen in einem Hause, welches der Freundschaft und Liebe geweiht zu sein schien. Sobald man in das Haus hineintrat, sah man links eine Ladenbank, auf welcher Opium verkauft wurde. Rechts trat man in eine große Stube, in welcher mehrere tischähnliche Gerüste standen. Auf diesen Gerüsten lagen je in einem Kreis die Mitglieder der Gesellschaft. In jedem Kreis zirkulirte eine Pfeife, aus welcher kleine, mit Opium geschwängerte Tabackkügelchen in langen, wollüstigen Zügen geraucht wurden. Außerdem saßen auf jedem Tisch zwei Kampfhähne, denen man Opiumdampf um den Kopf hauchte, während man sie streichelnd und stoßend gegen einander hetzte. Bei dem ganzen Vergnügen wurde selten ein Wort gesprochen, die Menschen schienen meistens in stiller, träger Verdauung ihrer Opiumwonne hingegeben. Manche lagen ganz berauscht und betäubt auf dem Boden umher. Der Genuß des Opiums soll die Menschen von mahomedanischem Glauben in der Phantasie durch ihre sieben Himmel hinaufzaubern. Für diese der aufgeregten Phantasie vorgezauberten Himmel war bei unsern Malaien auch in der Wirklichkeit gesorgt. Man trat durch ihre opiumqualmende Freundschaftsstube hinaus in den Salon der Liebe. Er war rings herum eingefaßt mit halbdurchsichtigen, aus Bambus geflochtenen Zellen, in welchen die Opium-

bezauberten, mit ihren Houri's zu engen Liebesknäueln verflochten, der stillen Verzückung in's Paradies überlassen zu sein schienen. Es regte sich nichts an ihnen, als ihre glänzenden Augen, die bald im Feuer gutmüthiger Vergnüglichkeit spielten, bald in eifersüchtiger Glut den Betrachter anflammten.

Unter den Malaiinnen habe ich manches reizende Geschöpf gesehen, insbesondere unter denen, welche von einem chinesischen oder europäischen Vater und einer malaiischen Mutter abstammten. Man sah sie am häufigsten zu Weltevreden auf den beiden Märkten (basar bahru [neüer Markt] und basar malaio), auf welchen allerlei Landesprodukte, als Früchte, Gemüse rc. zum Verkauf ausgeboten wurden. Sie nahmen sich dazwischen wie lebendige Südfrüchte aus. Das Schönste an ihnen war in der Regel, wie an den Männern, ihre Gestalt, die unter der dünnen, eng um die Hüften anschließenden Kleidung die üppigsten Formen zeigte, an denen man trotz dem Mangel an Unterkleidern nichts von dem Schwung und der Fülle vermißte, welche unsre Damen durch sechsfache Hülfskleidung hervorbringen zu müssen glauben. Ueber den Hüften trugen sie einen Gürtel, der in der Regel von Silber war. Bei manchen stand das Gesicht, obschon es braungelblich war, mit dem Körperbau im besten Verhältniß: sie hatten so sprechende Mündchen, so

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

schnippische Näschen und unter den scharf gezeichneten, schön gewölbten Augbrauen so seelenvolle Augen, so poetische schwarze Vergißmeinnicht, daß man schwer an ihnen vorübergehen konnte, ohne sie durch Beweise von gutem Geschmack und galanter Aufmerksamkeit, die sie in ihrer Unschuld als Frechheit auslegten, in Verlegenheit zu setzen. Dabei war über ihre Haltung und ihr Benehmen eine gewisse indische Träumerei, ein orientalischer Zauber ausgegossen, wobei einem ganz Mahomedanisch zu Muth wurde. Zwei Dinge sind es aber, die bei den meisten, namentlich bei den zur niedrigsten Klasse gehörigen, jenen Zauber unangenehm beeinträchtigen, nämlich das starkduftende, mit Kokosnußöl pomadisirte Haar und die bisweilen zolllang aus dem Mund herausragenden Pruimchen. Sie wickeln in ein Betelblatt etwas haarfein geschnittenen Taback mit Kalk und einem Stückchen Arekanuß und auf diesem pikanten Paketchen lutschen sie mit ihren oft zu würdigerm Gebrauch geschaffenen Lippen, wie ein Kind auf einem Stückchen Süßholz. Die ihren Reizen nachtheiligste Folge dieses sonderbaren, ihren Männern abgesehenen Vergnügens ist, außer der Verunstaltung ihres Mundes, die, daß ihre schönen Zähne durch den Saft des Siri, wie sie jenes Kompositum nennen, kohlschwarz gebeizt werden. Der Saft, den sie von Zeit zu Zeit ausspeien, ist blutroth, beizt Flecken, die

gar nicht auszuwaschen sind und dient den boshaften Schelminnen bisweilen als Dinte, mit welcher sie den zudringlichen Europäern die beschämende Entdeckung ihrer fruchtlosen Bewerbung auf die weißen Kleider schreiben, d. i. speien. Man sagt, daß sie im entgegengesetzten Fall, wo nämlich der Bewerber Gehör findet, ihm dieß durch Ueberreichung eines Stücks Zuckerrohr zu verstehen geben — eine allerliebste Art, dieß Sprechen durch das Zuckerrohr. In einem Lande des südlichen Afrika soll es bei den Schönen Sitte sein, auf ähnliche Art durch die Tabackspfeife zu sprechen, woraus dem Begünstigten zu rauchen erlaubt wird. Nähmen doch auch unsere Damen eine derartige Sitte an! Sie könnten ja füglich z. B. durch die Blume sprechen. Aber bei uns erscheint es leider noch immer als Sünde, wenn ein Frauenzimmer sich wahr zeigt und es mag noch lange Jahre währen, bis wir so aufgeklärt sind, daß unsere Damen, statt durch die Mittel raffinirter Koquetterie ihre Wünsche anzudeuten, die offene Sprache der Javanerinn reden und unser an Poesie verarmtes Leben durch eine solche, ihren moralischen Werth wahrlich nicht herabsetzende Rückkehr zur Naturwahrheit bereichen werden.

Ein allerliebstes Schauspiel war es, die Malaiinnen sich baden zu sehen. Ich sah sie häufig Abends im Ja-Katra, wo sie mit Männern und Büffelochsen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

gemeinschaftlich den Staub des Tages abwuschen und mit großer Lebendigkeit sich in den trüben Wellen umherpudelten. An Jupiter und Europa zu denken, lag dabei sehr nah, die Geschichte wurde aber höchstens in malaiischer Uebersetzung reproducirt.

Die hübschesten Javanerinnen sind vielleicht, eifersüchtig verborgen, als Kebsweiber im Besitze der in den holländischen Kolonien angesiedelten Chinesen, dieser ekelhaftesten aller Menschen, die dabei mit thierischer Begier auf das schöne Geschlecht versessen sein sollen. Es gibt wohl keine Nation auf der Erde, in deren ganzer Erscheinung, in deren ganzem Wesen sich eine so gemeine Seele und eine so niedrige, entschiedene, obligate Sklavennatur ausspräche, wie dieß bei den Chinesen der Fall ist. Von Allem, was einen Mann zieren kann, ist bei den Chinesen durchgängig keine Spur zu finden, keine Männlichkeit, keine Würde, keine Kraft, keine Schönheit; ebenso wenig spricht sich an ihnen aus, was sie als Menschen zieren könnte, keine Seele und kein Herz. Es ist mir nie, selbst später am Kap der guten Hoffnung unter den häßlichen Hottentotten, Madagaskaren und Mozambikern nicht, eine so widerliche Menschenerscheinung vorgekommen, als die Chinesen, die ich gesehen. Nicht ohne Abscheu konnte ich diese spitzen, geschorenen, mit großen, thierischen Ohren und schwanzartigen Zöpfen gezierten Phi-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

listerköpfe, diese enggeschlitzten, verschobenen Augen, diese gierigen, weitgespaltenen Mäuler, aus denen sie eine widrige Sprache hervorschnattern, diesen grinsenden Schacherausdruck, in den Gesichtern, diese kraftlose Bedientenhaltung betrachten. Die Malaien, in deren Wesen sich häufig ein männlicher Trotz und Stolz ausspricht, sind wahre Könige gegen die chinesischen Schwächlinge. Das ganze Streben dieser Menschen ist auf den Schacher gerichtet und sie besitzen dazu alle nöthigen Eigenschaften und Fertigkeiten. In Batavia sagt ein Sprichwort, aus einem Chinesen könne man drei Juden schneiden. Dabei darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß die Chinesen außer ihrem Schacher auch eine nützlichere und würdigere Thätigkeit entwickeln, denn in ihren Händen ist fast jedes Handwerk und sie arbeiten, wenn alle Andern schlafen. Freilich zeigt sich bei Allem, daß die Triebfeder ihrer Thätigkeit die Geldgier ist. In der fürchterlichsten Mittagshitze, wo alle Straßen öde sind, trägt der Chinese seine Hausirwaaren umher und kündigt sich mit seiner Klapper den Käufern an. Wie weit ihre Industrie geht, zeigte Einer, der sich täglich zu gewissen Stunden in unserer Kaserne umhertrieb und dessen Geschäft neben der Bartscheererei rc. im Ohrenreinigen bestand, — eine Verrichtung, die er mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Leich-

tigkeit vollbrachte. Während einer solchen Operation hatte er einst das Unglück, daß ein Soldat ihm unversehens den Zopf abschnitt — ein Verbrechen, das ihn fast wahnsinnig machte, denn ein solcher Raub ist nicht geringer anzuschlagen, als wenn man z. B. bei uns einem Adlichen plötzlich die Präposition von seinem Namen abschneiden könnte. Die Geldgier macht die Chinesen auch zu den leidenschaftlichsten Spielern und es ist ein wahrhafter physiognomischer Genuß, beim Spiel ihre Fratzen zu beobachten. Zu solchen Beobachtungen hatte man täglich auf dem Markt, namentlich aber zur Zeit der chinesischen Kirchmesse Gelegenheit. Auf dieser Kirchmesse kehrte das sonst zurückhaltende Chinesenthum seine innerste Gefühls- und Geistes-Seite hervor. Während die Einen auf dem Markt spielten oder sich sonst amüsirten, saßen die Andern mit ihren Gästen vor den Hausthüren und tranken Thee mit Opium, an welchem Vergnügen sie Einen gastfreundlich Theil nehmen ließen, wenn man im Vorbeigehen nur den Blick darauf richtete. Es fand bei solchen Szenen eine so zeremoniöse Freundlichkeit und kälberhafte Manierlichkeit Statt, daß man sich des Lachens schwer enthalten konnte. Am Allerlächerlichsten aber nahm sich die chinesische Komödie aus, die in freier Luft auf einem hohen Gerüst aufgeführt wurde. Ich konnte nichts aus derselben entnehmen, als ein unzusammenhangendes, improvisirtes

Durcheinander von schnatternden Tönen, tölpelhaften Gesten und possenhaften Handgreiflichkeiten. Zu den letztern gehörte namentlich ein Kunststück, wobei die handelnden Personen — deren in der Regel nur zwei waren — sich plötzlich aus dem Discurs heraus mit den Rücken aneinander stellten, sich hinterrücks umfaßten und sich dann abwechselnd durch Niederbücken in die Höhe hoben. Dieß Manöver machte auf das umherstehende Publikum stets einen tiefen Eindruck.

Merkwürdig ist der chinesische Kirchhof bei Batavia, ein wahres Gräbermeer, in welchem die einzelnen, backofenähnlichen Gräber die Wellen bilden. Man wird von unbeschreiblichen Empfindungen erfüllt, wenn man auf den Gräbern so fremdartiger Menschen umherwandelt und bedenkt, wie viel Millionen derselben seit Jahrtausenden gelebt haben, bloß um begraben zu werden. — Außer Malaien und Chinesen sieht man in Batavia auch häufig Exemplare von allerlei andern asiatischen Völkern, z. B. Bengalen, Perser, Armenier u. s. w.

Auf das bisher kurz und skizzenhaft Mitgetheilte und das im folgenden Kapitel Enthaltene beschränken sich so ziemlich meine mittheilenswerthen Wahrnehmungen und Erlebnisse in Bezug auf die Merkwürdigkeiten des Landes. Ich enthalte mich, über das Verhältniß

der Holländer zu den Eingeborenen*), über ihren Handel, über die Art der Civilverwaltung &c. etwas mitzutheilen, theils weil ich nicht Gelegenheit hatte, dieß Alles persönlich genauer kennen zu lernen, theils weil andere Reisebeschreibungen sich darüber bereits werden ausgelassen haben. Ich komme indeß nochmals auf das javanische Militairleben zurück, weil ein Hauptzweck dieser Schrift ist, dasselbe in das verdiente Licht zu setzen und für diejenigen, welche darin ihr Glück zu suchen in Gefahr sind, eine Warnungstafel aufzustellen.

---

*) In Bezug auf dieß Verhältniß sei bloß bemerkt, daß die Malaien im Krieg gemeinlich mit viehischer Grausamkeit und im Frieden keineswegs nach humanen Grundsätzen behandelt werden. Mir hat ein holländischer Offizier u. A. erzählt, daß in dem letzten Krieg auf der Insel Sumatra dreizehn Raja's, die man durch tückischen Verrath in seine Gewalt gebracht, in einer Nacht auf höhern Befehl durch Soldaten — nicht erschossen (die Schüsse würden den Feind aufmerksam gemacht haben), sondern — mit Messern, die an den Bajonetten gewetzt wurden, wie das Vieh hingeschlachtet worden sind. Dergleichen ist nur einer holländischen Rohheit möglich. Im Frieden werden die Eingeborenen nur als rechtlose Maschinen angesehen, deren menschliche Bestimmung ist, den Holländern Dienste zu leisten und den Beutel zu füllen. Deshalb wird auch für ihre Civilisation und geistige Ausbildung so gut wie nichts gethan. Sie würden dadurch die Fähigkeit verlieren, sich länger auf die bisherige Weise mißbrauchen und ausbeuten zu lassen.

In Holland selbst, wo man die ostindischen Angelegenheiten natürlich besser kennt, als in Teutschland, sieht man Java halb als einen Verbannungsort an, wohin in der Regel nur diejenigen subordinirten Militairs zu gehen sich entschließen, zu deren Sicherung und Fortkommen eine Entfernung von einigen Tausend Meilen nöthig geworden ist. Die Teutschen und sonstigen Ausländer wissen davon nichts, sie lernen das javanische Leben erst näher kennen, wenn es zu spät und die Klappe an der Falle zugeschlagen ist. Wie sehr sich die Holländer auch in sonstigen Dingen, namentlich in ihrer Handelspolitik, gegen Teutschland abzusperren suchen, — wo es gilt, die Teutschen in ihr Netz zu bringen, sie zu ihren Sklaven zu machen, sie in ihr Handelsjoch zu schmieden, sie nach Batavia zu spediren, da sind sie die zugänglichsten, zuvorkommendsten Leute von der Welt, da öffnen sie die Arme für ganz Teutschland. Sie kennen ihre Leute und wissen, daß die Teutschen stets bereit sind, ihnen nicht bloß ihr Geld, sondern auch ihre Person zu opfern. Es ist unglaublich, wie vielen Teutschen die Holländer in solchem Sinn die Arme geöffnet, wie viel Tausende sie schon auf Java tyrannisirt und begraben haben. Kehrt aus ihren Klauen ein einzelner Glücklicher, vielleicht mit voller Tasche, in sein Vaterland zurück, so ist der natürlich nicht geeignet, ein abschreckendes Beispiel zu

liefern; die Tausende von Unglücklichen aber, die solche Beispiele abgeben könnten, sehen ihre Landsleute selten wieder. Entweder sterben sie, oder man macht ihnen, wenn sie in seltnen Fällen das Ende ihrer sechs Jahre lebendig erreicht, alle mögliche Schwierigkeiten, um ihnen den Rückweg zu versperren und sie vielleicht zum Kapituliren zu zwingen. Solcher Beispiele sind mir mehrere vorgekommen. In diesen Umständen hat man den Hauptgrund der in den Zeitungen wenig oder gar nicht besprochenen Erscheinung zu suchen, daß so viel Menschen als holländische Militairs nach Batavia strömen und daß vor solchen Expeditionen nicht früher öffentlich gewarnt worden ist. Solche Warnungen auszusprechen ist Pflicht, wenn nicht vom „nationalen," so doch vom menschlichen Standpunkt aus. Daß die Teutschen von den Holländern auf alle Weise ausgebeutet werden, ist die Schuld der Erstern, wenn auch den letztern durch solch Bekenntniß kein Anspruch auf günstigere Beurtheilung ihrer Politik zu Theil wird. Was also die Teutschen in Masse von den Holländern gelitten und noch zu leiden haben, gereicht ihnen selbst zum Vorwurf wie zur Schande und man kann dabei, wenn man gerecht sein will, nicht Partei für sie nehmen. Wo aber der holländischen Habgier und Rohheit der Einzelne zum Opfer wird, da muß er gewarnt werden, obschon er ein Teutscher ist. Wo es

Gelegenheit gibt, den teutschen Auswanderern zu rathen und zu helfen, da könnte selbst ein Feind der Teutschen den Ansprüchen der Menschlichkeit nicht widerstehen, denn — die teutschen Auswanderer sind die unglücklichsten Menschen der Erde. Sie haben kein Vaterland, sie haben keinen Schutz, sie haben keine Theilnahme, sie haben keinen Trost, sie haben nichts, als ihre Noth und ihren Schmerz. Alle Wehmuth und Bitterkeit der Menschenschicksale konzentrirt sich in der Auswanderungsnoth der armen Teutschen. Wie ein böser Geist treibt es sie fort aus ihrem trostlosen Vaterland, in welchem ihnen von tausend Hoffnungen vielleicht nicht eine in Erfüllung geht, und doch bietet sich ihnen kein neues, das ihre Hoffnungen erfüllen könnte. Tausende stehen vielleicht ihr ganzes Leben hindurch nur mit einem Fuß auf vaterländischem Boden und doch können sie mit dem andren Fuß das ausländische Gebiet nur in der Voraussetzung betreten, daß sie in's Verderben gehen. Noth und Unbehaglichkeit diesseits; Noth und Verzweiflung jenseits! Hier keine Hülfe, die sie fesselt, dort keine Hülfe, die sie rettet! Welches Land der Erde bietet uns dieß trostlose Schauspiel außer unserm Teutschland? Keins. Auf dem Lande finden unsre Unglücklichen keine Erlösung und ihre Sehnsucht nach dem Meer führt sie in der Regel nur um so sicherer in das Verderben. Das Meer, das

Meer! Keinem, wie uns, scheint es der Weg zu sein, der uns in eine neue bessere Welt führt, und Keinem, wie uns, wird es nur ein stygischer Riesenstrom, der uns hinüberführt in jene Welt. Es gibt keinen Kirchhof auf der Erde, auf welchem nicht die Gebeine teutscher Sklaven, teutscher Unglücklichen ruhten. Teutschland ist das Vaterland der Vaterlandslosen; wer wundert sich noch, daß es die Wiege der Weltbürger ist?

Auf hundertfache Weise werden die teutschen Auswanderer betrogen, gemißbraucht, erniedrigt und beschimpft; ich wüßte aber nicht, wo ein traurigeres Loos sie erwarten könnte, als in dem Dienst der holländischen Kolonialtruppen. Der schlechteste unter ihnen ist zu gut, um als holländischer Sklave begraben zu werden; um so trauriger ist es, daß noch so mancher Bessere sich durch abenteuerliche Lust oder Unkenntniß der ostindischen Militairverhältnisse in eine Lage verlocken läßt, die in der Regel mit, mindestens moralischer, Mißhandlung beginnt und mit Verzweiflung endigt. Unter allen Verhältnissen, in die ein Auswanderer sich begeben kann, gibt es überhaupt kein härteres, als dasjenige, an welches ihn das eiserne Gesetz der Kriegsartikel für alle Fälle auf eine feste Reihe von Jahren fesselt; das Verhältniß wird aber um so unerträglicher, je schlimmer die Elemente sind, aus welchen die Umgebung des Gefesselten zusammengesetzt ist. Das

holländisch-ostindische Militair hat schwerlich seines Gleichen. Zusammengesetzt aus Menschen fast jeder Nation, jedes Standes, jedes Grades der Schlechtigkeit und Gemeinheit bildet es ein wahres Pasquill auf Diejenigen, denen es dient: es gleicht beinah einem Banditenkorps. Liederlichkeit und Rohheit, welcher die asiatische Schlaffheit und Verderbtheit sehr zu Statten kommt, machen seinen Hauptcharakter aus und nur der Stock, die gewöhnlichste Strafe, sichert vor einer gänzlichen Ungebundenheit. Daß dabei auch im Dienst keine Gemeinsamkeit und Ordnung bestehen kann, läßt sich leicht denken. Dieß wird indeß eben so sehr von oben herunter bewirkt, als von unten herauf: wie die Soldaten, sind sehr häufig die Officiere*) und wie die Officiere, so ist die Behandlung. Mit Flüchen wird kommandirt, mit Flüchen gehorsamt. Die Leidenschaft sündigt, die Leidenschaft rügt, die Leidenschaft macht den Rapport, die Leidenschaft bestraft. Milde wird Nachläßigkeit, Strafe wird Kujonade, Strenge wird Tyrannei. Dabei wird

*) Von der Roheit der dortigen Officiere kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß sie zur Zeit meiner Anwesenheit in Weltevreden es mehrere Tage lang zu einem Hauptzeitvertreib machten, aus den Fenstern die Hunde todtzuschießen, die auf dem zwischen ihrer und unserer Kaserne befindlichen Rasenplatz sehr häufig umherliefen. Das Skandal hörte erst auf, als es der Sicherheit der Menschen wegen höhern Orts verboten werden mußte.

keine Rücksicht auf Bildung, auf Haltung, auf Menschenwerth genommen, kein Unterschied gemacht, Alles gehört in eine Kategorie, in die Kategorie uniformirter Sklaven, deren Endbestimmung ist, unsern kaufmännischen Nachbarn ihren Kaffee und Zucker zu sichern. Dieser Ansicht entspricht auch der Standpunkt, von welchem aus die dortigen Civillisten die subalternen Militairs beurtheilen: bei ihnen hat man so wenig auf die mindeste Achtung, als beim Militair auf Schonung zu rechnen.

Obgleich die physischen Uebel gegen diese moralischen zurücktreten, so sind sie doch keineswegs zu übersehen. Die Insel Java ist anzusehen als eine große Menschenfalle, als ein einziges großes Grab. Wo die Eingeborenen nicht Krieg führen, werden sie durch pestartige Krankheiten, namentlich durch die Cholera abgelös't. Ist der Soldat im Felde, so machen schlechte Kost, schlechte Pflege, die Strapazen in der fürchterlichen Hitze, die Märsche durch das verschiedenartigste, bald gebirgige, bald sumpfige Terrain beinahe die Waffen des Feindes überflüssig: das Land selbst scheint die Fremdlinge seinen Bewohnern zu mißgönnen.

Was nun das Avancement betrifft, wovon man sich in der Regel so glänzende Vorstellungen macht, so glaube ich wohl, daß in Kriegszeiten dazu in den holländischen Kolonien für tüchtige Soldaten Aussicht genug

vorhanden ist, denn an Muth, dem Hauptmittel zum Avancement, kann bei solchem Militair kein Ueberfluß sein. Der Krieg ist indeß dort nicht mehr so häufig und selten weiter als über kleine aufrührerische Distrikte verbreitet, so daß es, vom militairischen Gesichtspunkte betrachtet, schon ein Glück genannt werden kann, in der Nähe solcher Distrikte stationirt zu sein. Uebrigens kann von solchem Glück natürlich überhaupt keine Rede sein bei der Vorstellung, daß man gegen Menschen ficht, an deren Stelle man schwerlich Unrecht zu haben glauben würde und die nur als Opfer niedriger Geldgier zu betrachten sind. Die Aussichten in Friedenszeiten sind sehr schlecht, denn die Soldaten werden geopfert, die Officiere konserviren sich besser und häufen sich an, so daß der Menge von Antichambrirenden die Thüre zum Avancement selten durch das Bedürfniß geöffnet wird. Als ich in Weltevreden mit meinem Obristen über meine Aussichten sprach, hörte ich, daß mir noch 75 Aspiranten den Weg vertraten, deren Viele schon vor mehreren Jahren das Examen gemacht hatten und noch immer vergebens auf die Epaulets warteten. „Unter solchen Umständen, sagte der Obrist, könnte ich ihnen nicht voran helfen, wenn Sie mein eigener Sohn wären. Ich konnte Sie nur in meiner Nähe zurückbehalten, um Sie zu schützen und für den

Fall bereit zu halten, daß die Ereignisse Ihnen irgend eine unerwartete Aussicht eröffneten."

An einer solchen Aussicht — um den Faden meiner Reisegeschichte wieder aufzunehmen — begann ich nach drei Monaten zu verzweifeln und durch die getäuschten Hoffnungen und alle die unangenehmen Erfahrungen ward mir meine Lage immer unausstehlicher. Meine Romantik begann auf die Neige zu gehen. Mein Blick richtete sich aus der hoffnungslosen Zukunft immer mehr in die Vergangenheit, ich wurde hypochondrisch nnd bekam das Heimweh, oder, wenn ich den Ausdruck erfinden darf, das Fremdweh. Es liegt in unserer Natur, daß wir, wenn wir uns in einer schlimmern Lage befinden, als die, worin wir waren, uns nicht blos das Angenehme zurückwünschen, das wir hatten, sondern uns auch nach Dem sehnen, was wir möglicher Weise hätten haben können. Solche Amplifizirung und Ausschmückung des verlorenen Angenehmen muß natürlich das vorhandene Unangenehme ebenfalls verdoppeln; bei mir machte sie allmählig das Vaterland zum Himmel, Batavia zur Hölle. Meine Reiseplane, die ich nun doch keine Aussicht hatte ausführen zu können, gab ich auf und alle meine Wünsche vereinigten sich in das einzige Verlangen, aus meiner Lage befreit zu werden und in meine Heimath zurückzukehren.

In solcher Stimmung begab ich mich zu meinem Obristen, stellte ihm meine Lage vor und bat ihn, mir zur Rückkehr nach Europa behülflich zu sein. Hab' ich es Ihnen nicht gesagt? sprach er, doch seien Sie ruhig, ich werde Ihnen helfen. Er trug mir auf, ihm ein Gesuch an den Gouverneur einzureichen, worin ich meinen Wunsch und das Anerbieten ausdrückte, dem Gouvernement die Kosten meiner Ueberfahrt zu erstatten und die Rückreise auf eigene Kosten anzutreten. Meine Bitte wurde erfüllt, ich bezahlte das Geld, das ich noch hatte, das fehlende lieh mir der Obrist dazu und ich war wieder freier Mann, frei von Zwang, aber auch von Geld. Vergebens sah ich mich nach einem Schiff um, das mich nach Europa zurückbrächte, kein Kapitän wollte sich mit mir einlassen. Auch aus dieser Verlegenheit ward ich durch den Obristen befreit. Auf seine Empfehlung versprach mir ein Schiffskapitän einen Platz. Der Obrist gab mir indeß nicht blos seine Empfehlung mit sondern er unterzeichnete auch als Bürge einen Wechsel von 600 Gulden, welche ich für die Ueberfahrt nach Europa bezahlen mußte.

Ich bleibe dem Obristen ewig erkenntlich und zwar nicht sowohl für Das was er an mir gethan, als für Das was er an einem Menschen in Batavia gethan. Meine dortigen Erfahrungen ergaben u. A. dreierlei: die schönsten Blumen, aber ohne Geruch, die

schönsten Vögel, aber ohne Gesang, die beglücktesten Menschen, aber ohne — Herz. Der Obrist machte eine Ausnahme. Ich schmeichelte ihm durch nichts als durch einen Brief, den ich ihm nach meiner Abreise übergeben ließ und worin ich seinem Edelsinn auch meinen Freund *) empfahl.

Vor dem Antritt meiner Rückreise erhielt ich einen Brief aus Salatiga von einem mit mir nach Batavia gekommenen Unteroffizier, einem Luxemburger, der trotz seinem leichten französischen Sinn durch sein Schicksal ganz niedergebeugt war. Als Beleg zu den vorstehenden Warnungen theile ich einige Stellen aus dem Briefe mit.

„Unsere unglückliche Reise zur See bis Samarang „wird Ihnen M. wohl erzählt haben, dem ich darüber „geschrieben. Die tyrannische Behandlung eines dorti„gen Majors hielt uns in immerwährender Beschäfti„gung und Unruhe. Ihr Freund B. hatte das Unglück,

*) Ich schied von Batavia mit dem Versprechen, bei den Verwandten meines Freundes nach meiner Rückkehr sofort Alles in's Werk zu setzen, um ihm ebenfalls die Mittel zur Erlösung zn verschaffen. Er wurde, wahrscheinlich durch Hülfe des Obristen, erlös't, starb aber auf der Heimreise in der Nähe von St. Helena an den Folgen des Lebens auf der Insel Java. Der letzte Wunsch, den er mir zu erkennen gegeben, war der, daß ich eine Warnungsschrift über das javanische Militairleben veröffentlichen möge.

„durch diesen Tyrannen degradirt und in's Cachot ge„bracht zu werden, er wurde indeß nach einigen Tagen „wieder in seine Stelle eingesetzt. Endlich schlug die „Glocke unserer Erlösung; unsere Compagnie erhielt ihre „Bestimmung nach Salatiga und ging den 30. April „auf den Marsch. Unsere Reise, auf welcher nichts „Besonderes vorfiel, dauerte nur drei Tage. Nun be„finden wir uns in Salatiga, ungefähr 800 Mann bei„sammengelagert, in einem Kampement wie im Felde „unter Strohdächern und dem Nachdenken über unser „trauriges Schicksal überlassen. Hier gibt es sowohl „wie in Samarang täglich Exercitien und Militärkom„mando's von 8 bis 10 Palm Entfernung. Allen die„sen Plagen habe ich das Glück entrissen zu sein, da „ich seit 14 Tagen auf der Plankammer arbeite. Aber „dennoch ist meine Lage mir unerträglich. Wie benei„denswerth ist die Ihrige! In's Vaterland zurückkeh„ren! Der Gedanke hieran bringt mich in Verzweif„lung und die Thränen kommen mir in die Augen. „Weil Sie nun doch nach Hause zurückkehren, hätte ich „eine einzige Bitte an Sie, nämlich, den beiliegenden „Brief, welchen ich nach Hause geschrieben, zu besorgen. „Ich habe schon einen geschrieben, aber dieser wird „sicherer hinkommen und hoffentlich auch meinen Leiden „ein Ende bringen. Wie glücklich sind Sie, in fünf „Monaten, vielleicht früher, die Heimath wieder zu

„erreichen und, durch diese harte Schule der Er=
„fahrung belehrt, ruhig bei Ihren Eltern leben zu kön=
„nen! Ach! wäre dieser erwünschte Tag auch für mich
„da! Ich bin nicht krank, aber ein immerwährendes
„Brüten und Grübeln hat mich Andern und mir selbst
„unerträglich gemacht. Bei Gott! eine solche Strafe
„hat dieser leichtsinnige Streich nicht verdient; mich
„in's Unglück und meinen alten Vater vor Gram in's
„Grab zu bringen, denn dies ist doch gewiß geschehen.
„Ich muß schließen, um meine Schwermuth nicht Ueber=
„hand nehmen zu lassen."

5.

Malaiische Sprache.

So angenehm und musikalisch die Laute der malaiischen Sprache klingen, so bündig und prägnant sind bisweilen ihre Ausdrücke und Wendungen. Man höre und lese z. B. folgendes Liedchen voll Seele und Phantasie:

Satu duhwa!
Diga ampad,
Lima anam.
Tudju d'lapan?
Sembilan sapolu.

Ich hörte dieß Liedchen von einem malaiischen Mädchen singen, welches, ein kleines halbeuropäisches Kind auf dem Schooß, am Ufer des Jakatra im Schatten eines Pisang auf dem Grase saß. Obgleich ich noch

nichts vom Malaiischen verstand, wurde ich doch durch das Liedchen wunderbar gerührt und entzückt. Eine feststehende Melodie war nicht darin, aber es lag ein so schwermüthiger Reiz in den Tönen und der Klang der Worte ließ so Vieles ahnen, daß ich alle Poesie, deren ich fähig war, in den Sinn des Liedchens zusammendrängte. Man denke sich dabei nun noch das Bild der Sängerinn, eines wirklich reizenden Geschöpfes. In ihrer Haltung und Miene lag eine süße, hingebende Träumerei, ihre dunkeln Augen schwärmten phantastisch in den dichtbelaubten Wipfeln der Bäume umher, deren Blüthen bloß der Duft fehlte für ihr zierliches, sanft aufgestülptes, gar nicht breit gedrücktes Näschen. Beim Oeffnen ihres üppigen Mündchens zeigte sich eine Reihe durchaus nicht vom Sirikauen geschwärzter Zähne — in meinen Augen eine Annäherung an europäische Kultur, wovon ich günstig auf die Art der Empfindungen schloß, von denen sie beim Singen jenes Liedes beseelt war. Sollte nicht, dachte ich, dieß Mädchen eine von den vielen Betrogenen sein, die, von dem Reiz eines Europäers gefesselt, sich mit der Innigkeit ihrer reinen Naturseele an sein treuloses Herz hängte und nun, seiner Treulosigkeit gewiß, die Einsamkeit sucht und die Traurigkeit ihrer tiefgekränkten Liebe in diesen schwermüthigen Tönen aushaucht? Man hatte mir zwar gesagt, daß die Malaiinnen, welche sehr zärtlich und

treu, aber auch sehr eifersüchtig lieben, im Fall eines Betrugs von Seiten des Mannes eher aktiv als passiv werden und eher an Gift und Dolch als an sanfte Schwermuth und Resignation denken. Allein eine solche medeenhafte Idee konnte sich der Seele eines so sanften Geschöpfes, wie die Sängerinn war, nicht nähern. Ihre Gefühle mußten, ohne an Glut zu verlieren, reiner sein, als die ihrer leidenschaftlichen Landsmänninnen und überdieß war sie vielleicht veredelt durch den Umgang mit einem Europäer, der für etwas mehr Sinn gehabt haben mogte, als für ihre körperlichen Reize. Der Eindruck, den die Malaiinn und ihr Gesang auf mich gemacht, belud meine Seele mit einer Art poetischer Schuld, die ich nicht eher abgetragen glaubte, als bis ich dem Weibe ein kleines Denkmal der Theilnahme an ihrem Schicksal und ihren Empfindungen geweiht. Ich that dieß durch ein Lied, worin sich ihre Zärtlichkeit und Treue auf das Edelste und Rührendste aussprach. Voll Begier, mich zu überzeugen, ob der Inhalt des Liedes mit dem Schicksal der Sängerinn und ihrem Gesang übereinstimmte, legte ich mich von der Zeit an, wo ich ihren reizenden Gesang gehört, eifriger auf ihre Muttersprache. Nach etlichen Wochen, als ich mir Einiges davon angeeignet, hatte ich das Glück, die arme Betrogene wiederzusehen. Sie saß, wie das vorige Mal, im Schatten eines

Wäldchens und an eine Kokospalme gelehnt. Ich interessirte mich so sehr für sie, daß ich unwillkürlich voll Besorgniß in die Höhe sah, um zu berechnen, ob etwa eine reife Kokosnuß auf sie herabfallen könnte, gewahrte aber zu meiner Freude, daß der Baum schief stand und keine Gefahr vorhanden war. Dieses Mal kam sie mir noch weit reizender und poetischer vor, als früher. Sie schien resignirt, gelassen und sommerruhig und der Zustand ihrer träumenden Seele glich dem singenden Lallen des Säuglings im Mittagsschlummer, accompagnirt von dem Summen der Fliegen, die neckend auf dem weißen Vorhang seines Lagers in dem durch das Baumlaub zitternden Sonnenstrahl spielten. Ich war gespannt, ob sie wieder singen würde und belauerte sie hinter einer Kaktushecke. Sie ließ mich nicht lang warten, sie sang und zwar wieder das nämliche Lied, das mich so sehr entzückt hatte. Jetzt verstand ich seinen Inhalt und nur mit Mühe gelang es mir, dasselbe bis zu Ende zu hören, ohne laut den Eindruck zu verrathen, den es auf mich machte. Es lautete — und ich werde es nie vergessen — in wörtlicher Uebersetzung folgender Maßen:

Ein zwei!
Drei vier,
Fünf sechs.
Sieben acht?
Neun zehn.

Es war mir, als ob man mir ein russisches Bad gäbe. So oft das Frauenzimmer bis zehn gekommen war, fing sie wieder mit ein an und so ging es fort bis in die Hunderte. Das einzige Mittel, mich in der Enttäuschung nicht zu übernehmen, war der Gedanke, sie zähle vielleicht zum Ersatz für die verlorene Treue des Geliebten die Küsse und Zärtlichkeiten nach, die sie von ihm empfangen. Es konnte eine Rekapitulation oder ein ideelles Wiederkäuen ihres Liebeglücks sein.

Ich habe mich übrigens in Batavia auch nach anderen Volksliedern umgesehen, als das aufgezählte ist. Allein die Europäer, mit denen ich in Berührung kam, waren alle zu geldbeutelprosaisch gesinnt, als daß ich durch sie auf eine Spur hätte kommen können und um durch die Eingebornen zu etwas zu gelangen, war ich nicht lang genug unter ihnen und kannte ihre Muttersprache zu wenig.

Nach dem Wenigen, was ich von der malaiischen Sprache kennen lernte, gefiel sie mir ungemein gut. Sie hat, was die Laute betrifft, Aehnlichkeit mit der griechischen, d. h. wenn Jemand, ohne von der malaiischen Sprache etwas zu kennen, sie sprechen hörte, so würde er dabei unter allen Sprachen am Ersten an die griechische erinnert werden, obgleich in der ganzen malaiischen Sprache vielleicht kein griechisches Wort enthalten ist. Einige ihrer gewöhnlichsten Ausdrücke und

Eigenheiten sind wohl werth, hier kurze Erwähnung zu finden. Ja heißt áda, nein — tráda; ich — gúa, du — lu. Viel — bánjak, wenig — kitjél. Essen — makán, trinken — mínum. Gib — kássi. An allen Ecken hört man in Batavia kommandiren: kassi ápi d. h. gib Feuer (natürlich zum Pfeifenanzünden). Kassi heißt gib und geben zugleich. Ausgebildete Konjugation und Deklination haben die Malaien nicht. Die Mehrzahl drücken sie durch Wiederholung aus, z. B. orang — der Mensch, orang-orang die Menschen. Der Mann heißt orang lakiláki d. i. ein männlicher Mensch. Mein Mann — guapúnja láki. Die Frau heißt prámpuang, das Kind — ának. Ein Sohn nun heißt anak-lakiláki d. i. ein männliches Kind; Tochter anak prampuang d. i. ein weibliches Kind. Fräulein heißt nónja, Frau (als Titel) nónna. Junger Herr — sínjo. Schön — bággus, häßlich — gélek Das Beiwort stellen sie hinter das Hauptwort. Für Liebe haben sie ein eben so schönes Wort als die teutsche Sprache, nämlich tjínta. Ich liebe dich von Herzen heißt (wie mir eine Dame gesagt hat) gua tjinta áli sáma lu, wörtlich: ich liebe das Herz mit dir. Kommen und Komm' — mári. Hier (her) — sini. Weggehen — piggi. Mach dich schnell weg — piggi lakáss. Geh zum Henker — piggi por sámbol, wörtlich: geh' zum Pfeffer. Wollen und will

heißt mau, nicht wollen tramau (trada mau). Können — bólei, nicht können — trábolei (trada bolei). Wissen — tau, nicht wissen — tratau (trada tau). Sprechen — bidjáro. Sprichst du nicht Malaiisch? heißt: trada bidjaro malaio? Für die blaue Farbe scheinen die Malaien früher keinen Ausdruck gehabt zu haben, denn sie haben ihn von den Holländern übernommen: blau heißt bei ihnen ebenfalls blau. Am regelmäßigsten durchgeführt ist ihr Zahlensystem. Von 1 bis 10 (satu bis sapolu — satu polu) ist oben von der Sängerinn schon gezählt worden. 11 heißt sablas (satu blas), 12 — duhwa blas, 13 — diga blas rc. rc. 20 heißt duhwapolu (zweimal 10), 21 — duhwapolu satu rc. rc., 30 — digápolu, 31 — digápolu satu rc. rc. 100 — s'ratus (satu ratus), 200 — duhwa ratus rc. rc. 1000 — s'ribu (satu ribu) rc. rc.

Diese Proben mögen hinreichen, um sich einen oberflächlichen Begriff von der malaiischen Sprache zu machen, wie sie in Batavia gesprochen wird.

6.

Die Javanerinn.

Der Lieutenant S. zu Surabaya, ein Teutscher, war einer der schönsten Offiziere der holländischen Kolonialtruppen, und Keiner von Allen hatte in dem aufzehrenden javanischen Klima ein so frisches Roth auf den Wangen bewahrt, wie er. Dies Roth, welches gegen die sonstige Weise seiner Haut und sein dunkelröthliches Haar sehr pikant abstach, verlieh ihm einen besondern Reiz in den Augen der malaiischen Weiber, die, nur an das eintönige Gelbbraun der Javaner oder die welke Blässe der Europäer gewöhnt, in dem weißen Mann mit den rothen Wangen, dem röthlichen Haupt- und Barthaar und den blitzenden blauen Augen ein Ideal männlicher Schönheit zu erkennen glaubten. Ein freundliches, einnehmendes Wesen unterstützte diese

Eigenschaften so wirksam, daß der Lieutenant S. selten mit einer Malaiin bekannt wurde, ohne ihr die Schwäche ihres unverwahrten Herzens zu beweisen.

An einem Markt zu Surabaya wohnte ein junger Malaie mit seiner Schwester. Das Mädchen führte, seit dem kürzlich erfolgten Tode der Eltern, die kleine Haushaltung und verfertigte nebenbei niedliche Stickereien, während der junge Mann auf dem Markt oder als Hausirer Handel mit Früchten, Gemüsen, Federvieh u. s. w. trieb. Zugleich versorgte er mit diesen und andern Artikeln zu festgesetzten Zeiten einige Offiziere und unter diesen den Lieutenant S. Die Offiziere gewannen den wohlgestalteten, aufgeweckten Malaien lieb und behandelten ihn nach und nach mehr wie einen gleichgestellten Bekannten, denn als einen abhängigen Diener. So geschah es, daß eines Tages auf einem Spaziergang der Lieutenant S. in der Wohnung des jungen Handelsmanns vorsprach, um zu sehen, wie sein malaiischer Freund sich eingerichtet habe. Als er in die Thüre trat, sah er eine allerliebste Malaiin den Stickrahmen wegwerfen und in das Hinterhaus flüchten. Ist das deine Frau? fragte er den Malaien, der ihm im Hausflur entgegenkam. Es ist meine Schwester, antwortete der Handelsmann, das närrische Ding hat sicher Angst vor deinem Bart oder deinem Säbel bekommen. Selima, rief er dem Mädchen nach, komm

hervor aus deiner Hütte: der Mann, vor dem du wegläufst, ist mein Freund, der mir allein an Apfelsinen und Limonen so viel zu verdienen gibt, daß ich deinen ganzen Schmuck davon unterhalten kann. Selima blieb indeß ruhig in ihrem Versteck. Hole sie heraus, sagte der Malaie zu dem Offizier, du bist ja doch kein Menschenfresser. Der Offizier ließ die Aufforderung nicht zweimal an sich ergehen. Nach einigem Suchen fand er die niedliche Selima hinter einem Bambusgestell in eine Ecke gekauert, woraus ihm ihre schwarzen Augen halb ängstlich, halb lächelnd entgegen leuchteten.

Der malaiischen Sprache vollkommen mächtig — ein Haupterforderniß, um den Malaiinnen Zutrauen einzuflößen — gab er der kleinen Selima eine Menge schmeichelhafter und beruhigender Versicherungen, zog sie sanft aus ihrer Ecke hervor, küßte sie auf ihren üppig schwellenden, aber keineswegs häßlichen Mund und führte sie zu ihrem Bruder. Nach kurzer Zeit hatte sie ihre völlige Unbefangenheit wieder erlangt und bewirthete ihren Gast mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, wobei er die schönste Gelegenheit hatte, bald ihre feine, von einem silbernen Gürtel eingefaßte Taille, bald die reizenden Formen ihres üppigen Leibes, bald ihr niedliches Haupt, insbesondere aber ihre schelmischen und zugleich auffallend kühnen Augen zu betrachten, in denen mehr Geist lag, als er bis dahin an irgend einer

Malaiinn wahrgenommen. Der Entschluß des Officiers stand sofort fest. In einem Lande, wo die Früchte beinah wild wachsen, ist die Hand des Wanderers ohne lang Bedenken sofort zum Pflücken bereit. Der Lieutenant S. war entschlossen, die reizende Selima in seinen Besitz zu bringen. Als sie sich auf einige Augenblicke aus der Gesellschaft entfernt hatte, sprach er zu seinem Apfelsinenlieferanten: „Ich gebe dir hundert Rupien und du gibst mir deine Schwester zur Frau.“ Ich weiß, erwiederte der Malaie, daß ihr unsre Mädchen nicht so heirathet, wie die weißen, da ihr uns unterjocht habt, ich will dir meine Schwester zur Frau geben, wenn du mir versprichst, sie nicht blos zu deiner Sundal (Buhldirne) zu machen. „Das verspreche ich,“ antwortete der Lieutenant. So komm' morgen wieder, sprach der Handelsmann, ich werde mit meiner Schwester reden. Der Lieutenant ging, ohne von Selima Abschied zu nehmen, denn sie war noch abseits bei einer Freundin, der sie sich nicht enthalten konnte, sogleich von dem schönen weißen Mann zu erzählen, welcher sie geküßt hatte. Als der Officier am folgenden Abend zurückkam, hatte Selima ihr Bündel bereits geschnürt und empfing ihren Gemahl mit schüchternem aber ungeduldigem Verlangen. Die hundert Gulden wurden ausbezahlt und die Ehe war geschlossen. Selima wanderte ohne Weiteres mit ihrem Officier nach dessen Wohnung.

Der Lieutenant empfand für seine Selima, wenn sie auch auf einer niedrigeren Kulturstufe stand, als er, eine wirkliche Liebe und nicht blos eine flüchtige, sinnliche Neigung, da sie, von ihren körperlichen Reizen abgesehen, ihm an ihrem naiven Wesen und ihren seltnen Charaktereigenschaften so viel zu studiren gab, daß das Interesse einer höheren Bildung dadurch großen Theils ersetzt wurde. Er gab ihr auf alle Art Beweise seiner Zuneigung, kaufte ihr die hübschsten Kleider, sah mit Vergnügen ihren Stickereien zu und brachte fast alle seine Mußestunden bei ihr hin. Selima hingegen dachte an nichts, als ihrem Geliebten Freude zu bereiten, für seine Bequemlichkeit zu sorgen, ihm die schönsten Apfelsinen zu kaufen, seine Wäsche schneeweiß zu erhalten, seine Affen und Papageien zu pflegen, ihm beim Nachmittagsschlaf Kühlung zuzufächeln, ihm nach dem Exercieren ein erquickendes Bad bereit zu halten u. s. w. Ihre Zärtlichkeit umstrickte ihn wie eine Schlange, und wenn er sie fragte, ob sie ihn recht lieb habe, wußte sie wirklich keine stärkere Versicherung zu geben, als diese: „ich liebe dich wie eine Schlange!“

So liebten sie sich mehrere Monate ungestört. Da plötzlich erging Befehl, der Truppentheil, zu welchem Lieutenant S. gehörte, soll in's Feld rücken, es sei wieder Krieg ausgebrochen. Sofort wurde Alles in Bereitschaft gesetzt, ein Schiff wartete auf der Rhede

und in drei Tagen sollte das Bataillon auf dem Weg nach der Insel Zelebes sein. Der Lieutenant S. konnte sich schwer mit dem Gedanken befreunden, seine treue Selima zurücklassen zu müssen, er wußte aber keinen bessern Plan, als, sie der Obhut ihres Bruders anzuvertrauen. Selima hörte von diesem Plan mit der größten Verwunderung. „Meinst du," fragte sie ihren Officier, „daß ich dir auf der Insel Zelebes nicht auch Apfelsinen besorgen, die Wäsche rein halten, Reiß mit Kerri kochen, dir Limonade machen und dich lieb haben könne? Ist denn Zelebes ein andres Land, als das unsrige? Ich will lieber sterben, als dich allein dahingehen sehn." Ohne zu wissen, wie es sich werde möglich machen lassen, ein weibliches Wesen auf einem Kriegszuge durch ein wildes Land mitzunehmen, sah doch der Lieutenant S. keinen Ausweg übrig. Selima zog also mit in den Krieg. Der Krieg auf der gebirgigen Insel Zelebes war eine ununterbrochene Reihe von Mühsalen, Entbehrungen und Gefahren. Bald wateten die Truppen durch Moräste, bald wanden sie sich durch dichte Wälder, bald drängten sie sich durch Schluchten, bald überkletterten sie himmelhohe Berge. Bald erlagen sie dem Regen, bald der Hitze; der Eine starb vor Durst, der Andre blieb zurück wegen Ermattung vor Hunger. Hier wurden sie durch den Feind in offenem Angriff, dort durch versteckte Meuchelei, hier

durch das Schießgewehr, dort durch den vergifteten Dolch, hier durch Waffen, dort durch Fallen bedroht, verwundet, getödtet. Selima kam nicht von der Seite ihres Lieutenants. Niemand ertrug Alles leichter und muthiger, als sie; Niemand wurde verpflegt wie er. Wenn Alles hungerte, Selima hatte wenigstens Reis oder Früchte für ihren Geliebten in Bereitschaft; wenn Alles durstete, Selima wußte eine Wasserspalte in einer Felsenritze oder einen Kokosnußbaum zu entdecken, von welchem sie für ihren Lieutenant mit der Gewandtheit eines Affen grüne Nüsse mit frischer Klappermilch herabholte. Im Gefecht beschützte, im Bivouak bewachte sie ihn. Einst in einer finstern Nacht hatte sich die von dem Lieutenant S. kommandirte Abtheilung auf einem Bergvorsprung gelagert, um von den erlittenen Strapazen auszuruhen. Niemand dachte an Gefahr und sogar die Schildwachen schliefen. Selima, deren feinem Gehör selbst im Schlaf nicht leicht etwas entging, glaubte plötzlich ein schleichendes Geräusch in dem umherstehenden Gebüsch zu entdecken, sie richtete leise ihr Köpfchen in die Höhe und sah mit ihrem scharfen Gesicht in der Nähe ihres Officiers die blinkende Spitze einer langen Lanze wie den Kopf einer züngelnden Schlange aus einem Strauch hervorkriechen. Ein neben ihr liegendes Gewehr ergreifen und mit vorgestrecktem Bajonet in den Strauch hineinrennen, war das

Werk eines Augenblicks. Ein Todesschrei in dem Strauch — und im Nu war Alles auf den Beinen. Ein Makassare lag mit seiner langen Lanze hingestreckt auf dem Boden und rings umher hörte man eine Menge Anderer durch das Gebüsch davon fliehen. Selima hatte ihren Geliebten und vielleicht dessen ganze Mannschaft gerettet. In einem Gefecht flog dem Lieutenant S. ein vergifteter Pfeil in den Arm. Selima stürzte sich auf ihn, riß ihm die Uniform herab nnd sog die Wunde so lang aus, daß das Gift seine Kraft verlor und nur eine bald geheilte Entzündung der leichten Wunde zurückblieb. Sie hatte zum zweiten Mal ihren Geliebten gerettet. In einer Gegend, die man für ganz gesäubert vom Feinde hielt, und die Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art darbot, beschloß man eines Abends, sich gütlich zu thun und einen kurz vorher erfochtenen Sieg zu feiern. Alles war guter Dinge, und damit die Lust ihre rechte Würze erhalte, fand sich auch ein Trupp makassischer Tänzerinnen ein. Die kluge Selima glaubte Unrath zu merken und hatte sich als angebliche Gefangene den Tänzerinnen zugesellt, um sich in ihr Vertrauen einzuschleichen. Auf diese Art erfuhr sie, daß jede Tänzerinn mit einer Dosis einschläfernder Mittel versehen war, daß diese in das Festgetränke gemischt und in der Nacht die Schlafenden von einer großen Anzahl Feinde, die in einer benachbarten Schlucht

lauerten, überfallen werden sollten. Selima zog ihren Geliebten auf die Seite und theilte ihm den Plan mit. Der Lieutenant S. ließ sofort die Tänzerinnen fesseln, rückte unter der Leitung einer derselben in aller Stille mit seiner Abtheilung aus, umzingelte die Auflaurer, tödtete eine große Anzahl derselben und nahm die Uebrigen fast alle gefangen. Für diese That wurde er sofort zum Kapitain befördert und erhielt das Kreuz „Voor bewezene moed en dapperheid.“ Wer ihn abermals gerettet und überdieß zum Hauptmann gemacht hatte, war seine Selima. Selima begleitete, unterstützte und beschützte in solcher Weise ihren Geliebten bis an das Ende des Feldzugs, obschon sie außer ihm nun auch ihren Sohn zu versorgen hatte, den sie ihm heute gebar und morgen schon über Berge und Flüsse nachtrug.

Selima kehrte mit ihrem Hauptmann nach Surabaya zurück. Ihre Liebe hatte in nichts nachgelassen, wenn sie dieselbe jetzt auch zweien zuzuwenden hatte. Der Kapitain S. indessen zeigte sich, nachdem er von der Unruhe des Kriegs wieder zu sich gekommen, weit lauer, als der Lieutenant S. sich gezeigt hatte. Durch Selima selbst verwöhnt, begann er sie allmälig mehr als Magd denn als Geliebte zu betrachten und zu behandeln. Auch mußte sie jetzt mitunter auf einer Schilfmatte vor dem Bette ihres Mannes schlafen, ein Platz

den man den Buhldirnen anzuweisen pflegt. Ihre Liebe war indeß zu frisch und unschuldig, ihre Natur zu hingebend und aufopfernd, als daß sie durch das veränderte Benehmen des Kapitains hätte gekränkt oder abgestoßen werden können. Sie nahm Alles als Nothwendigkeit an, ohne sentimentale Betrachtungen anzustellen, ob es anders sein könne, sorgte nach wie vor für ihren Geliebten mit unveränderlicher Aufmerksamkeit und beschäftigte sich während der jetzt öfter vorkommenden Abwesenheit des Vaters um so eifriger mit dem Sohne.

Eines Abends, als der Kapitain S. wieder ausgegangen war, kam Selima's Bruder zu ihr und sprach: „weißt du auch, daß dein Kapitain eine weiße Wittwe heirathen will, die zweimalhunderttausend Rupien reich ist? Jetzt eben ist er wieder zu ihr gegangen. Bald wirst du verstoßen und eine bloße Sundal sein.“ Selima zitterte und ließ ihr Kind vom Schooß fallen. Darauf gab sie es ihrem Bruder, ließ sich die Wohnung der Wittwe bezeichnen, nahm zehn Rupien aus dem Schrank und eilte hinaus. In wenigen Augenblicken hatte sie Bekanntschaft mit einer Sklavin der reichen Wittwe angeknüpft und sich für ihre zehn Rupien Einlaß in das Innere des Hauses verschafft, so daß sie Alles beobachten konnte. Selima sah durch eine halbgeöffnete Thüre hinter einer reichbesetzten Tafel die weiße Wittwe in dem Arm ihres Kapitains, mit welchem sie die zärt-

lichsten Küsse wechselte. Selima fragte sich nicht, ob sie träume, ob der Blick sie trüge. Sie sah scharf, sie sah, was sie sah, und in demselben Augenblick, wo sie ihren Gemal in dem Arm einer Andern sah, fühlte ihr Herz — keine Liebe mehr. Beinah heiter ging sie wieder nach Hause, wenn auch ihr Blick von einem eigenthümlich wilden Feuer leuchtete. Sie gab ihrem Bruder ihr Kind mit, holte bei demselben ein kleines Papier mit unbekanntem Inhalt und wartete die Ankunft des Kapitains ab.

Der Kapitain kam sehr spät zurück. Er war erhitzt, schläfrig und ungemein mürrisch, während Selima ihn, nicht zärtlich, aber zum ersten Mal — schmeichelnd empfing. Er begehrte bald dieß, bald das; was Selima ihm aber zuerst reichte, war die stets bereit stehende Limonade. Als sie ihm das Glas gegeben, machte sie sich im Hinterhause zu schaffen. Nach zwei Minuten, als das in der Stube ihres Gemals laut gewordene Gepolter wieder verstummt war, kehrte sie zurück und fand den vergifteten Kapitain am Boden liegen. Sie zündete mehrere Lichter an und stellte sie um das Haupt des Todten, welches sie auf ein weißes Kissen bettete. Sodann setzte sie sich neben ihn, betrachtete ihn eine Zeit lang und sang dann mit eintöniger, aber lieblicher Stimme folgende improvisirte Worte:

Da liegt der weiße Kapitain,
Der ein Setan (Teufel) war.
Jetzt ist er weiß, ganz weiß,
So weiß wie die Wittwe mit zweimalhunderttausend Rupien.

Die arme Wittwe!
Sie muß allein jetzt Wein trinken!
Sie muß jetzt weinen auf dem Grab
Des weißen Kapitains, die arme weiße Wittwe.
Unschuldig schwimmt das Krokodill,
Wie todt, in der Bai von Surabaya,
Und wer es sehn will in der Nähe,
Den greift es, den frißt es,
Das schöne grüne Krokodill.
Adieu, weißer Kapitain!
Selima ist keine Sundal geworden!
Sie ist gleichfalls Wittwe, eine braune Wittwe.
Süß schmeckt der Pisang
In den Wäldern der Malaien.

Als sie dieß Todtenlied gesungen hatte, packte sie ihre Kleider, alles Geld und alle Pretiosen, die der Kapitain im Besitz hatte, zusammen, schlich sich leise hinaus und verschloß die Thüre. Hast du auch genug mitgenommen, daß wir davon leben können? fragte ihr Bruder, als sie in dessen Wohnung ankam. Selima sprach: nicht um davon zu leben, habe ich das Gold des Kapitains mitgebracht. Du hast hundert Rupien von ihm empfangen, als ich von dir wegging; du erhältst hundert Rupien von mir, indem ich wieder zu dir komme. Welche sind dir lieber? Das Uebrige,

das ich von dem Kapitain besitze, bewahre ich auf als Geschenk, wenn einst ein malaiischer Mann mich liebt.

Am andern Morgen sah man das Haus des jungen Handelsmanns von Militair und Polizei durchsuchen. Der Malaie mit seiner Schwester Selima war verschwunden und die weißen Männer haben sie niemals wieder gesehen.

7.

Ostindische Kriege.

(Meist nach holländischen Relationen, insbesondere nach einer Schrift des Obristen Krieger.)

Ein vollständiges Studium der Kriegswissenschaften findet in den Kriegen mit den ostindischen Völkern, wenigstens auf Java und den benachbarten Inseln, nur theilweise Anwendung. Zu belagern gibt es wenig in einem Lande, wo keine regelmäßige feindliche Städte und Festungen sind; zu befestigen gibt es nur die leicht zu vertheidigenden zerstreuten Forts, und Evolutionen sind in den javanischen Wäldern und Bergen selten anwendbar. Wo dieselben etwa möglich sind, da wird sich nicht leicht ein Feind entgegenstellen, weil die Javaner in offenen Schlachten nicht Stand halten können und lieber wie Guerillas fechten. Wer sich also für den Dienst bei den holländisch-ostindischen Kolonialtruppen etwa vorbereiten will, der mache sich

hauptsächlich auf den kleinen Krieg, auf Tirailleurmanoeuvres ꝛc. ꝛc. gefaßt, wobei es indeß oft sehr ernst zugeht, denn die Javaner wissen die Gefahren zu vergrößern, indem sie sie vervielfältigen. Sonderbar ist die Art ihrer Kriegsrüstung. Wenn durch ihre eigentlichen Fürsten oder durch Aufruhroberhäupter der Krieg beschlossen ist, werden zuerst die Priester auf die Beine gebracht, deren Stola bei den Malaien wie bei den meisten unkultivirten Nationen die beste Rekrutirfahne ist. Die Priester gehen im Lande umher und suchen die Eingeborenen theils durch Schilderung des dem Volk und Fürsten angethanen Unrechts, durch Sprüche aus dem Koran und durch vorgebliche Eingebungen Gottes zur bittersten Rache anzuspornen, theils sie durch das Hinweisen auf die Belohnungen des Himmels und auf die zu erobernde Beute zum Kampf zu reizen. Sind auf diese Art die Gemüther gestimmt, so wird durch den Fürsten oder das Oberhaupt der Tag der Versammlung anberaumt. Bei derselben erscheinen die ausgesandten Priester, jeder an der Spitze der geworbenen und gehörig bewaffneten Mannschaft, auf deren Mehrzahl großer Ruhm und großes Verdienst gesetzt wird. In der Regel bietet sich eine große Anzahl dieser Priester, die, wie die spanischen, nicht bloß zu hetzen, sondern auch zu beißen verstehen, zur Anfeuerung des versammelten Volkes freiwillig an, nicht nur

mit gegen den Feind zu ziehen, sondern auch im Nothfall zur Ueberwindung desselben ihr Leben aufzuopfern. Dieß Beispiel von Heldenmuth und Todesverachtung wird durch eine Menge aus dem abergläubigen und fanatisirten Pöbel befolgt. Nach ihrem Anerbieten legen die Priester vor einem Hohenpriester den Eid ab, welches geschieht, indem sie die linke Hand auf den Koran legen und denselben küssen. Sodann wird auch den übrigen freiwilligen Vorfechtern, welche wie die Priester das Gelübde gethan, entweder zu siegen oder zu sterben, der Eid abgenommen, aber auf andre Art. Der Hohepriester nämlich läßt ein Becken oder Faß mit fließendem Wasser füllen und aus einer kleinen Wunde, die er sich an der Hand anbringt, etliche Tropfen Bluts hineinfallen. Darauf werfen einige, durch den Bund Geheiligte gewisse Kräuter hinzu und lesen über dem Gemisch geeignete Stellen aus dem Koran ab. Nun ist das Wasser geheiligt und die Vorfechter werden vereidet, indem sie einige Tropfen davon trinken, welche ihnen der Hohepriester darreicht. Ist dieß Alles geschehen, so wird jedem der vereideten, dem Tode geweihten Priester und Vorfechter ein weißes Tuch (ein Stück Kattun) ausgetheilt, welches sie als Unterscheidungszeichen um ihre Häupter winden. Alsdann tritt alles versammelte Volk näher hinzu und Jeder benetzt mit dem übrig gebliebenen Wasser seine Waffen,

um sich dadurch, wie die Anderen durch das Trinken, unüberwindlich zu machen oder zu heiligen.

Ihre Waffen sind mannigfacher Art. Die der Javaner sind in der Regel allerlei sehr scharfe, spitzige und vergiftete Dolche (Pedangs, Holoks, Klewangs und Pandols), wovon einige wie Säbel mit hölzernen Scheiden aussehen. Außerdem haben sie noch viele andere lange Schlachtmesser, deren sie sich in Friedenszeiten zugleich zum Bauen ihrer Hütten und zu anderen Arbeiten bedienen. Auch gebrauchen sie Spieße (Tambaks) oder Lanzen von 8—12 Fuß Länge, woran mancherlei vergiftete, spitzige und hakige Mordwerkzeuge befestigt sind. Pfeil und Bogen, Blasrohre und Wurfspieße sind bei den Javanern wenig mehr in Gebrauch. Dagegen bringen Einige unter ihnen Schießgewehre mit, z. B. Donnerbüchsen, worauf sie besonderes Vertrauen setzen, weil sie mit viel Pulver und Blei können geladen werden. Andere tragen gewöhnliche Gewehre, wozu sie entweder durch Tausch mit den europäischen Schleichhändlern gegen Kaffee, Zucker und Pfeffer (auf den moluckischen Inseln gegen Muskatnüsse und andere Gewürze), oder durch Seeräuberei und zum Theil durch eigene Verfertigung gelangt sind. Die moluckischen Völkerschaften, wie die Ternatanen, Tidoresen, Helvuresen und Zeramesen, tragen alle sehr scharfe Parangs, Pedangs, Klewangs, Schilde,

Pfeil und Bogen und außerdem lange, dünne Wurfspieße (Assagaien). Mit den beiden letztgenannten Waffen gehen sie ungewöhnlich geschickt um, so daß sie damit auf große Entfernung Vögel in der Luft und Fische zu einer beträchtlichen Tiefe in der See treffen und tödten. Fast unglaublich ist die Behendigkeit und Kraft der obengenannten Helvuresen (noch halb wilder Menschen), da sie mit ihren scharfen Parangs nicht allein Kopf, Arme oder Beine auf einen einzigen Sprungschlag vom Rumpf des gegenüberstehenden Feindes zu trennen verstehen, sondern sogar auf der Jagd vermöge ihrer außerordentlichen Schnelligkeit den wilden Schweinen im Lauf Kopf und Füße abhauen. Uebrigens sind die meisten Amboinesen und Sapperonesen außer ihren Parangs, Klewangs und Spießen mit Schießgewehren versehen, welche sie wegen der Uebung auf der Jagd auch im Krieg auf eine bewundernswürdige Art handhaben. Die Buganesen, Rionesen, Bornesen und Sumatresen sind ebenfalls außer ihren Dolchen, Lanzen und Wurfspießen häufig mit Schießgewehren (worunter gezogene Büchsen) bewaffnet, welche sie, wie auch das Pulver, selbst verfertigen und im Kriege ungemein gut zu gebrauchen wissen. Man behauptet, daß in den Kriegen mit den genannten Völkerschaften bisweilen Kanonen zum Vorschein kommen, die von starkem Bambusrohr gemacht und fest

mit Tauen umwickelt seien. Es ist aber nicht abzusehen, wie sich ein solches Geschoß öfter als zu einem einzigen Schuß gebrauchen läßt. Vielleicht werden sie mit Kokosnüssen geladen.

Man kann nicht leugnen, daß die meisten der genannten Waffen, zumal wenn ihre Wirksamkeit auf die gedachte Art durch das heilige Wasser verstärkt worden, in der kräftigen Faust eines wildflinken und grausamen Feindes, der weder Kriegsgefangene noch Pardon kennt und der nur angreift, wenn er seiner Sache gewiß zu sein glaubt, dagegen in seinen Wildnissen schwer angegriffen werden kann, dem europäischen Soldaten eine unheimliche Gelegenheit zur Auszeichnung drohen. Die Kampfweise der Wilden hat stets etwas Jägermäßiges oder Metzgerhaftes an sich und es liegt nicht so viel Schreckenerregendes in dem Gedanken, daß man im Krieg mit kultivirten Nationen auf eine kultivirte Art aus der Welt geschafft wird als in der Vorstellung, daß man einem Wilden als Wild oder Schlachtvieh dient, zumal wenn man dabei zu erwarten hat, daß Einem auf helvuresische Art stehendes Fußes unversehens der Kopf vor die Füße gelegt wird, als ob er vom Himmel gefallen wäre. Wer sich indeß dadurch nicht abschrecken läßt und es mit seinem Bajonet gegen die vergifteten zwölffüßigen Lanzen, mit seiner Patrone gegen die ebenfalls

vergifteten, aus dichtem Gehölz unversehens hervorgeschnellten Pfeile, mit seinem stumpfen „Käsemesser" gegen die zum Rasiren scharfen Holoks und Parangs aufzunehmen gedenkt, der höre zuvor weiter, um seinen Feind noch etwas näher kennen zu lernen.

Sind die versammelten Krieger durch die oben beschriebenen Zeremonien zum Kriege vorbereitet, so stellen sich die Häupter oder Regenten nebst den Priestern und Vorfechtern an ihre Spitze. Doch bevor sie etwas gegen den Feind unternehmen, warten sie, wie die Römer, erst einige Auspizien ab (z. B. die Beschaffenheit und Farbe der Luft beim Auf- und Niedergang der Sonne und des Mondes), wonach sie sich beim Abmarsch und Angriff richten. Auch wird ihnen vorab ein allgemeiner Sicherheitsort für ihre Frauen und Kinder angewiesen, mit dem Versprechen, für deren Unterhalt zu sorgen. Diese Maßregel dient hauptsächlich dazu, die Krieger länger beisammenzuhalten, da ohne jenes Mittel Viele derselben, durch das Umherschwärmen ermüdet und durch Furcht gejagt, zu ihren Weibern desertiren würden, während aus den Sicherheitsorten, die durch zuverlässige Inspektoren bewacht sind, die Deserteurs, welche man bei ihren Weibern entdeckt, sogleich zum Heer zurückgesandt werden.

Sind nun die günstigen Vorzeichen zum Beginn des Krieges erschienen, so brechen die Krieger auf un-

ter fürchterlichem Geschrei, in verschiedene unregelmäßige Haufen vertheilt, die von einem Oberbefehlshaber nebst einigen Priestern und Vorfechtern geführt werden. Die Mittheilung des Planes, den der Hauptanführer entworfen, so wie der Befehle, welche die Unterbefehlshaber auszuführen haben, geschieht in der Regel öffentlich in Gegenwart des versammelten Volkes — bei Benutzung von Spionen ein großer Vortheil für den Feind. Die Feindseligkeiten, womit sie beginnen, bestehen meistens darin, daß sie diejenigen Landstriche, wo Vorposten mit kleinen Detachements und Civilbeamte stehen, ganz unerwartet überfallen, die Gebäude in Brand stecken, alle Europäer, deren sie habhaft werden, ermorden und deren Habseligkeiten rauben oder zerstören. Aber sobald sie bemerken, daß solche Vorposten oder Beamten auf ihrer Hut und im Stand der Gegenwehr sind, so daß sie hiernach ihre schleichenden Anfälle entdeckt glauben, ergreifen sie sogleich die Flucht. Selten werden sie an dem Tag, wo ihnen ein solcher Plan gescheitert ist, noch etwas Weiteres unternehmen. Auf ihren Rückzügen suchen sie, um die Verfolgung zu erschweren, alle Brücken über die Flüsse so wie alle Poststations- und andere Gebäude, die sie erreichen können, zu zerstören und abzubrennen. Alsdann ziehen sie einige Zeit im Lande umher, um ihre Raub- und Rachsucht an Allen, die sie für Feinde halten zu müssen

glauben, auszulassen, oder die friedlichen Landbewohner durch Ueberredung und Zwang zur Mitvereinigung gegen den Feind zu bewegen. Bemerken sie die Annäherung desselben, so sind sie alsbald darauf bedacht, Sicherheitsplätze in den wüsten Gegenden zu suchen, woselbst sie sich namentlich bei Nacht aufhalten. Wegen Mangels an Lebensmitteln können sie selten mehr als drei oder vier Tage in einem solchen Bezirk verweilen. Deshalb schwärmen sie von Neuem umher, ohne daß sie ihren Feind angreifen, bloß darauf bedacht, ihn durch allerlei listige Mittel zu benachtheiligen, abzumatten und aufzureiben. Daher kommt es, daß die holländischen Truppen gemeinlich mehr Menschen beim Verfolgen als beim Angriff verlieren. Die Listen, deren sich die Verfolgten bedienen, sind eben so mannigfaltig als ihre Waffen. Bisweilen setzen sie sich, wo sie den Feind erwarten, in die Bäume und umhüllen sich mit Baummoos oder Blättern; ihr Gewehr binden sie, um sich beim Zielen nicht durch Leibesbewegungen zu verrathen, der Art fest, daß sie es nach allen Seiten drehen und unvermuthet auf den Feind abschießen können. Nach dem Schuß lassen sie sich, bei dringender Gefahr mit Hinterlassung des Gewehrs, aus dem Baum herabfallen und verschwinden im Dickicht. Es soll nicht selten vorkommen, daß Affen in den Bäumen für Malaien angesehen und in der Bestürzung durch ein ganzes

Pelotonfeuer heruntergeschossen werden. Sehr sinnreich sind die Wachen und Vorposten ausgedacht, die sie, um selbst keiner Gefahr ausgesetzt zu sein, bei Nacht um ihre Aufenthaltsorte herumstellen. Sie spalten nämlich einen etliche Fuß langen Bambus und zwängen zwischen die Enden der gespaltenen Hälften ein Querholz, woran eine Leine befestigt ist. Diese Leine wird über die Wege hingespannt, so daß, wenn ein Fuß daran stößt, der Bambus mit einem flintenschußähnlichen Knall zusammenschlägt und die Annäherung des Feindes verräth. Es ereignet sich nicht selten, daß bei solcher Vorrichtung ein wildes Schwein für einen Holländer gehalten wird und ein ganzes Lager voll Indianer in Bewegung setzt. Wollen sie bei Nacht dem Feind auflauern, so spannen sie über die Wege, wo sie ihn erwarten, Querleinen von 100 bis 150 Fuß Länge. Bei dem einen Ende der Leine verstecken sich im Gebüsch einige mit Gewehren Bewaffnete. Sobald sie nun fühlen, daß etwas an die Leine stößt, schießen sie nach der Richtung derselben ihre Gewehre los und sind fast immer versichert, zu treffen, wenn sie auch ihren Feind eben so wenig sehen, als sie von ihm gesehen werden. In solchen Fällen biegen sie auch wohl starke Bambushölzer krumm und bringen dieselben mittelst einer Spannleine so auf den Wegen an, daß das Bein, welches an die Leine stößt, von dem zurück-

schnellenden Bambus unfehlbar zerschlagen wird. Auf verschiedene Art bedienen sie sich des Giftes gegen den Feind. So z. B. graben sie in die Wege Löcher, die sie mit zugespitzten und vergifteten Bambusstücken austapezieren und mit dünnem Reiserwerk und Erde überdecken. Wer in ein solches Loch fällt, ist selten zu retten. Auch gebrauchen sie vergiftete Fußangeln, die sie auf der Flucht hinter sich werfen, um den Feind aufzuhalten. Ferner verfertigen sie trügerische Brücken, unter welchen im Wasser spitzige Bambusse eingepfählt sind. Sie vergiften die Nahrungsmittel auf der Marschroute des Feindes und binden oberhalb desselben in die Flüsse todte mit Gift gefüllte Büffel fest. Außer allen diesen graden, krummen, spitzigen und giftigen Mitteln bedienen sie sich auch der Frauenzimmer zum Kriegführen. Sie schicken nämlich Tänzerinnen in das feindliche Lager, die daselbst einschläfernde Mittel in den Trank zu mischen wissen, so daß die Schlafenden leicht überfallen und überwältigt werden können. Wer sich nicht retten kann, wird in Stücke gehauen, oder auf andere Art zu Tode gemartert.

Die feige Niederträchtigkeit und die tückische Grausamkeit, die sich in der hier beschriebenen Kriegsweise der von den Holländern bekriegten Völkerschaften auf den ostindischen Inseln ausspricht, sind sicherlich keine ursprüngliche Charakterzüge derselben. Die Malaien

sind, was sich unter günstigen Verhältnissen noch immer verräth, durchgängig gutmüthiger Art und keine solche menschenfresserische Unholde, wie z. B. die Neuseeländer. Ohne Zweifel hat die willkürliche, treulose und unmenschliche Behandlung, welche jene Völker neben dem Verlust ihrer Freiheit in frühern Zeiten von den Portugiesen und später von den Holländern zu erdulden hatten, ja zum Theil noch zu erdulden haben, jene Bosheit in ihre Seele gepflanzt, denn Unterdrückung und Sklaverei muß, auch bei dem sanftesten Gemüth, wenn es nicht thierisch indolent ist und die mindeste Reaktionskraft besitzt, Tücke und Rachsucht an die Stelle der betrogenen Offenheit und der geraubten Freiheit setzen. Was die Holländer hiervon ernten, sind meistens selbstgesä'te Früchte. Man darf ihnen übrigens zumuthen, daß sie auch diese Ernte für sich allein behalten und sich hier nicht durch zu große Generosität gegen die Ausländer inkonsequent werden.

8.

Batavische Erbschaften und teutsche Erben.

Es ist bekannt und auch in dem Vorhergehenden genug berührt worden, daß seit Jahrhunderten das Militair= und häufig auch das Civilbeamten=Personal in den holländischen Kolonieen sowohl Ost= als West=indiens sich meistens aus Teutschland rekrutirt hat. Ent=weder lieferte Holland nicht genug Menschen auf, um den ungeheuren Abgang der durch Kriege und Krank=heiten Hingerafften zu ersetzen, oder die mit den über=seeischen Verhältnissen besser bekannten Holländer gaben sich nicht zu jenem Ersatz her, oder der abenteuerlichere Geist und die größere Noth der Teutschen machte ihnen den Ersatz aus dem Nachbarlande zu leicht um ihn im eignen suchen zu müssen. Wo die freiwilligen Auswan=derer nicht hinreichten, brachte man die Fehlenden durch

List und Gewalt auf. Es braucht in dieser Beziehung nur an die sogenannten Seelenverkäufereien und die damit zusammenhangenden Schändlichkeiten erinnert zu werden. Von jenen Tausenden nun, die aus Teutschland namentlich nach Batavia ausgewandert oder geliefert worden, haben Viele, wie sich schon a priori annehmen läßt, oft ansehnliche, bisweilen enorme Reichthümer erworben, mit denen sie indeß selten in das, Manchen für immer unzugänglich gewordene Vaterland zurückgekehrt sind, die sie vielmehr meistens nach ihrem Tode in Ostindien hinterlassen haben. Mit ihren Reichthümern hinterließen sie dort selten zugleich gesetzmäßige Erben zumal da stets eine Menge Malaiinnen bereit sind, ohne den Ring am Finger die Ehefrau und Familienmutter zu ersetzen. Unterdeß lebten die Intestat- oder Testat-Erben in Teutschland vielleicht im Elend und die Verhältnisse ihrer Erblasser nicht ahnend, oder dieselben längst als verschollen betrachtend. Was etwa geschah, um sie mit dem ihnen widerfahrenen Glück bekannt zu machen, geschah entweder durch unbestimmte Gerüchte oder durch kurze Mittheilungen in holländischen Blättern, welche in Teutschland nicht gelesen wurden und den Interessenten vielleicht nie zu Gesicht kamen, vielleicht sogar in dieser Voraussicht von den Publikanten als Berechtigungsmittel benutzt wurden, um später die Stelle der Erben einzunehmen. Unter

diesen Umständen erfüllte die dem Prinzip nach vortreffliche Einrichtung der sogenannten Weeskamer in Batavia und Amsterdam sehr häufig nicht den Zweck, dessen Erreichung bei Publikationen in teutschen Blättern oder bei gewissenhafter Nachforschung nach dem Wohnort der Erben nicht leicht zweifelhaft sein konnte; vielmehr bildete die Weeskamer ein Depot von stets wachsenden Fonds, die in einem Handelsstaat wie Holland schwerlich unbenutzt blieben, die wohl gar auf eine freilich schwer nachzuweisende Art mit den Fonds des Staats oder der ostindischen Kompagnie zusammengeflossen sein mögen. Namentlich ist dies wohl von der Zeit der französischen Usurpation anzunehmen, welche bis in das innerste Getriebe der holländischen Staatsmaschine eingewirkt und Gelder liquide gemacht haben wird, die nur mit einem Testament in der Hand hätten in Empfang genommen werden dürfen. Der Betrag dieser Fonds muß in's Ungeheure gehen. Eine Aeußerung, die ein Beamter aus dem holländischen Finanzministerium gegen einen mir bekannten glaubwürdigen Mann hat fallen lassen, berechtigt zu dem Glauben, daß zur Erstattung der Summen, welche aus nicht reclamirten oder nicht ausgelieferten, für teutsche Erben bestimmten Erbschaften in die Kasse der Weeskamer ꝛc. geflossen, „die Finanzen des Königreichs der Niederlande nicht ausreichen würden.“

Holland hat bekanntlich seinen Hauptreichthum aus teutschen Beuteln gezogen; Teutschland hat ihm die Mannschaft geliefert, um die überseeischen Quellen seiner Reichthümer zu bewachen; nun behält es auch noch den Preis der Mühen und Gefahren zurück, denen Teutsche sich zu seinem Besten unterzogen. Es gibt für Freund und Feind keine willigere Milchkuh in der Welt, als die teutsche Bonhommie, welche die ganze Welt ernährt und die eignen Kälber verhungern läßt.

Vielleicht noch mehr Erbschaften, als den teutschen Erben wegen Unbekanntschaft mit ihrem Glück nicht zu Theil geworden, sind denselben unerreichbar geblieben durch die Schwierigkeiten, welche sich ihnen auf dem Weg zur Kasse der Weeskamer entgegenstellten. Es läßt sich denken, daß die Meisten von Denen, welche in Batavia ihr Glück gesucht, in Teutschland nicht nur keine glänzende Lage, sondern auch keine begüterte Verwandten hinterlasseu haben. Letztere waren also schon in diesem Betracht selten mit den Mitteln ausgerüstet, welche zur Verfolgung ihrer Interessen nöthig waren. Zu dem Mangel der finanziellen Mittel wird sich in der Regel auch der Mangel an geistigen Mitteln gesellt haben, mithin eine doppelte Hülflosigkeit eingetreten sein, welche sicher Manchen ganz vom Versuch abgeschreckt hat. Wurde indeß der Versuch gemacht, so hintertrieben häufig noch größere Schwierigkeiten das

Gelingen. Es ist unglaublich, welche Barrikaden von Hindernissen dabei zu durchbrechen sind und welch ein schwarzer Schleier von Intriguen, welche dichte Hülle von Schlechtigkeiten bisweilen die ostindischen Schätze bedeckt, zu deren Hebung mehr nöthig ist, als Wünschelruthe und Zauberformel. Es lassen sich Romane von schauerlichstem Interesse schreiben, deren unglückliche Helden teutsche Erben in holländischen Straßen und Gewölben, oder wohl gar auf javanischen Siechbetten sind.

Kommt ein teutscher Erbberechtigter nach Amsterdam, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen, so ist das Erste wonach man fragt, der Nachweis über das Schiff, womit der Erblasser nach Batavia abgesegelt ist, mag derselbe nun noch so bekannt und noch so lang in den Kolonien angestellt gewesen sein. Nun denke man sich für einen Fremden, für einen der Landessprache Unkundigen die Schwierigkeit, aus tausend aufgeschichteten Schiffsbüchern, wenn deren Einsicht ihm gestattet wird, einen einzelnen Namen herauszufinden. Man denke sich die Zeit, die schon während der Beibringung dieses einzigen Requisits verloren geht, das Geld, das aufgewendet werden muß, die Unannehmlichkeiten, die durch allerlei niedrige Mittelspersonen in den Weg gelegt werden rc. rc. Warum macht man, wenn man ehrlich zu Werke gehen will, nicht Auszüge aus jenen tausend Büchern und legt sie den

Interessenten zur Einsicht vor? Ist es endlich gelungen, auch ohne dieses Hülfsmittel den gesuchten Namen herauszufinden, dann folgt das Hin- und Her-Schreiben, das Petitioniren an Diesen und Jenen, das Einsenden von Dokumenten, die vielleicht nach der Einsendung verloren gehen und auf die doch später Alles ankommt, das Ergreifen verkehrter Maßregeln bei der Unbekanntschaft mit dem holländischen Geschäftsgang, die Abhängigkeit oder Verrätherei der Mandatarien, das Intriguiren, das Verfolgen, das Zusammentreffen mit auftauchenden Prätendenten rc. rc. War der Erbe nicht arm, so ist er es unterdeß geworden, hatte er guten Muth, so ist er unterdeß abgeschreckt und er kehrt, wenn er dazu noch im Stande ist, trostlos in die Heimath zurück mit einem Vorrath trauriger Erfahrungen, aber ohne Erbschaft. Besser das ausgedehnteste droit d'Aubaine, als so vortreffliche, aber in der Praxis so unseelige Einrichtungen. Wer für meine Behauptungen Beispiele und Beweise fodert, dem stehen sie zu Gebot. Aus früheren Zeiten ist namentlich des Paul Wirz, eines Bauernsohns aus der Gegend von Köln, Erwähnung zu thun, welcher 1676 als holländischer Generalfeldmarschall starb. Das bedeutende Vermögen dieses Land- und Seehelden wurde von den Holländern unter dem Vorwande der Nichtidentität der Erben zurückgehalten, weil der Admiral sich nach der Mode der Zeit

des lateinischen us am Namensende bedient und sich zu Zeiten Wirzius (Wirtius) genannt hatte. So schleppte sich denn der Erbschaftsprozeß bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein, wo die Verwandten endlich zur Einsicht kamen, daß ihre Bemühungen fruchtlos waren. Auf ähnliche Weise wird man die Erbschaften Derer unterschlagen, welchen man vor der Abreise falsche Namen gegeben, und so wird denn das Taufen zu Amsterdam einen doppelten Zweck haben.

Die Frage ist nun die, ob bei der Aufdeckung des Uebels nicht auch ein Mittel zur Heilung angegeben werden kann. Dem Anschein nach wäre das natürlichste und einfachste Mittel, sich an die holländische Regierung zu wenden. Allein dieser Weg, der, wenn er sicher zum Ziel führte, so manchen Klagen vorgebeugt haben würde, wird höchstens bei klarer, ausgemachter Sache und bei einer vielleicht schwer zu erlangenden Audienz mit Erfolg betreten werden können. Es dürften auch auf diesem Wege manche Hindernisse nicht bloß den Petenten, sondern selbst einem wirklichen Gerechtigkeitswillen der Regierung entgegentreten und wer kennt alle die wunden Stellen, welche, wenn jene Gerechtigkeit kein Hinderniß achtete, nur unter Schmerzzuckungen des holländisch-ostindischen Finanzkörpers würden berührt werden können! Eine solche Operation kann einem holländischen Regenten, zumal wenn er

selbst Kaufmann ist, auf die Reklamation einer fremden Privatperson hin nicht wohl zugemuthet werden. Das wirksamste Mittel würde von der Annahme eines Vorschlags zu hoffen sein, welchen ein rheinischer Jurist, der mir über obige Angelegenheit aktenmäßige Mittheilungen gemacht, an die Bundesversammlung hat gelangen lassen wollen. Sein Vorschlag geht dahin, die teutschen Regierungen möchten eine für Teutschland so wichtige Angelegenheit zur Staatssache erheben und auf diplomatischem Wege zu bewirken suchen, daß die holländische Regierung ihren Konsens zur Bildung einer in Amsterdam eigens niederzusetzenden Kommission von teutschen Männern ertheilte, welcher die Einsicht und Benutzung der bezüglichen Notizen, der Schiffsbücher, Register und Journale der Weeskamer und des ostindischen Hauses von Amtswegen wenigstens in Bezug auf die zukünftigen und die in der Unterhandlung schwebenden Erbschaftsfälle der besprochenen Art gestattet würde. Die Funktionen jener Kommission, zu deren Erhaltung die Kosten etwa durch Prozente von den flüssig gewordenen Erbschaften beigebracht werden könnten, müßten darin bestehen, die extrahirten Notizen periodisch zur Kunde des teutschen Publikums zu bringen, die Betheiligten wo möglich besonders in Kenntniß zu setzen, alle nöthigen Mittheilungen zu geben, zu empfangen und nöthigen Falls die Sache mandatarisch

zu betreiben. Auf diese Art würden die niederländische Regierung und deren Behörden der vielfachen Recherchen enthoben und von all den lästigen und verdrießlichen Reklamationen befreit, womit sie bestürmt werden. Zugleich würde Holland, wenn in einem von gedachter Kommission zu dekretirenden Präklusivtermin sich keine Prätendenten meldeten, die Beruhigung erhalten, daß es die nicht reklamirten Erbschaften als Staatseigenthum in Besitz nehmen könnte, ohne sich dem Verdacht der mindesten Rechtsverletzung auszusetzen und den Ruhm seiner „braven Vorfahren" irgend zu beflecken.

Ist von dem erwähnten Vorschlag etwas zu hoffen? Wären wir Engländer, es würde gar nicht mehr nöthig sein, ihn zu machen. Die Vertreter des Volks würden längst dafür gesorgt haben, sowohl daß man ihre Vertretenen nicht bethörte, als daß man die Bethörten nicht plünderte. Bei uns ist das anders. Wir sind kein Volk und verstehen unsre Landsleute eben so wenig zu schützen, als zu fesseln. Wie sollte ein Volk, das selbst keine Rechte hat, die Rechte seiner Angehörigen zu vertreten wissen? Es wäre seltsam, wenn wir die pekuniären Erbschaften unserer Auswanderer zu erlangen verständen, während wir unsre eignen Rechtserbschaften in feiger Schlaffheit fahren lassen.

9.

Die Farbe der Augen als Kennzeichen, daß das Menschengeschlecht von wenigstens zwei Paaren abstammen müsse.

An den Augen sollt ihr sie erkennen.

Die Frage, ob das Menschengeschlecht von einem oder von mehreren Stammpaaren seinen Ursprung herzuleiten habe, ist vielfach angeregt worden und die Meisten haben sich bei Beantwortung derselben dahin vereinigt, die Ehre Adams zu retten. Die religiöse Gewissenhaftigkeit hat sich für ihn entschieden, weil ihm die Bibel die alleinige Stammvaterschaft zuschreibt und die historische Kombination ist ihm nicht zu nahe getreten, weil sie sich nicht entschließen konnte, auf den Grund unsicherer und, wie man annahm, stets veränderlicher Merkmale die für die Würde der Menschheit angemessenere Idee einer Abstammung von einem

einzigen allgemeinen Stammvater fahren zu lassen. Wenn man sich den Menschen als ein Ebenbild und als einen Ausfluß Gottes denkt, so scheint er dadurch an Würde zu verlieren, daß man annimmt, Gott sei im Stande gewesen, oder habe sich entschließen können, ein so kostbares Stück Arbeit gleich in duplo oder triplo erscheinen zu lassen. Man meint, Gott habe sparsamer mit seiner Göttlichkeit wie mit den Ausflüssen derselben sein müssen und das große Nest der Erde sei zu klein gewesen, um mehr als einen einzigen solchen göttlichen Kuckuk, wie der Mensch ist, aufnehmen zu können, ihn, dem selbst eine generatio aequivoca keinen Nebenbuhler zu schaffen vermogte. Auch scheint in der Annahme, daß es mehrerlei Menschen, wie z. B. mehrerlei Affen, mehrerlei Bären rc. geben könne, eine beleidigende Gleichstellung mit den Thieren zu liegen. Es bleibt hier dahin gestellt, worin die Würde des Menschen besteht und ob sie durch den Beweis einer mehrfältigen Abstammung beeinträchtigt wird; der Zweck ist hier nur, mit der Freiheit, die jede wissenschaftliche Forschung ansprechen darf. auf ein neues Mittel zur Führung jenes Beweises mit Wenigem aufmerksam zu machen, obgleich Büffon, Kant, Haller, Blumenbach rc. ihre gewichtige Stimme mit der der mosaischen Ueberlieferung vereinigt haben. Sorgfältige und anhaltende Beobachtung der Natur hat das Recht, auch der tiefsten

philosophischen Deduktion entgegen zu treten, wenn dieselbe nicht durch die Erscheinungen der Wirklichkeit unterstützt und bestätigt wird.

Bei den Forschungen über die Abstammung des Menschen hat man ihn gemustert von oben bis unten, man hat den Körperbau, die Form des Schädels, die Farbe der Haut, die Art des Haars rc. der Untersuchung unterworfen, bloß Das, womit man alle diese Wahrnehmungen machte, nämlich die Augen selbst, hat man meines Wissens außer Acht gelassen, wenigstens darauf keine Herleitungen bezüglich der Urabstammung gegründet. Und doch sind sie es, die meines Erachtens als die Haltpunkte für alle Merkmale zu betrachten sind, auf welche sich jene Herleitungen bauen lassen. Von früher Jugend auf zu beständiger Beobachtung der Augen unwillkürlich hingezogen, habe ich denselben stets solche Aufmerksamkeit geschenkt, daß ich mich der Augenfarbe aller Menschen erinnere, die ich kennen zu lernen oder zu beobachten Gelegenheit hatte. Man wird zugeben, daß, wenn aus den Augen etwas gefolgert werden kann, zu solchen Folgerungen eine so genaue Beobachtung von Tausenden von Exemplaren berechtigt ist. Mit der Beobachtung von so viel tausend Augen und ihrer vielfachen Nüancen habe ich stets die Beobachtung der mit der Augenfarbe zusammenhangenden Merkmale, z. B. der Haare, der Haut,

der Gesichtsfarbe, der Zähne ꝛc. verbunden. Bei meiner Reise nach Batavia habe ich die vielfache Gelegenheit zur Fortsetzung derartiger Beobachtungen auf's Sorgfältigste benutzt und glaube die gewonnene Ueberzeugung kühn öffentlich aussprechen zu dürfen, von etwaiger Kontroverse gleich sorgfältige Beobachtungen erwartend.

1) Es gibt bei den Menschen ursprünglich zweierlei und nur zweierlei Augen: blaue und braune. Diese verschiedene Farbe ist

2) nicht ohne Zusammenhang mit andern Erscheinungen und Eigenschaften des Körpers, sie ist in Bezug auf ihre Ursachen nicht auf das Auge allein beschränkt, ist nicht eine bloß zufällige Eigenschaft, sondern ein nothwendiges Attribut zu einem so oder so beschaffenen Körper. Das Auge ist gleichsam die Blüthe, woran man die Art und Beschaffenheit des menschlichen Stammes erkennt, wie man z. B. roth und weiß blühende Apfelbäume, rothe und weiße Rosen unterscheidet. Blau- und braunäugig ist also der kürzeste Ausdruck zur Unterscheidung von zwei Menschenarten verschiedener Abstammung und Komposition. Zu ächten blauen Augen gehört, was die äußern Kennzeichen betrifft, blondes, (bei den alten Teutschen hellgelbes) Haar, eine feinere Epidermis und darunter

ein helleres, zartroth, beinahe rosenfarbig durchscheinendes Blut, welches demgemäß die Gesichtsfarbe bildet.

Bei ächten braunen Augen dagegen findet sich schwarzes oder braunes Haar, ein dunkleres Blut und demselben entsprechend auch ein dunkleres Roth der Hautfarbe, oder in südlichen Ländern eine gelbe, braune, kupferfarbige oder schwarze Haut. Der Zusammenhang dieser Erscheinungen am ganzen Körper ist so durchgängig und deutlich, daß es einem geübten Beobachter nicht schwer wird, die Farbe der Augen, wenigstens der ungemischten, sogar von der Hand oder vom Fuß abzusehen, was natürlich nur von weißer Haut gemeint ist, da sich bei dunkler Haut die Farbe der Augen sogleich ergibt. Was die innere Verschiedenheit der verschiedenäugigen Menschen betrifft, so läßt sich dieselbe von einem physiologischen Kenner vielleicht nicht ohne Gewinn für die Wissenschaft weiter verfolgen und die sorgfältige Beobachtung derselben in Bezug auf Affekte, Leidenschaften, Empfänglichkeit für Krankheiten ꝛc. könnte einem Arzt vielleicht von Wichtigkeit sein. So z. B. ist die Gicht bei blauäugigen Menschen unendlich öfter zu finden, als bei braunäugigen; so habe ich in Batavia, wo die Cholera eine endemische Krankheit ist, bemerkt, daß die davon Befallenen fast immer braunäugige waren. Daß die asiatische Cholera auch nach Europa und sogar in das nördliche Europa gedrungen,

ist vielleicht einzig oder doch hauptsächlich eine Folge des Umstandes, daß die cholerafähigen, d. i. die braunäugigen Menschen sich allmälig auch nach dem Norden verbreitet haben.

3) Die Farbe der Augen ist keine Gabe des Zufalls in Bezug auf Abstammung. Ein Paar mit beiderseitig ächten braunen Augen kann niemals Kinder mit blauen Augen erzeugen und ebenso ein ächt blauäugiges Paar niemals braunäugige Kinder. Für die Richtigkeit dieses Satzes setze ich, und sollte ich mich mit allen galanten Ehefrauen verfeinden, meine Augen, ja meinen Kopf zum Pfande. Um sie aber nicht unschuldig zu verlieren, muß ich darauf aufmerksam machen, daß es bei der vielfachen Vermischung der blau- und braunäugigen Menschen in unserer Zeit nicht schwer ist, scheinbare Beispiele vom Gegentheil aufzuweisen, die Manchen leicht täuschen könnten. Es gibt jetzt unendlich viel Menschen, welche dem Anschein nach Augen von einer ächten Farbe haben, aber mit einer, nicht auf den ersten Blick erkennbaren fremdartigen Beimischung, welche indeß, innerlich vorherrschend, bei der Fortpflanzung den Ausschlag gibt und eine der der Eltern scheinbar entgegengesetzte Augenfarbe hervorbringen kann. In solchen Fällen gehe man auf die Augenfarbe der Großeltern zurück und man wird entweder bei den mütterlichen oder väterlichen Großeltern dieje-

nige Augenfarbe finden, welche bei dem fremdäugigen Enkel nicht zu erklären war. Und sollte man, (um einer Möglichkeit, für die ich noch kein Beispiel gefunden, freies Feld zu gönnen), die Farbe bis zu den Urgroßeltern verfolgen müssen, man wird die Quelle der Abweichung nicht vergebens suchen. Die Abweichungen können in folgender Art entstehen. Angenommen, der Mann habe ächte blaue, die Frau aber ächte braune Augen, so können die Kinder entweder a. blaue, oder b. braune, oder c. gemischtblaue z. B. grünblaue, graublaue, dunkelblaue, oder d. gemischtbraune, z. B. fuchsigbraune, grünlichbraune Augen haben. Vermischt sich nun ein blauäugiger Sohn einer solchen Familie mit einer blauäugigen Tochter einer andern Familie von derselben Grundbeschaffenheit, so halte ich es z. B. für möglich, sage möglich, daß aus dieser Vermischung eines blauäugigen Paares Kinder mit theilweise braunen Augen hervorgehen. Durch die seit so viel Jahrhunderten fortgesetzte Vermischung der blauäugigen und braunäugigen Nationen sind vorzüglich in Europa außerordentlich viele Nüancen aller Art entstanden und verhältnißmäßig wenig ächte Racemenschen, namentlich von der blauen Farbe, übrig geblieben, so daß schon eine ziemlich geübte Beobachtung dazu gehört, die ächte von der unächten immer unterscheiden zu können. Auch die übrigen mit den Augen zusam-

menhangenden Merkmale, insbesondere die Farbe des Haars, sind durch die vielfache Vermischung durcheinander geworfen worden. So findet man jetzt sogar schwarzhaarige Menschen, mit hellen blauen Augen, (die man indeß leicht von den ächten unterscheidet) und sogar flachshaarige mit dunkelbraunen Augen. Sieht man sich aber in denjenigen Ländern um, deren Bewohner sich erhalten haben ohne Vermischung mit Menschen einer andern Augenfarbe, so gewinnt man das überzeugendste Resultat. Kein ächter Skandinavier hat braune, kein Chinese im ganzen großen himmlischen Reich hat blaue Augen ꝛc.

4) Die Augen ändern sich nicht durch das **Klima**. Die Kinder eines ächten Afrikaners und einer Afrikanerinn werden in Schweden dieselben braunen Augen mit zur Welt bringen, mit denen sie in Afrika geboren sein würden und sollte auch nach langjähriger Fortpflanzung die Farbe der Haut, welche wenigstens großen Theils eine Wirkung der südlichen Sonne sein mag, im Norden etwas heller werden, die braunen Augen werden nach tausend Jahren doch nicht blau. Ebenso werden die unvermischten Nachkommen eines ächtschwedischen Paars auf dem Aequator nach tausend Jahren zwar vielleicht eine verbrannte Haut, aber niemals braune Augen bekommen. Beispiele der Unveränderlichkeit der Augenfarbe durch das Klima sind zu Tau-

senden, sowohl bei Europäern in südlichen Kolonieen, als bei Asiaten im nördlichen Asien zu finden.

Ein Beispiel, das wir täglich vor uns sehen, liefern auch die Juden, die, weil sie sich nur durch Verheirathung unter sich fortpflanzen, ungeachtet ihres langen Aufenthaltes unter nördlichen und blauäugigen Völkern doch ihre braunen Augen bewahrt haben. Einzelne Ausnahmen stoßen das Beispiel nicht um, denn wo sich ein Jude mit blauen Augen findet, hat jedenfalls, sei es nun bei den nächsten, oder bei entfernteren Vorfahren, eine christliche Intervention Statt gehabt. Solche Beispiele mögen zugleich die Juden mahnen, daß es ihre Bestimmung nicht ist, durch eine ewige orientalische Scheidewand von den übrigen Menschen getrennt zu leben. So oft sie sich in die blauen Augen sehen, sehen sie sich wenigstens körperlich schon bekehrt. (Bei blauäugigen Juden wird man auch immer die meiste Neigung finden, sich in Sitten und Gesellschaft den Trägern der Blauäugigkeit, den Christen anzuschließen). Zugleich mögen durch jene Kennzeichen einer christlichen Betheiligung an jüdischer Fortpflanzung die Christen an ihre Menschengemeinschaft mit den Juden erinnert werden. Ein Christ kann nicht mehr intolerant sein, wenn er einen Juden mit blauen Augen sieht.

5) Eine endliche Aenderung der Augenfarbe im bloßen Gange der Fortpflanzung ohne fremd-

artige Vermischung und ohne Aenderung des Klima, bloß durch ein geheimes Gesetz der Natur, wird man noch weniger anzunehmen geneigt und veranlaßt sein. Gegen eine solche Annahme ließe sich auch vielleicht die Unveränderlichkeit der Augenfarbe bei den verschiedenen Thieren anführen, die den Wohnplatz nicht wechseln und sich nicht mit anderen Gattungen vermischen.

Abnormitäten, wie die rothäugigen Kakerlaken und Kretinen, wird man hier nicht entgegenstellen wollen, da diese Menschen nur krankhafte Erscheinungen sind, welchen die Natur sogar meistens die Fähigkeit der Fortpflanzung und schon dadurch das Recht versagt hat, in dieser Frage, welche die Quellen der Menschenströme hinter den fernsten Jahrhunderten aufsucht, mitzusprechen. Wären indeß die Kakerlaken ꝛc. nicht Abnormitäten, wären sie in jeder Beziehung gesunde, fortpflanzungsfähige Menschen, wie die anderen, so würden sie nur den Beweis für ein drittes, nämlich ein rothäugiges Stammpaar liefern.

6) Man könnte den Einwand machen, Adam habe z. B. braune und Eva blaue Augen gehabt und aus dieser Verschiedenheit der Augen der Stammeltern sei die Verschiedenheit jener der Abkömmlinge entstanden. Gegen diesen Einwand läßt sich aber die Frage aufwerfen, wie sich die ausschließliche Vertheilung der blauen Augen an das nordwestliche oder doch nördliche

Europa und der braunen an den übrigen Theil der Welt erklären lasse? Warum findet man unter den südlichen Asiaten und Afrikanern keine Nationen mit blauen Augen und unter den nordwestlichen Europäern nur da braune Augen, wo sie aus der Vermischung mit südlicheren Menschen hervorgegangen? Zweitens müßten die ad 3 aufgestellten Erfahrungssätze mit der Genealogie der Adam'schen Familie in Widerspruch gerathen, da es unerklärlich wäre, daß je aus einem Stamm mit gemischten, unächten Augen nur Abkömmlinge mit sich gleich bleibenden ächten Augen hätten erwachsen sollen. Drittens wird man in den meisten Fällen, wo Vater und Mutter verschiedene und zwar gleichächte Augen haben, die Beobachtung bestätigt finden, daß bei den Kindern in Betreff der Augen die Mutter den Ausschlag gibt. Da nun aber bei Weitem der größte Theil der Menschen braune Augen hat, wie sollte es sich erklären lassen, daß dennoch im Allgemeinen Adam, welcher als erster Asiate den ersten Anspruch auf die braunen Augen hatte, den Ausschlag gegeben? Stellt man nun aus alttestamentarischer Gewissenhaftigkeit hiergegen auf, Eva könne dennoch die braunäugige gewesen sein, weil es geschrieben stehe, daß nur ein Stammpaar existirt habe, so hat man darauf viertens auch das alttestamentarische Recht, zu antworten, daß Eva, weil Gott nur einen Menschen geschaffen, aus

einer Rippe Adams entstehen mußte und daher nothwendig mit ihm gleiche Augen gehabt hat. Durch diese Antwort würde zugleich der ganze hier besprochene Einwand widerlegt. Will man Das noch nicht gelten lassen, so wird man es vielleicht durch die Hypothese entkräften können, Adam könne ein blaues und ein braunes Auge gehabt haben und dieß sei durch die Rippe auch auf Eva übergegangen. Könnte sich das aber durch die Rippe vererben, so müßte es noch weit eher durch Zeugung geschehen und diese Folgerung widerlegt uns ein Blick in den Spiegel.

Geht nun aus dem bisher Gesagten hervor, daß die Farbe der Augen keine zufällige, für sich unabhängige, sondern eine der Beschaffenheit des ganzen Körpers entsprechende und von der Abstammung abhängige Erscheinung ist; daß ferner die Verschiedenheit derselben weder durch den Wechsel des Klima, noch im bloßen Laufe der Fortpflanzung endlich entstanden; daß zuletzt jene Verschiedenheit auch nicht durch die Annahme erklärt werden kann, von dem Stammvater rühre die eine und von der Stammmutter die andere Farbe her, so bleibt wohl nichts übrig, als anzunehmen, daß das Menschengeschlecht von wenigstens zwei besonderen Paaren, einem blauäugigen und einem braunäugigen abstammen müsse. Vielleicht hat jede Hauptrace des Menschen-

geschlechts (nach der gewöhnlichen Eintheilung) ein eigenes Stammpaar. Allein, wenn man auch von dieser Annahme abstrahirt und die Merkmale jener Racen als schwankend verwirft, so bleibt wenigstens in den Augen das sichere Kennzeichen für zwei verschiedene Stammpaare übrig. Mag es möglich sein, daß aus dem Stamm eines zirkassischen Apoll ein hunnischer Brückenpfahl, daß aus einem chinesischen Zopf ein mohrischer Krauskopf, aus den gutmüthigen Zügen eines Malaien ein türkisches Henkergesicht, aus einem grönländischen Zwerg ein patagonischer Riese entstehe und umgekehrt; mag man in Bezug auf das Aeußere, auf Gestalt, Schönheit, zum Theil auch Hautfarbe rc. die Möglichkeit aller nur denkbaren Bildungen und Veränderungen annehmen: in Bezug auf das Innere und die Farbe der Augen, als die Blüthe jenes Innern, ist die Herleitung gefesselt. Man kann einen Baum schlank aufziehen, man kann ihn zum Krüppel machen, aber man kann ihn nicht zwingen, fremdartige Blüthen zu treiben. Soll er fremde Blüthen tragen, so muß man ihm den Stoff dazu einimpfen; soll aus einem ächtbraunäugigen Menschen ein ächtblauäugiger werden und umgekehrt, so genügt es nicht, daß sein Haar kraus oder glatt, seine Haut weißer oder dunkler, sein Schädel eckig oder rund, seine Gestalt schön oder häßlich werde, nein, der ganze Mensch vom Kopf bis zur Zehe,

äußerlich und innerlich, muß bis in alle Fasern und Säfte eine andere Beschaffenheit erhalten, er muß neu geschaffen werden. Und wäre es möglich, z. B. einem braunäugigen Menschen blaue Augen einzusetzen, so daß sie wie organisch verwüchsen, die Fortpflanzung würde den aufgedrungenen fremden Stoff ausscheiden und die Nachkömmlinge würden doch wieder braunäugig sein.

Sind die aufgestellten Behauptungen richtig, so bleibt, da der Ursprung der braunäugigen Menschen jedenfalls in Asien zu suchen ist, nur noch übrig, zu ermitteln, wo das blauäugige Stammpaar des Menschengeschlechts seinen Sitz gehabt und wer die Nachkommen desselben sind. Diese Ermittelung wäre in historischer Hinsicht nicht unwichtig, da sie über die Abstammung des einen Volks von dem anderen, über die Bevölkerung des einen Welttheils durch den anderen &c. &c. ein nicht zu verachtendes Licht verbreiten würde. Es wäre zu wünschen, daß die Reisebeschreiber, welche sich bei Beschreibung der verschiedenen Nationen in der Regel auf Angabe der Hautfarbe, des Haars &c. &c., beschränken, den Augen mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätten und daß ein Gelehrter sich für die desfalls hier gemachten Bemerkungen so weit interessirte, um die Mittheilungen der Schriftsteller über die Augenfarbe der Völker zu sammeln und daraus vielleicht mit mehr

Sicherheit ein genealogisches Gebäude für dieselben zu konstruiren. So viel meiner geringen Belesenheit bekannt ist, sprechen die historischen Zeugnisse von blauen Augen nur in der Geschichte der Germanen, bei welchen sie als eine bis dahin unbekannte Erscheinung hervorgehoben werden. Die γλαυκῶπις Ἀθήνη (die gemischtblauäugige) und der ξανθὸς Μενέλαος, der bei dem blonden Haar vermuthlich auch die entsprechenden blauen Augen hatte, sind isolirte Erscheinungen und, wenn jene Bezeichnungen nicht als durchaus poetische Erfindungen anzunehmen, verwehte Blätter vom germanischen Stammbaum. Das stimmt auch mit der eisigen, nordischen Kälte jener Göttinn überein und für die Teutschen wäre es nicht wenig schmeichelhaft, wenn aus ihrem Lande die Griechen die Göttin der Weisheit hätten holen müssen. Sind nun die Germanen ursprünglich die einzigen blauäugigen Völker, so werden ihre Stammeltern wohl im Nordwesten von Europa gewohnt haben. Ihre spätern Nachbarn, die Sarmaten, Wenden und überhaupt die slavischen Völkerschaften sollen braune Augen und dunkles Haar gehabt haben, konnten also nicht germanischen Ursprungs sein. Auch scheint es, wenn man für die Germanen besondere Stammeltern annimmt und annehmen muß, nicht wahrscheinlich, daß sie, wie die Sarmaten rc. rc., aus Asien herübergekommen, da sie in diesem Fall nicht ihre reine,

unvermischte Blauäugigkeit hätten bewahren können und da es ferner schwer zu erklären wäre, warum sie, der Weise der übrigen Wandervölker zuwider, sich ausschließlich nach dem kalten Norden gewandt und nicht wenigstens theilweise schon gleich Anfangs den einladenden Süden sollten bevölkert haben. Sind sie aber wirklich aus Asien gekommen, so müssen sie, da sie nun einmal wegen ihrer Augen nicht gleiche Abstammung mit den übrigen haben können, wenigstens an der Schwelle von Europa gewohnt und sich frühzeitig genug nach Skandinavien, an die Nordsee ꝛc. ꝛc. gezogen haben, um ihre unverfälschte Ursprünglichkeit bis zum Zusammentreffen mit den nachrückenden Braunaugen bewahren zu können. So viel ich habe beobachten können, haben, außer den teutschen und zu Teutschland gerechneten Völkern, die Tyroler, Schweizer, Holländer, Dänen, Schweden, Norweger, die Völker des nordwestlichen Rußlands zum Theil auch die Engländer blaue Augen. Sie müssen also Alle, selbst wenn die geschichtlichen Nachweisen widersprächen, wenigstens größten Theils aus germanischem Element bestehen. Alle übrigen Nationen, also die ganze Urbevölkerung von Amerika, Australien, Asien, Afrika und Südeuropa, mit Ausnahme einzelner, durch die Völkerwanderungen hier und da hinterlassener Reste, z. B. einzelner Vandalenüberreste im nördlichen Afrika, und der sogenannten

Usun im innern Asien (am obern Entzina) — zu vereinzelt und abgeschlossen, um als Stammvölker der Germanen gelten zu können —, mögen aus der Wiege von Kaschemir gekrochen sein, sie haben alle braune Augen. Die Germanen aber kommen aus einer andern und zwar weniger sanften Wiege her. Sie allein stehen der ganzen übrigen Menschenmasse der Erde gegenüber als eine besondere Art für sich. Die Menschheit zerfällt also in Adamiten und Germanen. Was folgt daraus? Wenigstens so viel, daß die Germanen, insbesondere die Teutschen, da sie nicht von Adam abstammen, auch nicht der Erbsünde theilhaftig sind und nicht dafür zu büßen haben. Sie können also auch in dieser Beziehung ein besseres Loos erwarten. Die übrigen Nationen sind im Paradies geboren und wurden in der Person ihrer Stammeltern daraus verjagt und verurtheilt, für ihr Brod zu schwitzen und zu entbehren; die Teutschen haben, wenn auch nicht geschwitzt, doch entbehrt in freudeleeren skandinavischen Wildnissen und sind bestimmt, allmälig in's Paradies und aus Niflheim nach Mispelheim zu gelangen.

Es lassen sich noch einige Fragen und Bemerkungen hier anknüpfen.

1) Die Erfahrung lehrt, daß die Vermischung verschiedenäugiger Menschen von sonst angemessener Grundbeschaffenheit in der Regel die schönsten und

talentvollsten Kinder hervorbringt. Ein schöner blauäugiger Mann wird mit einer schönen blauäugigen Frau nicht so vollkommene Kinder zeugen, als mit einer gleichschönen braunäugigen Frau. Dieß beruht auf einem genetischen Mischungsgesetz, ähnlich dem Gesetz, wonach eine Mischung von zwei verschiedenen Metallen ein drittes festeres gibt. Es scheint daraus zu folgen, daß die Verschiedenartigkeit der Menschen dazu vorhanden ist, um allmälig durch Vermischung das menschliche Geschlecht zu veredlen. Der Germanen sind aber im Verhältniß zu den Braunäugigen sehr wenige. Läßt sich daraus nicht vermuthen, daß sie so viel zum Geschäft mitzubringen haben, als die übrigen alle zusammen? In gewisser Beziehung allerdings. Sie sind nicht zum eigentlichen Produziren, aber zum Befruchten bestimmt. Sie werden wie der Blüthenstaub der Pflanzen über den ganzen Baum der Menschheit verweht. Für sich selbst richten sie nichts aus, sie sind kein Ganzes, so wie auch die Slaven kein Ganzes sind und sein sollen. Die Romanen scheinen das Mittelding darzustellen und sie sind es, die bis jetzt den größten Antheil an der praktischen Geschichte gehabt haben. Vielleicht wird auch das Vereinigungsgeschlecht der Zukunft das romanische sein, in welchem Germanenthum und Sklaventhum aufgeht. Wer weiß, ob nicht alle Anforderungen an die Teutschen ungerecht

sind, so lang nicht ihr Blut hinreichend mit romanischem versetzt ist. Die physischen Ursachen werden in der Geschichte gar zu häufig übersehen und die Vermischung der Nationen ist eins ihrer wichtigsten Kapitel.

2) Wird es über etliche tausend Jahre noch braune oder noch blaue Augen geben? Welche Farbe wird siegen?

3) Welches Paar wird die vollkommenste Nachkommenschaft haben, ein blauäugiger Mann mit einer braunäugigen Frau, oder ein gleichschöner braunäugiger Mann mit einer gleichen blauäugigen Frau? Muß der Mann oder die Frau braune Augen haben? Ich glaube die Frau *).

*) Mit dieser Ansicht stimmt auch folgende ausführende Bemerkung Feuerbachs überein:

„Der wahre, der mit dem Leben, dem Menschen identische Philosoph muß gallo-germanischen Geblüts sein. Erschreckt nicht, ihr keuschen Teutschen, über diese Vermischung! Schon Anno 1716 haben diesen Gedanken die Acta Philosophorum ausgesprochen: „„Wenn wir die Teutschen und Franzosen gegen einander halten, so haben zwar dieser ihre ingenia mehr Hurtigkeit, jene aber mehr Solidität, und könnte man füglich sagen, das temperamentum gallico-germanicum schicke sich am Besten zur Philosophie, oder ein Kind, welches einen Franzosen zum Vater und eine teutsche Mutter hat, müßte (cæteris paribus) ein gut ingenium philosophicum bekommen.““ Ganz richtig; nur müssen wir die Mutter zur Französin, den Vater zum Deutschen machen. Das Herz, — das weibliche Prinzip, der Sinn für das Endliche, der Sitz des

4) Die blauen Augen bringen die Kraft, die braunen das Leben, die blauen den Zunder, die braunen das Feuer. Es ist bemerkenswerth, daß Napoleon, dieser Erzantiteutsche, zum Theil aus teutschem Stoff entstanden, denn er hatte blaue Augen.

5) Darf Christus mit blondem Haar und blauen Augen gemalt werden? Die Maler wie die Romanschreiber könnten bei Vertheilung der Augenfarben sowohl in Bezug auf Nationalität, als auch in Bezug auf Charakter oft viel naturwahrer zu Werke gehen. Welcher Maler wird einen alten Teutschen mit braunen Augen malen? Warum nun einen Orientalen mit blauen? Dieß möchte man vorzugsweise der Düsseldorfer Schule zur Beachtung empfehlen. Und doch kann eine (künstlerische) Wahrheit darin liegen, daß man Christus mit blauen Augen malt, denn das Christenthum ist seinen Hauptelementen nach durchaus germanisch.

6) Menschen mit violettscheinenden braunen Augen sind niemals gesund. Sie scheinen sich den Kakerlaken zu nähern. Findet sich zu dieser abnormen Bildung die Anlage und Fähigkeit auch unter blauäugigen Men-

---

Materialismus — ist französisch gesinnt; der Kopf — das männliche Prinzip, der Sitz des Idealismus — deutsch. Das Herz revolutionirt, der Kopf reformirt; der Kopf bringt die Dinge zu Stande, das Herz in Bewegung u. s. w."

schen? Sind die Kretinen in der Schweiz nicht ursprünglich Braunäugige gewesen?

7) Sollten weiße Kaninchen, weiße Mäuse rc., welche immer rothe Augen haben, eine eigene Urgattung, oder sollten sie nicht vielmehr die Kakerlaken (Albinos, Kretinen) der Thiere sein? Haben die Eisbären rothe Augen?

8) Welche Augenfarbe ist vorherrschend bei den Fischen, welche bei den Vögeln? Bei den Säugethieren ist es die braune. Ich kenne außer ein Paar Fischarten nur zwei durchweg blauäugige Thiere: Krähen und Gänse.

9) Was ist der chemische Grund der Augenfarbe, ihrer Verschiedenheit und der übrigen mit ihr zusammenhangenden Erscheinungen des Körpers? Die Lösung dieser Frage, die ich von vornherein beantwortet haben würde, wenn ich gekonnt hätte, wäre vielleicht im Stande, die wissenschaftliche Bedeutung der Augenfrage entscheidend festzustellen.

10.

Phantasie auf der Rhede von Batavia.

Ich saß im Schatten des Focksegels auf einer Kanone und ließ meinen Blick bald über die schimmernden Pisang- und Kokos-Palmen schweifen, welche die Stadt verhüllten, bald über die nahe liegenden Inseln, die wie grüne Sträuße aus dem Wasser ragten, bald über die offene Sundasee, welche hier und da der Kanoe eines Malaien durchschnitt, bald über die Schiffe, die um uns her in majestätischer Ruhe vor Anker lagen. Von dieser schwarzen Brigg ertönt französisches Geschwätz; vom Mastkorb jenes Dreimasters ruft ein englischer Bootsmann herab; vom Bord jener ferneren Schiffe scheint bald die Sprache von Lissabon, bald von Kopenhagen, bald von Stockholm zu erschallen. Da drüben links erheben zwei sichelförmige Jonken ihre spitzen

Hörner; gezopfte Matrosen mit deckelförmigen Sonnenhüten arbeiten emsig an dem zerrissenen Mattensegel und stoßen die schnatternden Töne von Kanton aus. Welch ein Gemisch von Erscheinungen, von Sprachen und Nationen! Warum fehlt hier die teutsche Nation? Warum läßt sie sich nur durch ihre Verwandten repräsentiren, wo sie in Person erscheinen sollte? Es erschallt kein teutsches Wort, es weht keine teutsche Flagge zwischen diesen Inseln. Meine Betrachtungen führten mich auf die Geschichte und den Charakter der verschiedenen Nationen. Beim Chinesen blieb ich stehen und bedachte, daß er so lange Zeit vor den Andern schon den Kompaß und das Schießpulver gekannt, bedachte aber zugleich, daß er beide Erfindungen nicht auszubeuten gewußt, daß auf seine frühe, aber unvollkommene Entwickelung ein so langer Stillstand folgte und der unmittelbare Schritt von dem Stillstand nicht zu weiterer Entwickelung, sondern zum Verfall führen werde. Vom Chinesen wandte ich mich zum Franzosen und bedachte, daß er bei seiner Beweglichkeit zwar den Gegensatz gegen den chinesischen Stillstand darstelle, daß er sich aber in zu feurigem Fortschritt selbst aufreibe und auf dem Höhepunkt seiner Entwickelung umschlagen könne, weil er den Gipfel ersteige, bevor er ihn zu einer sicheren Basis ausgebaut. Der Franzose führte mich auf den Teutschen, der in gewisser Beziehung

zwischen jenem und dem Chinesen in der Mitte steht. Der Chinese ist ihm mit dem Kompaß und dem Schießpulver, der Franzose mit der Literatur und Politik und alle zusammen sind ihm auf der See zuvorgekommen. Und doch hat er Macht, er hat Bauholz, Häfen und Mannschaft. Bei Erklärung dieser Erscheinung setzte ich die geschichtlichen Hemmnisse, die den Entwickelungsweg der Teutschen so oft gesperrt, an die Seite und faßte den Charakter des Volks, als die Grundursache von Allem in's Auge. Der Franzose ist mit fünfzehn Jahren bärtig, mit zwanzig ein Mann; dem Teutschen beginnt im zwanzigsten Jahre vielleicht der Bart zu keimen und er wird Mann, wenn die andern Greise sind. Er ist ähnlich seiner Eiche, die in Jahrhunderten nicht auswächst, aber in Jahrtausenden nicht abstirbt. Die Natur verschwendet weder Kraft noch Zeit umsonst und was sie zum Schaffen an Zeit aufwendet, das ersetzt sie durch die Haltbarkeit und den Werth ihrer Schöpfung. Wie der körperliche, so ist auch der innerliche Charakter des Teutschen. Er bedarf im Individuum wie in der Nation Zeit zu seiner Ausbildung uud beim Bau seiner Geschichte mörtelt er vielleicht noch am Erdgeschoß, wenn die Andern bereits spöttelnd, aus dem Dachfenster auf ihn herabschauen. Die Teutschen sind die Garde des Menschengeschlechts, die nicht zum Tirailliren gebraucht wird, aber mit ungeschwäch-

ter Kraft und den Kampf entscheidend dann vorrückt, wenn die Andern alle geschlagen sind. Ist es so? Vielleicht ist es auch anders. Vielleicht sind sie bloß bestimmt, den philosophischen und sittlichen Stoff zu liefern, den die Andern praktisch verarbeiten, und in dieser gemeinnützigen Thätigkeit aufzugehen, ohne selbst Nutzen davon gezogen zu haben. So viel ist sicher: aus den Teutschen muß etwas Tüchtiges werden, oder ein auserſehenes Volk von Lumpen.

Nichts charakterisirt den wahren Teutschen so allgemein, als der einfache Umstand, daß er Zeit nöthig hat. Keine Nation trägt in ihrem angeborenen Charakter so wenig und zugleich so viel Fehler, als die teutsche. Ihr hat die Natur die Fehler den Tugenden beigemischt, zum Theil sie in einem Uebermaß dieser Tugenden dargestellt. Daher jene geduldige Gutmüthigkeit, die nur im äußersten Fall aus Nothwehr widerstrebt, nachdem das Widerstreben vielleicht vergeblich geworden; daher diese unwandelbare Treue und Ehrlichkeit die kein Betrug witzigt; daher diese gläubige Offenheit, die dem Feind das Beste preisgibt, ehe sie ihn erkennt; daher diese übermäßige Gewissenhaftigkeit, die sich beim ersten Schritt so lang aufhält, bis sie beim zweiten zu spät kommt; daher diese Tiefe eines Gemüths, dessen Saiten bei der gelindesten Berührung bis in den innersten Grund nachklingen und lange,

lange ausklingen müssen, bis andere können angeschlagen werden; daher diese blöde Bescheidenheit, die selbst das Recht nur auf dem Weg der Schenkung und Gnade in Anspruch nimmt; daher diese Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit, die zuvor den Begriff der Sache nach allen Seiten ausbilden muß, bis sie im Stande ist, zur That zu greifen; daher diese Geistestiefe, die jede Erscheinung von der Wurzel auf muß kennen lernen und erst in der Krone anlangt, wenn Andere die Frucht weggenascht haben. Geduld, Gutmüthigkeit, Treue, Ehrlichkeit, Offenheit, Gewissenhaftigkeit, Gemüthstiefe, Bescheidenheit, Gründlichkeit — es sind an sich Alles gute Eigenschaften, sogar Tugenden; die Teutschen aber verstehen es, sie sämmtlich in Fehler und Lächerlichkeiten umzuwandeln. Sie ermüden mit ihren Fehlern die Geduld und mit ihren Tugenden die Anerkennung. Sie wären im Stande, sogar die Verachtung zu ermüden. Es mag für einen Ausländer interessant sein, sich die Teutschen zu erklären, denn sie liefern ihm eine lange Unterhaltung dadurch; aber sie erklären und zu ihnen gehören — das ist, um des Teufels zu werden.

Meine Betrachtungen verloren sich in Phantasien, meine Phantasien in Träume. Unter dem Druck der Mittagshitze sank ich in Schlaf. Der Traum führte mich durch alle Erdtheile, durch alle Länder, durch alle Meere, unter alle Völker. Endlich fixirten sich die

Bilder, die meinen Geist umschwebten, er beschäftigte sich wieder mit meinen nächsten Umgebungen und blieb gefesselt durch eine einzige Erscheinung, die als ein majestätisches Schiff mir entgegenbraus'te. Das mächtige Segel, welches das Schiff trug, rollte sich vor meinem Blick herab als kolossale Zeitung, mit teutschen Lettern gedruckt, in welcher ich folgenden Artikel las:

Neuteutschland.

Das Unerhörte ist geschehen. Teutschland hat sich aufgerafft und will vom Dulden zum Handeln, vom Träumen zur That übergehen. Es will nicht mehr den bloßen Fabrikstoff für Andre abgeben, es will endlich selbst fabriziren. Es will auch seinen Antheil an der übrigen Welt haben und Kolonieen für seine Auswanderer gründen. Das Volk hat auf gemeinschaftliche Kosten einstweilen, um einen der Nation würdigen Anfang zu machen, zweihundert Transportschiffe gestellt, welche am 1. * * * aus den Häfen von * * * die Stammbevölkerung des neuen Vaterlandes an ihre Bestimmung bringen werden. Diese Bestimmung wird S. sein. Die Bevölkerung, einstweilen auf 100,000 Köpfe berechnet, wird sich in drei Abtheilungen sondern: 1. Soldaten, um die Kolonie zu beschützen; 2. Beamten, um sie zu verwalten; 3. Handwerker, Ackersleute, Kaufleute u. s. w., um sie zu benutzen. Ueberdieß

werden Pädagogen, Künstler, Literaten u. s. w. je nach dem Bedürfniß engagirt werden. Auswanderungslustige, die sich für eine dieser Abtheilungen qualifiziren, können sich zur Einschreibung an ihre Orts- oder Kreisbehörde wenden, nachdem von diesen das Nähere über die ganze Angelegenheit publizirt sein wird. Die Einschreibungen werden am * ten geschlossen und alsdann wird die Auswahl der geeignetsten Individuen bis zu der festgestellten Zahl und je nach dem Verhältniß der Bevölkerung jedes Vereinsstaats Statt finden. Nur körperlich und moralisch Gesunde werden angenommen.

Die neue Kolonie wird unter der Leitung eines Präsidenten und unter der Kontrole eines repräsentirenden Volksausschusses einstweilen von drei Oberbeamten, deren Ressort sich nach den genannten Abtheilungen der Bevölkerung bildet, verwaltet werden. Sobald deren Beschluß einen Zuwachs der Kolonie für nöthig erklärt, wird die zweite Ausschreibung und der zweite Transport folgen.

Freut euch, ihr Söhne Teutschlands! Zwar haben schon viele eurer Brüder sich auf fremden Gebieten niedergelassen und der Grund, den sie dort in die Völker gelegt, wird für uns nicht verloren gehen, aber sie Alle haben ihre Hoffnungen nur auf den Zufall gebaut und sind einem ungewissen Schicksal entgegengegangen; ihr hingegen habt eine sichere Bestimmung und einen

sichern Erfolg vor Augen, denn euer Bürge ist die Theilnahme des Vaterlandes. Euer Drang nach der Weite hat jetzt ein bestimmtes Ziel und ihr werdet nicht vom Sold oder der Gewalt der Fremden abhängig sein, nicht von niederer Habgier tyrannisirt und geopfert werden, sondern unter der fürsorglichen Leitung eures Stammvolks in sicheren Wohnsitzen euch ansiedeln. Ihr werdet eure Sitten jenseit des Meeres nicht abzulegen, eure Gesinnungen nicht aufzuopfern haben und eure herrliche Sprache wird durch die Lüfte des Südens —

Ein rohes Geschrei weckte mich aus meinem Schlaf und meinem Traume. „Moffegezigd (hörte ich rufen) gaat uit de weg, of ik slaa je, god verdomm me, met de handspaak op je donder, dat je de harsens oover boord vliegen! (Moffengesicht, aus dem Weg, oder ich schlage dich, Gott verdamm' mich, mit dem Handspaak auf den Schopf, daß dir das Gehirn über Bord fliegt!) Es war der Steuermann, der mit einem Schiffsjungen sprach — figürlich der holländische Pygmäe, der den gefesselten teutschen Riesen in hergebrachtem Ton in seine Schranken zurückweis't.

So lösen sich die nationalen Träume über teutsche Größe ohne teutsche Freiheit.

11.

Reise von Batavia bis St. Helena.

Montekukuli sagt: zum Kriegführen gehört erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld. Das Nämliche könnte man vom Reisen sagen, namentlich vom Reisen in fremde Welttheile. Wer von der Reiselust getrieben wird, der reise als unabhängiger Mann, wo möglich mit voller Börse; kann er Das nicht, so opfere er seiner Reiselust nicht seine Unabhängigkeit auf, wenigstens nicht unter Umständen, wie ich es gethan. Er suche lieber ein Mensen Ernst zu werden, wenn er kein Fürst Pückler sein kann. Eine Reise in fremde Welttheile oder um die Welt würde ich auch nach meiner Rückkehr von Batavia, wären keine günstigere Bedingungen zu erlangen gewesen, bei Wasser und Brod mitgemacht haben, wenn ich nur über meine Person und die Einrichtung meiner Reise hätte disponiren

können; aber unter militärischem Kommando oder unter pauvrer Abhängigkeit von rohen, nur durch charakterlose Unterordnung und durch Geld zu kirrenden Menschen, in deren Gesellschaft weder von Belehrung noch von Unterhaltung Rede sein kann, würde ich keine Seereise mehr gemacht haben und hätte ich zur Entschädigung auf Polstern mit Nektar und Ambrosia beköstigt werden sollen. Schon in der Heimath ist es unsere Abhängigkeit, welche Denjenigen, von denen wir abhangen, so oft die Geißel für uns in die Hand gibt; in der rücksicht- und theilnahme-losen Fremde wird leicht jeder Coujon unser Büttel und seine Geißel dringt bis in Blut und Galle. So wie nun aber die Abhängigkeit in der Fremde uns doppelt fühlbar wird als persönliche Qual, so stellt sie sich auch häufig als unübersteigliches Hinderniß der Erreichung des Reisezweckes entgegen. Dieß zeigt sich im Vorhergehenden und wird sich im Folgenden zeigen. Von meiner Rückfahrt, einer Reise von etwa fünf bis sechstausend Stunden, hatte ich doch nicht viel mehr zu erwarten, als die bloße kahle Wiederkunft ins elterliche Haus! Ein Paar tausend Gulden reicher konnte ich, und zwar mit meinem zurückgelassenen Freund, die interessanteste Rückreise durch Asien oder Afrika machen.

Anfangs Juli bestieg ich auf der Rhede von Batavia das Schiff, welches mich nach Europa zurückbringen

sollte. Ich konnte mich bald überzeugen, daß meine Rückreise nicht angenehmer sein würde, als meine Hinreise. Da das Schiff schon besetzt war, als ich mich beim Kapitain meldete, hatte ich es auf Empfehlung meines Obristen nur dahin bringen können, daß mir für meine 600 Gulden ein Verschlag im Vordertheil des Schiffs, wo die Matrosen haus'ten, zugesagt wurde. Ich verstand mich gern zu Allem, da ich lieber selbst Matrose geworden, als auch nur einen Monat länger in der batavischen Hölle zurückgeblieben wäre. Auf dem Schiffe angekommen, suchte ich meinen Verschlag vergebens, es war nicht einmal ein Platz dazu vorhanden. Man wies mich daher geradezu in's Matrosenlokal. Dieß war ein auf dem Verdeck befindlicher, nach dem Hintertheil des Schiffes zu offener Raum, welcher oben durch ein auf der Verschanzung ruhendes zweites Verdeck geschlossen war. In diesem Raum hing es gedrängt voll Hängematten, die Betten meiner künftigen Gesellschaft. Mir wurde der beste Platz angewiesen, nämlich zwischen der Hängematte des zweiten Bootsmanns und der des Segelmachers.

Die erste Zeit konnte ich mich nicht entschließen, den mir eingeräumten Ehrenplatz einzunehmen. Ich legte mich daher bei Nacht, in einen alten Kapotmantel gehüllt, auf das platte Verdeck und gedachte es so auch in Zukunft zu halten. Allein ich wurde bald inne, daß

ich dieses Nachtlager gegen das angewiesene würde vertauschen müssen. Legte ich mich der Länge nach auf das Schiff, so rollte ich bei dem Schwanken desselben bald nach dieser, bald nach jener Seite hin; legte ich mich quer, so hatte ich den Kopf bald hoch bald niedrig, so daß ich in der einen wie in der andern Situation die Nächte meist schlaflos zubrachte. Hierzu kam noch manche andere Annehmlichkeit und Abwechselung: bald trieb man mich auf einen andern Platz, weil ich den Matrosen bei Ausführung der Commando's im Wege lag, bald warf man mir ein Tau auf den Leib, bald trat man mir auf die Beine, bald fiel man über mich und fluchte, daß man eine Gänsehaut hätte bekommen können. Als ich mich endlich entschloß, das Matrosenlokal zu beziehen, fehlte mir eine Hängematte. Auf Befehl des Kapitains wurde durch meinen Nachbar, den Segelmacher, aus altem Segeltuch eine zusammengenäht. Sie hielt jedoch nur eine Nacht aus, am andern Morgen hing ich mit den Beinen hindurch und stieg, statt zur Seite, von unten aus dem Bette. Nach mancherlei Aushülfsversuchen machte endlich der Schiffsarzt der Noth ein Ende und lieh mir eine schmutzgeblümte Krankenhängematte. Sie war stärker als die vorige, aber es fehlte mir die Unterlage darin, so daß ich genöthigt war, in oder auf meinen Kleidern zu schlafen. Beim ersten schlechten Wetter wurde mir dieser Uebelstand auf nassem Wege

sehr fühlbar. Da ich grade vor dem Eingang hing, strichen alle die durchregneten Jacken, die aus- und einkrochen, unter meiner Hängematte her, so daß ich des Morgens wie im Wasser lag. Ich wußte diesem Uebel, das ich aus Klugheit nicht verrathen durfte, auf keine andere Art unbemerkt abzuhelfen, als dadurch, daß ich die Hängematte auch bei Tage bis in den Bereich der Jacken und Fäuste herabhangen ließ, wodurch sie in kurzer Zeit äußerlich einen so dicken und so dichten Ueberzug von Fett, Theer &c. annahm, daß kein Tropfen Wasser mehr durchdringen konnte. Die Flüche, die während der Zeit wegen Versperrung des Eingangs gegen mich laut wurden, ließ ich, meinen Zweck im Auge haltend, ruhig über mich wegdonnern. Ich hatte in dieser Beziehung am meisten auszuhalten von einem meiner nächsten Nachbarn, dem originellsten und genialsten Bruder Liederlich, der mir je in meinem Leben vorgekommen. Weil er in Surabaya zu stark an einer malaiischen Blume gerochen, hatte sich der eine Flügel seines gewaltigen Riechorgans ganz abgelöst und dieß Manquement, welches zu seinem gekalfaterten Gesicht die letzte noch nöthige Zuthat war, übte auch auf den Ton seiner Stimme einen entsprechenden Einfluß aus, so daß die Flüche, die aus seinem Mund hervorgingen, doppelt so viel Eindruck machten, als die der andern. Man denke sich das Leben in dieser Gesellschaft, die

Tag und Nacht um mich herum arbeitete, kochte, aß, schnarchte, fluchte, Zoten riß, kurz, jedem Sinn und Gefühl so viel Beschäftigung und Nahrung gab, daß man Beides hätte verlieren mögen. Wie oft habe ich des Spaßes wegen einige von unsern zarten fein zubereiteten Glaçeherrchen an meine Stelle gewünscht, wenn meine „Kameraden“ Morgens Toilette um mich herum machten, oder wenn mir bei Nacht ein ausgekautes Tabackbruimchen in die Hängematte flog und ich danach schlug in der Meinung, daß es einer von den tausend Kakerlaken sei, die rings in den Schiffswänden haus'ten, oder wenn mein lebhafter Nachbar, von seinen Händeln in der Kalverstraat zu Amsterdam träumend, mir unversehens einen derben Faustschlag aus seiner Hängematte herüberreichte! Eben so wünschte ich jene Herrchen an meine Stelle, wenn ich bei Nacht im Mondschein neben dem Bugspriet saß und unvermerkt meine dunkelfarbige Hose mit einem Stück weißen Segeltuchs hinterging, oder meiner vorwitzigen Zehe die Aussicht durch eine Gardine von Schurzfellsleder schloß, oder wenn ich, zur Bezahlung von Waschlohn außer Stande, meine Wäsche selbst besorgte. Letzteres geschah auf einfache Art, indem ich die schmutzigen Sachen an einem Stricke eine halbe Nacht durch die See schleppen ließ. Die Hemden büßten dabei durch die schnelle Fahrt zwar häufig einen

Aermel oder Schlippen ein, aber rein wurden sie wie unter den Händen der besten Wäscherinn.

Trotz der radikalen Gemeinheit des Unterhauses, dessen nothgedrungenes Mitglied ich war, kam mir dasselbe, als ich mich einiger Maßen gewöhnt hatte, nicht so unerträglich vor, als das hochnasige Oberhaus, welches im entgegengesetzten Theil des Schiffes seinen Sitz hatte. Diese hohe Gesellschaft bestand aus einem halbverschwitzten Residenten von der Insel Sumatra, einem halb vertrockneten Kapitain von der Insel Java und dem stiefelkrachenden Schiffskapitain als Präsidenten. Ein Kranz holder Frauen, nämlich die seekränkelnde Frau Residentinn (mit zwei allerliebsten Sklavinnen, welche, wie die Damen überhaupt, nicht zu den Unausstehlichen gehörten) und zwei liebäugelnde Wittwen, flocht sich zwischen jene drei Lieblinge hinein, denen sich der Schiffsarzt und die Obersteuerlente günstlings- und adjutantenartig anschlossen. Jeder der drei erstgenannten Herren besaß eine Merkwürdigkeit, um die ich ihn beneidete, nämlich der Herr Resident eine 25 Fuß lange Riesenschlange, die leider beim Kap der guten Hoffnung wegen der Kälte starb, der javanische Kapitain die sechs Fuß lange Haut eines javanischen Tiegers, den er selbst erlegt haben wollte und der Schiffskapitain einen schönen bengalischen Schiffskoch in Nationaltracht; nun besaßen die Herren aber noch weit

mehr Merkwürdigkeiten, um die ich sie nicht beneidete, insbesondere der Letztere, eins der unausstehlichsten Exemplare, die jemals einen ehrlichen Menschen ennuyirt haben. Wie dieser Windbeutel, der besser hinter die Gardinen als hinter die Segel paßte, zum Schiffskapitain gelangt war, ist mir unbegreiflich. Eben so weichlich und feige als dünkelhaft und arrogant verkroch er sich bei Sturmwetter stets in seine Kajütte und floh sonderbarer Weise sein eigentliches Element, den Wind; bei gutem Wetter zeigte er sich dafür desto mehr und zog sechsmal den Tag andere Kleider an, um den Damen, vor denen er beständig auf dem Verdeck herumpetitmaiterte, seine Liebenswürdigkeit in immer neuer Gestalt zu produziren. Seine Thätigkeit als Seemann beschränkte sich darauf, die Matrosen, bei denen er auf's Aeußerste verhaßt war, zu kujoniren und Mittags um 12 Uhr mit dem Sextanten, in malerischen Attitüden sich übend, nach der Sonne zu sehen. Ich hatte bald das Unglück, mir den Groll dieser hochfahrenden Person zuzuziehen. An stete Komplimente und Devotion seiner Umgebung gewöhnt, glaubte der Mann von mir dieselben Zeichen der Untergebenheit fordern zu dürfen, die er von den übrigen Bewohnern des Matrosenlokals forderte und hatte die Impertinenz, mich zur Rede zu stellen, als ich, und zwar ohne alle Absicht, meine Mütze nicht vor ihm abgenommen. Meine Antwort brachte ihn

dahin, mir zu bedeuten, es sei nicht akkordirt, daß ich, außer zum Essen, hinter den Mittelmast kommen dürfe; komme ich weiter, so werde er als Kapitain auftreten, den ich nicht für einen meiner Korporale ansehen möge. Ich erwiderte ihm kaltblütig, daß der Kapitain in ihm mir ganz gleichgültig sei, ich betrachte sein Schiff als mein Wirthshaus und ihn selbst als meinen Wirth, von dem ich um so mehr Zuvorkommenheit und Artigkeit glaube erwarten zu dürfen, da er durch Logie und Bewirthung meine 600 Gulden wahrlich nicht verdiene. Er möge das Verhältniß zwischen Wirth und Gast nur festhalten, dann werde vom Mittelmast gewiß keine Rede mehr sein. Meine Antworten verfehlten ihre Wirkung nicht und wenn sie mir auch zur Freundschaft des Kapitains den Rückweg für immer verschlossen, so stellten sie mich dafür bei den Matrosen, die mit schadenfrohem Wohlgefallen zugehört hatten, um fünfzig Procent höher und sicherten mir ihre Gefälligkeit für die ganze Reise.

Die Fahrt von Batavia bis in die Nähe der Insel Madagaskar, die wir indeß nicht zu Gesicht bekamen, lieferte wenig Interessantes. Später fuhren wir kurze Zeit in einer Entfernung von etwa einer Stunde längs der afrikanischen Küste hin, auf welcher wir bei Tag eine Menge Eingeborener hin und her laufen sahen und bei Nacht viele Feuer erblickten. Die Phantasie

der Romantik erhielt dadurch reichlichen Stoff und malte sich alle die reizenden Gefahren in den afrikanischen Wäldern und Wüsten auf's Lebendigste aus. Daß doch die meiste Poesie in den Ländern wohnen muß, dachte ich, wo die wenigste Kultur wohnt? Wie wird es einst sein, wenn die ganze Erde hübsch kultivirt ist, wenn reuige Beter flüstern, wo jetzt wilde Kriegstänze lärmen, wenn „königliche" Sergeanten kommandiren, wo jetzt königliche Löwen brüllen, wenn geschminkte Damen lustwandeln, wo jetzt gefleckte Riesenschlangen sich winden, wenn affektirte Dandy's lorgnettiren, wo jetzt lechzende Tiger lauern, wenn die Münze des Krämers klingt, wo jetzt der Pfeil des Buschmanns schwirrt oder die Lanze des Beduinen saus't! Bis dahin hat es allerdings noch viel Zeit, aber kommen muß es doch dahin und wie wird es dann erst mit der praktischen Poesie bestellt sein, die jetzt bereits von den unpoetischen Europäern an die Wilden Afrika's und an die Thiere der Wüste verwiesen ist! Man möchte wünschen, so manchen lieben Nächsten, der als Mensch kein Blättchen Poesie trägt, sondern wohl gar in bornirter Malice beflissen ist, mit seinem Philister-Knittel die poetischen Blüthen und Früchte vom Baum des Lebens herunterzuwerfen, wenigstens in eine afrikanische Bestie verwandeln zu können, damit er die zusammenschmilzende Zahl der

vierfüßigen Träger der Poesie vermehren hälfe, nachdem die zweifüßigen ihn hatten aufgeben müssen. Welche Lust würde es z. B. gewähren, einen früheren Philister als Elephanten zu jagen, auf einem früheren Büreaukraten als Kamel durch die Wüste zu reiten, einen früheren Despoten als Tiger zu erlegen, einen früheren Höfling als Leibaffen im Käfig mit sich zu führen u. s. w.! Es würde noch Manchem ein unerwartetes Licht über seine poetische Qualifikation aufgehen, wenn man die Macht hätte, alles Verdienst angemessen zu placiren.

In der Nähe des Kaps der guten Hoffnung hatten wir mehrere Tage lang mit einem halbkontrairen Wind zu kämpfen, der bei unbewölktem Himmel mit solcher Heftigkeit blies, daß alle Segel mußten eingerefft oder ganz eingezogen werden. Unser Schiff, das unter der Leitung des unkundigen Kapitains ganz fehlerhaft geladen war, ging mit dem Vordertheil weit tiefer im Wasser, als mit dem Hintertheil und stampfte deshalb bei etwas hoher See mit ungeheurer Gewalt. Es hatte sich dadurch, als der heftige Wind einige Tage angehalten, vorn an mehreren Stellen auseinander gearbeitet, so daß das Wasser gußweise eindrang. Außerdem war das Bugspriet halb durchgebrochen und mußte durch ein neues ersetzt werden. Diesen Umständen hatte ich es zu verdanken, daß ich das Kap der guten

Hoffnung zu sehen bekam. Das Schiff steuerte der falschen Bai zu, welche im Herbst und Winter die sichersten Ankerplätze bietet, während in der übrigen Zeit des Jahres die Tafelbai benutzt wird. Die falsche Bai hatten wir gegen Abend vor uns und da wir unsern Ankerplatz, die Simonsbai, erst am andern Tag erreichen konnten, riethen die Steuerleute, für die Nacht noch die offene See zu halten und erst am folgenden Morgen in eine Bai einzulaufen, deren bloßer Name schon alle Vorsicht anrieth. Der Kapitain aber glaubte seiner höheren Einsicht folgen zu müssen, segelte in die falsche Bai hinein, bis es dunkel war, und ließ dann in der Nähe der Klippenküste auf ungeheurer Tiefe den Anker werfen. Am andern Morgen drehte sich der Wind, trieb das Schiff den nahen Klippen zu und brachte es in solche Gefahr, daß es nur durch schleuniges Kappen des Ankertaues freigemacht und vom Scheitern gerettet wurde. Am Nachmittag gingen wir endlich in der Simonsbai, an der die kleine Simonsstadt liegt glücklich vor Anker.

Zur Reparatur des Schiffs hätten vierzehn Tage vollkommen hingereicht, zumal, da der Schiffszimmermeister (der Mann hieß wegen seines Reichthums der König der Simonsstadt) durch kein anderes Schiff in Anspruch genommen wurde. Der Kapitain aber, der die meiste Zeit in der fünf Stunden entfernten Kapstadt

zubrachte und sich dort besonders zu gefallen schien, wußte unsere Abreise so lange hinauszuschieben, daß erst nach sechs Wochen Anstalten dazu gemacht wurden. Ausser dem bereits zurückgelassenen und wieder ersetzten Anker büßte er durch seine geschickten Manoeuver in der Simonsbai noch zwei andere ein, an deren Stelle, unter abermaliger Verschiebung der Abreise, ebenfalls neue aus der Kapstadt mußten herbeigeschafft werden. Bei dieser Gelegenheit erzählte mir ein Matrose Folgendes:

„Mein Oheim, ein Schiffskapitain und vermögen„der Mann, wurde, nachdem er sich bereits zur Ruhe „gesetzt, unerwarteter Weise Vater zum zehnten Kinde. „Mein jüngstes, sagte er, soll hinter den andern nicht „zurückstehen, ich muß ihm rasch noch 10,000 Gulden „holen. Er nahm darauf ein Schiff an nach Batavia „und ich segelte mit ihm. Im Kanal trafen wir schlech„tes Wetter, das alle Schiffe in die Häfen trieb. Mein „Oheim aber hielt die See und spannte Segel auf, so „viel das Schiff nur leiden konnte. Den andern Tag „lagen zwei Masten über Bord und mit dem Rest des „dritten liefen wir am Schlepptau eines englischen „Schiffs zu Plymouth ein. Nach zwei Monaten segel„ten wir nach Batavia mit neuen Masten und mit der „quittirten Rechnung über eine unverschämt hohe Summe, „wovon der vierte Theil in die Tasche meines Oheims „wanderte. Sein Jüngstes war schon beinahe versorgt,

„ehe wir den Kanal hinter uns hatten. Havarei ist „die beste Ressource für einen Schiffskapitain."

Diese Mittheilung verbreitete mir Licht über Manches, das mir bis dahin unerklärlich war und die darin enthaltene Andeutung mag ahnen lassen, welch' eine Menge großartiger Schurkereien im Reich des Merkurius verübt werden, die keine Zeitung bespricht und die kein Gericht vor sein Forum zieht und ziehen kann.

Der lange Aufenthalt am Kap würde mir natürlich überaus erwünscht gewesen sein, wäre ich nicht durch die Last meines leeren Geldbeutels in der reizlosen falschen Bai zurückgehalten worden. Während die übrigen Passagiere Ausflüge nach der Kapstadt und der Tafelbai machten, mußte ich mich mit der Ansicht des fernen Tafelberges begnügen, der wie ein behauener ungeheurer Steinblock auf den übrigen Bergen zu liegen schien. Für meine Entbehrungen suchte ich mich zu entschädigen durch Fischen, Muschelnsuchen, durch Exkursionen längs dem Strand und in den öden kahlen Bergen, welche rings ihn einfaßten. Auf den Exkursionen in diesen Bergen kam mir außer einer gelben Schlange und einem Paar hottentottenartiger Weiber kein lebendiges Wesen zu Gesicht. Das Bemerkenswertheste, das ich sonst fand, war eine blaue glockenartige Blume, die ganz den Geruch unserer Veilchen hatte. Dieser geringe Fund, werthvoll durch den

heimathlichen Reiz, erhöhte mir das Poetische meiner Umgebungen, die bei ihrer Verlassenheit und Oede etwas Erhabenes an sich hatten. An diesen kahlen, lebenlosen Bergen hatte die Hand des Menschen noch nichts zu rauben und nichts zu verschönen gefunden; nur die Hand der Natur war es, deren erste, jahrtausendalte Spur noch über sie hingebreitet lag und unverwischt sich in die wilde See verlor, welche die trümmerhafte Spitze des Kaps umdonnert.

An der falschen Bai, 1½ Stunde von unserem Schiff, hatte ich das Glück, einen Wallfisch zu sehen, der den Tag zuvor war gefangen worden. Er lag in der Nähe einer Thranschmelzerei an dem stinkenden Strande, welcher rings umher von den kolossalen Gerippen seiner Vorfahren und von einem Schwarm gieriger Aaskrähen bedeckt war. Der Fisch galt für nicht sehr groß, seine ausgeschnittene Zunge hatte indeß allein schon beinah die Größe eines Pferdes. Die Wallfischfänger trugen Trauer um einen ihrer Kameraden, der eine Woche zuvor, wo ihnen ein Wallfisch mit dem Schwanz das Boot umgeworfen, ertrunken war. Wie auf Rache sinnend, saßen sie, obgleich sie erst eben einen Feind erlegt, auf dem hohen Strand und spähten, die scharfen Harpunen zur Seite, nach einer neuen Beute in die Bai hinaus. Bis zu unserer Abreise wurde indeß keine mehr erlegt.

Endlich erschien der ersehnte Tag, wo wir der falschen Bai den Rücken kehrten. Es fehlte aber wenig, so wäre unser Aufenthalt noch bedeutend verlängert worden. Der Kapitain nämlich, der sich bei der Abfahrt im Angesicht einer eben angekommenen englischen Fregatte mit imponirender Geberde in voller Funktion zeigen wollte, machte zum Gespött der Engländer ein unglückliches Manoeuver, so daß ihm das Schiff durch den Wind herumging und mit ziemlicher Schnelligkeit der Küste zusteuerte, von der es wegsegeln sollte. Die eilig ausgeworfenen Anker wollten nicht fassen und wir hatten die Aussicht, nach wenigen Minuten das Schiff stranden zu sehen. Aus dieser kritischen Lage befreite uns die Großmuth der Engländer. Im Nu waren alle Boote der Fregatte in Thätigkeit, Werfanker wurden in die Bai hinausgeschafft und in einer halben Stunde war unser kolossales Schiff mit einer Leichtigkeit, als wäre es ein Kahn gewesen, durch die kräftige Mannschaft von der Küste wegbugsirt und in die Fahrt gebracht. Um solcher Rettung willen war es wirklich der Mühe werth, das Schiff in einige Gefahr zu bringen und nicht ohne Freude konnte man sehen, wie es von den rüstigen und geschickten Engländern gehandhabt wurde. Und alles Dieses ging mit der größten Ruhe vor sich, ohne überflüssigen Lärm, ohne Flüche und leere Redensarten, so daß man auch ohne die rothe

Kleidung sogleich die Engländer erkannte, die, wo gehandelt werden muß, handeln, aber nicht schwätzen.

Als wir die falsche Bai einige Tagereisen hinter uns hatten, überfiel uns der fürchterlichste Sturm, den ich auf der ganzen Reise erlebt. Er währte mehrere Tage ununterbrochen fort und nöthigte den Obersteuermann, welcher den vom Sturmfieber befallenen Kapitain vertreten mußte, die Masten halb herabnehmen und die Lucken des Schiffs schließen zu lassen. Die Wellen, welche wüthend über uns wegspülten, wurden so hoch, daß man, wenn das Schiff von ihnen herabschoß, den Boden unter den Füßen zu verlieren glaubte. Selbst die ältesten und rohesten Matrosen wurden zuletzt bedenklich und ich glaube nicht, daß unser Schiff den Wellen widerstanden, wenn der Sturm noch zwei Tage so fortgewüthet hätte.

Bis nach St. Helena, wo wir Wasser einnehmen sollten und wohin uns der günstigste Passatwind beförderte, ereignete sich Nichts, das der Aufzeichnung werth wäre.

12.

Die Matrosen.

Was ein Soldat ohne Bart, ja, was ein Löwe ohne Mähne und Gebrüll, das würde ein Matrose ohne Flüche sein. Die Sprache der Seeleute muß, wie ihre Kost, derb und voll Salz und Pfeffer sein. Es hängt mit ihrem gefahrvollen Handwerk zusammen, daß sie sich immer so ramassirt vernehmen lassen, und vielleicht sind die Stürme und Wellenschläge, mit denen sie stets zu kämpfen haben, eine Art Flüche der See, welche aus dem Munde ihrer Beschiffer ein angemessenes Echo herauslocken. Die Sterne, der Mond und die Sonne sind für die Matrosen nur Spielbälle und die Herrgötter sind ihre Puppen, die sie Tag und Nacht über Kisten und Hängematten herumschleppen. Am weitesten haben es im Fluchen unstreitig die holländischen

Matrosen so wie die Holländer überhaupt gebracht, weil ihnen außer einer natürlichen Anlage und dem Genever ihre vierschrötige Muttersprache so trefflich zu Statten kommt. Wenn die teutsche Sprache die der Philosophie, die englische die der Beredtsamkeit, die französische die der Unterhaltung, die italienische die der Liebe und des Gesanges ist, dann ist die holländische die der Flüche. Die Holländer haben, wie alle Amphibien, rothes kaltes Blut und athmen durch Lungen. Ersteres zeigt sich in ihrem Pflegma und Letzteres wird man als Gegenextrem namentlich gewahr, wenn man sie fluchen hört. Kriecht ihnen das Geringste über die Leber, so muß gleich die Lunge es entgelten und wo andere Leute ein Ausrufungszeichen machen, da setzen sie gleich einen Donnerkeil hin. In keinem Zustand, im ungereizten so wenig als im gereizten können sie die Flüche entbehren, sie sind ihnen so natürlich, wie dem Vogel das Singen und sie nehmen mit derselben Gemüthsruhe einen Fluch in den Mund wie z. B. eine Prise in die Nase. Der Holländer kann nicht die Stiefel anziehen, nicht frühstücken, nicht seinen Genever darauf trinken, ehe Gott ihn zuvor ein halb Dutzendmal verdammt hat. Gott muß ihn verdammen, wenn er seine Frau küßt, so wie, Gott verdamm' mich, wenn er sie prügelt. Man sollte sagen, es müsse eine total verdammte Nation sein, die den ganzen Tag selbsteigen

auf ihr Verdammungsurtheil beim höchsten Richter dringt. Von Holländern selbst werden diese beständigen Verbalinjurien gegen Sitte und Geschmack bei der Gewohnheit an die barbarischen Laute ihrer Sprache vielleicht gar nicht einmal bemerkt. Auch glaube man nicht, daß diese Fluchseeligkeit bloß bei den niedrigsten Klassen zu finden sei, sie erstreckt sich vielmehr ziemlich hoch hinauf und ich bin überzeugt, daß der brave General Chassee sich eben so gut von Gott hat verdammen lassen, ehe er die Citadelle von Antwerpen übergab, als der unsinnige Lieutenant van Spyk, ehe er in übelverstandener Heldenhaftigkeit seine unschuldigen Kameraden in die Luft sprengte.

Die größte Virtuosität im Fluchen haben, wie gesagt, die holländischen Seeleute errungen. Es ist ein monströses Konzert, wenn man zu der tobenden Grundmelodie, welche die stürmende See brüllt, einen holländischen Matrosen die Variationen fluchen hört. Die geringste Veranlassung reicht ihm hin zu den fürchterlichsten Verwünschungen und jeder Gegenstand ist ihm passend, ihn in einen Fluch zu verwandeln. Einst versprach ein holländischer Kapitain beim Austheilen des Branntweins demjenigen seiner Matrosen, der auf der Stelle einen neuen Fluch erfände, dreidoppelte Portion. Dieß hörte Einer, der eben herzukam und über einen eisernen Ring stolperte, welcher mit einem Bolzen in

das Verdeck befestigt war. Sogleich rief er aus: Gott soll mich ewig ringbolzen! und erhielt den Preis. Es ist sonderbar, daß fast bei allen ihren Flüchen Gott in's Spiel kommt.

Auf meiner Rückreise habe ich mir die beliebtesten und originellsten Flüche und stereotypen Kraftausdrücke der holländischen Matrosen, die ich kennen lernte, aufgeschrieben. Sie füllen einen ganzen Bogen und sind vielleicht nicht weniger interessant und charakteristisch, als Lichtenbergs Trunkenheitsterminologie der Teutschen. Zuerst kommen die monologischen Flüche. Unter diesen steht oben an das unersetzliche und unentbehrliche „Gott verdamm' mich." Wenn dieß nicht hilft, so heißt es z. B.

Gott soll mich lazarussen (mich mit den Uebeln des Lazarus heimsuchen).
Gott lazarussteine mich (lazersteen me).
Gott lazarusstrale mich (lazerstraal me).
Gott lazarusstralsteine mich (lazerstraalsteen me).
Gott sododonnersteine mich (zododondersteen me) u. s. w.

Bei weitem mannigfaltiger und genialer, als die monologischen, sind die dialogischen Flüche. Auffallend ist, daß das einfache „Gott verdamm' dich" dabei gar nicht vorkommt. Soll Gott einen Andern verdammen, als den Sprecher selbst, so heißt es z. B.:

„Gott soll dich kreuzweis verdammen,“ oder: „Gott soll dich dreiundsiebenzigmal polnisch verdammen.“ Will Gott das nicht sogleich thun, so sagt man z. B.:

Gott donnerstrale dich.
Gott donnersteine dich.
Du Donnerstein.
Du Mondfinsterniß.
Deine Schwester!
Deine Mutter!
Dein Vater!
} Alles Verwünschungen oder Beschimpfungen.
Spanischer Kuckuk, bist du beblitzt? (bebliksemd).
Gott soll dich ewig mauleseln.
Gott soll dich salamanderen.
Gott soll dich todt donnern.
Gott soll dir doch ein Schaf geben.
Gott soll dich dreimal kielholen.
Brich ein Ohr.
Der Mond verpuffe dich.
Er sitzt da, wie die verdammte Luise, als sie durch die Limonade geblitzt war. (Was das heißen soll, mögen die Holländer wissen).
Brich deine Nackenhaare und dreizehn deiner besten Rippen.

Bisher hat bloß der Scherz gesprochen, die Jovialität, die freundschaftliche gute Meinung; es haben bloß

die Schwärmer der gewöhnlichen Unterhaltung umhergezischt. Nun aber fällt der Barometer, plötzlich sammelt sich finsteres Gewölk um die gefurchte Stirne und das drohende Gewitter entladet sich in folgenden Donnerschlägen:

1) Ich wünschte, du bekämst den Schorf so dick, daß dich deine Familie mit einer Leiter von 48 Fuß besuchen müßte.

2) Gott soll dich durch den Mond donnern, daß dir die Sterne an der Seele hangen bleiben.

3) Gott soll dir einen Tritt geben, daß dir die Seele durch die Rippen guckt, wie ein Dieb durch das Gegitter.

4) Ich wünschte, daß dir der Teufel mit einem Messer in den Leib kröche, dir das Fett von den Gedärmen schälte und Kerzen davon machte, um dir zur ewigen Verdammniß zu leuchten.

Ich war im Begriff, noch mehr Proben zu geben, allein die Dinte wurde blaß, als ich die Feder ansetzte. Sollte der Eindruck der gegebenen noch nicht hinreichend sein, so habe man Nachsicht und bedenke, daß sie in der Uebersetzung viel von der Kraft verlieren, die sie im Original besitzen.

Es gibt bei allen Menschenklassen und Gewerben gewisse Feinheiten und Meisterschaftskennzeichen, woran

man die Routine oder Virtuosität eines Menschen in seinem Fach erkennen kann, oder worin er wenigstens das Gefühl dieser Virtuosität ausspricht. Meistens sind solche Meisterschaftskennzeichen Abweichungen von dem normalen Gebrauch, oder Entstellungen der einfachen, natürlichen, vernunftgemäßen Art und Weise. So ruft z. B. ein neuangestellter Nachtwächter die Stunden und, was er dabei zu sagen hat, deutlich aus. Ist er aber längere Zeit im Amt, so fallen alle jene Akkuratessen und Neulingsbemühungen weg und es wird ihn kein Mensch mehr verstehen können. Eben so die Ausrufer, Hausirer ꝛc. ꝛc. Als Beispiele von Meisterschaftskennzeichen und Feinheiten können noch folgende dienen:

Beim Tabackrauchen das Auslassen des Dampfes aus den Winkeln des Mundes und gelegentlich aus der Nase.

Das absichtliche Ueberschütten auf den Präsentirteller beim Präsentiren einer Tasse Thee.

Das gefährliche Werfen der Kellner und Marqeurs mit den Tellern und Schüsseln.

Das drohende Stockschwingen der Korporale und Büttel vor dem eigentlichen Hiebe.

Das Kopfschütteln der Schneider, wenn sie den Faden durchziehen.

Das „Hä"-Rufen der Holzhauer.

Das vorsätzliche, taktmäßige Vorbeischlagen der Schmiede von dem eigentlichen Schmiedeeisen auf den Amboß.

Beim Zutrinken der Bauern, Fuhrleute ꝛc. das Ueberreichen des Glases mit weggewandtem Gesicht.

Das Auf- und Nieder-Schwenken der Hände beim Walzen.

Daß Junker ihren Hunden die sonst so verpönte Gewohnheit beibringen, ihnen bei jeder Gelegenheit an die Kleider zu springen.

Daß die Gastwirthe ihren Gästen nur dann in die Augen sehen, wenn sie mit ihnen sprechen.

Die entstellten Kommando's der Soldaten. Der Unterofficier z. B. sagt: Marrsch! der Lieutenant Arrsch! der Hauptmann: Errsch! u. s. w.

Daß ein Staabsofficier beim Wiedersehen seine Frau zuerst auf die Hand und dann erst auf den Mund küßt.

Das schonungslose Schlagen der Bänkelsänger mit dem Stock auf die abgemalte fürchterliche Geschichte, die neulich im Braunschweigischen oder in Italien passirt ist. u. s. w. u. s. w.

Solcher Feinheiten und Virtuositätskennzeichen, die übrigens zur Poesie des Lebens gehören, gibt es, auch

von höherem Styl, unendlich viele. Bei den Matrosen bestehen sie, außer dem Fluchen, in der Art, wie sie beim Anziehen der Taue den Signalruf von sich geben. Wird nämlich an einem Tau gezogen, ein Segel aufgehißt rc., so gibt gemeinlich derjenige, welcher vorn steht, taktmäßig durch Rufen das Signal, daß jedes Mal Alle zugleich mit vereinten Kräften ziehen sollen. Ein Unroutinirter wird in einem solchen Fall ganz einfach rufen: halen (ziehen)! oder hyst hem op (hißt ihn auf)! Ein Meister dagegen wird diese Worte so entstellen und so verjohlen und variiren, daß kein Mensch sie mehr herausfinden kann und daß man sich die Ohren dabei zuhalten muß. Ich habe wirklich gefunden, daß Diejenigen, welche Das am besten verstanden, die besten und zugleich angesehensten Matrosen waren. Wenn ich Schiffskapitain wäre, ich würde jedenfalls, ehe ich einen Matrosen engagirte, ihn vorher mit Variationen an einem Tau ziehen lassen. Bisweilen hört man, was sich sehr spaßhaft ausnimmt, jene Signale auch dann geben, wenn einer ganz allein an einem Tau zieht, ohne daß er dabei beabsichtigte, Gehülfen heranzurufen.

Man sagt, die Matrosen wie die Seeleute überhaupt würden vom Heimweh nach der See befallen, wenn sie eine Zeit lang auf dem Lande zugebracht hätten und glaubt dabei, daß ein romantischer Einfluß des See-

lebens oder ein gewisses poetisches Attachement jene Sehnsucht erwecke. Ich gebe zu, daß die Macht der Gewohnheit auch bei den Seeleuten ihre Wirkung hervorbringe und zwar um so mehr, da sie dieselben dem Leben auf dem Lande entfremdet; auch ist das Seeleben von manchen Plackereien frei, denen man zu Lande ausgesetzt ist: es kennt weder Polizei, noch Steuererhebung, weder gesellschaftlichen noch politischen Zwang und verbindet mit sklavischer Beschränkung vielfältige Freiheiten. Allein, was die Macht der Gewohnheit betrifft, so kann sie den Seemann höchstens abstumpfen gegen das Unangenehme seines Lebens, und was die Vortheile dieses Lebens betrifft, so können sie nicht vermögend sein, das Gefühl eines Heimweh's hervorzubringen und die Entbehrungen vergessen zu machen, die man auf der See zu erleiden hat. Für die Naturmerkwürdigkeiten und Schönheiten der fremden Länder hat der Seemann selten Sinn, er würdigt sie kaum eines Blickes, und das langweilige Einerlei von Wasser und Luft bei der gewöhnlichen Fahrt kann ihm nur durch seine unausgesetzte Beschäftigung erträglich gemacht werden. Durch die Gewohnheit abgestumpft, entbehrt er sogar meistens jenes aufgenöthigte Interesse, welches dem Reisenden, der die See nicht handwerksmäßig beschifft, die Angst bei Sturmwetter gewährt. Diese Angst ist zwar auch ein Einerlei, aber die Angst bringt, wenn sie auch stets in der-

selben Gestalt erscheint, immer Abwechselung: ein Vergnügen kann uns gleichgültig werden, aber die Angst nicht, sie erhält die Seele in einer Spannung, welche keine Langeweile zuläßt, und es knüpft sich überdieß nach überstandener Gefahr daran die Freude über die jedesmalige Rettung. Selbst diese nothdürftigen Interessen sind dem eingefahrenen, rohgestürmten Seemann, wenn er nicht etwa von der Art unseres Kapitains ist, fremd. Die Sehnsucht, die ihn nach dem Meere zurückziehen mag, scheint mir daher von derselben Art zu sein, wie die eines Handwerkers, der am Sonntage sein Geld verjubelt hat und sich nothgedrungen nach den sechs Wochentagen sehnt, um neues zu verdienen. Nach vollendeter Reise feiert der Seemann auf dem Lande seinen Sonntag, seine Ferien und zwar tüchtig. Ist das Geld verthan, so treibt es ihn wieder nach der See. Gäbe man ihm eine Sinekure, er würde auf das Vergnügen des Seelebens gern verzichten, ohne von jenem heimathlichen Hinzug reklamirt zu werden, womit vielleicht die Romanschreiber sein rohes Herz zieren wollen. Die Seeleute kann man sich im Durchschnitt nicht roh genug denken und durch ihr Leben, wie durch die unmenschliche Schule, welche sie als Schiffsjungen in dieß Leben einführt, müssen sie für alles Menschliche zu sehr abgestumpft werden, um einer Empfindung fähig zu sein, wie jenes poetische Heimweh nach der

See sein würde. Wohl findet man bei den Matrosen bisweilen eine gewisse rohe Naivität und Gutmüthigkeit. Dieselbe hängt aber, wie so häufig bei alten Soldaten, meist mit Liederlichkeit zusammen und besteht eigentlich nur in einer gänzlichen Auflösung und Verfallenheit des Charakters.

13.

St. Helena.

Es war bereits Abend, als wir die Felsen von St. Helena über den Horizont hervorragen sahen. Da wir die Insel vor Einbruch der Nacht nicht mehr erreichen konnten und bei weiterm Fortsegeln durch den südlichen Wind über ihre Höhe hinübergetrieben worden wären, so wurde bis zum andern Morgen beigelegt. Den größten Theil der Nacht war es mir nicht möglich, ein Auge zu schließen. Meine Phantasie war zu sehr mit dem beschäftigt, worauf ich schon so lange gespannt gewesen. Es freute mich um der feierlichen Einsamkeit willen, daß meine theilnahmlosen Reisegefährten ruhig und prosaisch in ihrer Kajüte lagen, während ich auf dem Vordertheil des Schiffs saß und den dunklen Horizont voll Felsen und felsige Helden=

gestalten malte. Wenn ich Napoleon im Leben gesehen, oder ihn gar im Getümmel einer Schlacht beobachtet hätte, ich wäre ihm nie so nah gewesen, als auf den Wellen, die sein Gefängniß und sein Grab umrauschen. Es war, als wandelte sein ernster Geist durch die Dunkelheit auf diesen Gewässern umher und spräche in ihrem Rauschen, wie ein Berggeist in dem Rauschen fabelvoller Wälder. Ein profanes Meer, das nur der Habsucht des Kaufmanns zum reizlosen Transportweg diente, hat das Unglück des ausgezeichnetsten Mannes der Geschichte zu einem historisch-poetischen Heiligthume geweiht, dessen Reiz länger dauern wird, als einst das zauberische Wunderreich des alten Poseidon. Der Mann, der die halbe Erde zum Schauplatz seiner Thaten machte, hat ein ganzes Meer zu seinem Begräbnißplatz gemacht. Dort schläft sein Gebein in dem riesigen Mausoleum, das ihm vor Jahrtausenden die Natur erbaut hat. Sonderbar! Eine Insel war die Wiege und eine Insel das Grab dieses gigantischen Mannes, der in seiner abgeschlossenen Größe selbst wie eine schroffe, wildromantische Felseninsel in der Flut der Geschichte dasteht. Der Kontinent sollte weder sein Wiegengeschrei noch sein Todesröcheln, er sollte nur den verhängnißvollen Flügelschwung seiner Adler und die Posaunen seines beispiellosen Ruhmes hören. Es war, als habe das

beinahe Uebermenschliche, das Dämonische seiner Erscheinung durch die Hinwegrückung seines menschlichen Ursprungs und Endes erhöht werden sollen. Er kam über das Meer und durchtobte Europa mit Donner und Blitzen wie ein lebendiges Gewitter; er ging über das Meer zurück und verschwand hinter dem wogenden Horizont wie ein zerschellter Komet, der an der unverrückbaren Freiheitssonne im System der Weltgeschichte die Schranke seines regellosen Laufs gefunden.... Napoleon ist in Teutschland so vielfach und so hündisch verehrt worden, daß es fast bedenklich ist, ihn noch unparteiisch anzuerkennen, weil man bei der patriottischen Voreingenommenheit Anderer jenes hündischen Kultus ebenfalls verdächtig zu werden fürchten könnte. Doch der Grund solcher Furcht sei in das Kontobuch des schmachseeligen Servilismus eingetragen, der Alles verehrt, was ihm befehlen kann, und dann das Buch hingeworfen. Könnte es (die patriotischen Ultra's sei es gefragt) könnte es entehrend für irgend einen Menschen sein, nach dem Tode eines solchen Dämons, wie der niebeherrschte, nie gebeugte Korse war, durch Staunen und Bewunderung seiner männlichen Kraft und Größe gerecht zu werden? Ist es entehrender, nach beendigtem Kampf die Riesenglieder des besiegten Feindes zu messen, als, in blinder Wuth sie zu verstümmeln? Bietet an Napoleon sich dem Betrachter

nichts Anderes dar, als der Franzose, der Feind, der Despot, der Unterdrücker Teutschlands? Man sollte bedenken, daß es doppelte Schande für Teutschland wäre, wenn sein Unterdrücker nur diese Qualitäten gehabt hätte. Die Schmach der Teutschen wird vermindert so wie ihr späterer Sieg erhöht wird bei würdiger Schätzung des gewaltigen Mannes, dem sie Beides zu danken haben. Dieß beachten am wenigsten jene literarischen und unliterarischen Großsprecher, die sich das Ansehen geben, einen Napoleon sogar zu verachten und die hierdurch den Beweis ihres Patriotismus zu liefern glauben. Diese Mundhelden, deren hohle Redensarten noch widriger klingen, als die entgegengesetzten Anbetungen der Napoleonsdiener und Kaiserverehrer, oder als die cynischen Urtheile à la Thomas Payne, mögte man fragen, ob die Heerde den Löwen verachtet, der sie und ihre Hirten zerreißt und zu Paaren treibt? Sie mag ihn hassen, sie mag sich ihm widersetzen, sie mag ihn niederstrecken, wenn sie kann, aber verachten wird sie ihn so wenig, als er sie achten wird, wenn sie nichts kann, als vor ihm kriechen und fliehen und hinterher über ihn schimpfen. Es ist ein bornirter, ein gemeiner Haß, der sich gegen die Vorzüge des Feindes verblendet. Wenn ihr Napoleon fluchen wollt, so flucht ihm als Freunde der Freiheit, aber flucht ihm mit Bewunderung. Spart eure Ver-

achtung für Andere, es gibt nur einen Napoleon in der Geschichte. Mit der Verachtung öffentlicher Charaktere muß gewissenhaft umgegangen werden, damit sie ihre Kraft nicht verliere bei Denen, welche sie wirklich verdienen. Es darf behauptet werden, daß ein wahrhaftes Genie, auch bei verderblichen Bestrebungen, niemals Verachtung treffen kann und das Genie, die Geistesgröße und die Kraft ist es, was Napoleon vor der Gleichstellung mit Despoten sichert, die uns mit ihren Sünden durch keinen poetischen Reiz großartiger Eigenschaften versöhnen. Wer Napoleon verachten will, muß ihm zuvor sein Genie abgesprochen und moralisch den Mann vernichtet haben, der im 19. Jahrhundert die Liebe seiner Nation wie der Menschheit durch Bewunderung, der die Gerechtigkeit durch Kraft, das Glück seiner Untergebenen durch Ruhm, die Güte durch Größe, die Freiheit durch seine Person und sogar die so schwer aufzuwiegende Legitimität durch eben jenes Genie so lange Zeit zu ersetzen verstanden. Grade daß vor Napoleons Kraft, der Kraft des bürgerlichen Lieutenants, sich alle die starren Verhältnisse des Herkommens beugen mußten, die allen sonstigen Angriffen unerschütterlich widerstanden, das versöhnt uns theilweise mit seinem eignen Despotismus und Egoismus. Er war, indem er selbst fehlte, zugleich ein Bestrafer Anderer; er war, indem er selbst beleidigte, zugleich

ein Rächer gegen andere Beleidiger. Man kann nicht gut einen Mann dauernd hassen, vor welchem alles Unrecht der Gewalthaber gezittert hat. Daß Napoleon die „Bürstenbinder gefürstet“ und die „Fürstenkinder gebürstet,“ wie man sich ausgedrückt hat, das läßt es einigermaßen übersehen, daß er selbst nichts Besseres zu werden wußte, als französischer Fürst. Der positive Republikanismus seines früheren und der negative Republikanismus seines späteren Lebens scheint uns, neben seiner eminenten Persönlichkeit, die Hauptauflösung des Räthsels zu liefern, daß ein solcher Egoist und Despot neben dem Haß der verletzten Nationalen so manche Sympathien der freien Männer, auch in Teutschland, erwecken konnte.

Wer weiß, ob Napoleon nicht unter den Römern ein Kato, ein Gracchus u. s. w. in vergrößertem Maßstab geworden wäre. Seine Zeit mußte ihn zu einem Napoleon machen. Die Menschheit, als deren Ausschuß er eben noch seine Nation in der so würdig begonnenen, aber so unwürdig fortgesetzten Revolution auf eine so schmählich bestandene und in seinen Augen gewiß entscheidende Probe hatte stellen sehen, dünkte Napoleon zu klein, um sie zu beglücken, sie dünkte ihn nur groß genug, um ihm seinen Ruhm zu erwerben und durch die Geschichte zu tragen. Zwar war dieß sein Gericht und von da an war sein Schicksal ent-

schieden, wo er, statt seine Kraft der Menschheit zu weihen, die Kräfte der Menschheit nur für sich zu verwenden begonnen; allein es war doch hauptsächlich, neben der Unwürdigkeit Derer, welche die französische Revolution verloren gehen ließen, sein Alles überragendes Genie, was jenen großartigen Egoismus in ihm ausbildete und zum vermessenen Trotz gegen die ewigen Gesetze der Geschichte steigerte. Er fühlte sich in seiner Lage groß genug, die Menschen zu verachten; leider nicht groß genug, die Menschheit anzuerkennen. Er maß sie nach seinem Genie, nicht nach ihrer Bestimmung. Das Genie glaubt sich leicht zu Allem befugt, weil es sich zu Allem ausgerüstet fühlt, und es wird um so eher sein Recht nach seiner Macht messen, je mehr es die Macht sich selbst verdankt. Der Willkür des Genie's, als welches sich selbst die Bahn bricht zu Dem, was es will, ist aber auch theilweise Nachsicht oder Entschuldigung gewiß, wo sie der Willkür der widerwärtigen Mittelmäßigkeit, die nur durch Verhältnisse und duldende Bereitwilligkeit zu ihrem Ziel getragen wird, nimmer zu Theil werden kann. Der Mißbrauch der eigenen, Alles ersetzenden Kraft zum Nachtheil Anderer empört nicht so sehr, als die bloß geliehene oder anvertraute Kraft, zum Nachtheil der Geber verwandt, empören muß. Wer uns mit dem Schwert verwundet, das seine Kraft uns entrissen,

ist bloß unser Feind; wer die Waffe gegen uns kehrt, die ihm zu unserem Schutze anvertraut worden, ist unser Feind und Verräther. Ein Ludwig XV., ein Ferdinand VII. und so manche Andere sind im Grunde mehr zu verdammen, als ein Napoleon, wenn auch durch sie nicht so viel Blut geflossen. Jene mißhandelten die Nationen, nachdem sich dieselben voll Hoffnung und Vertrauen in ihre Gewalt begeben; Napoleon mißhandelte sie, nachdem er selbst sie durch sein Genie in seine Gewalt gebracht. Jene mißbrauchten den Vertrag, Napoleon nur den Sieg.

Wer Napoleons Größe verkennt und ihn so wenig bewundert, daß er ihn verachten zu können glaubt, der besitzt das Recht dieser Verachtung nur dann, wenn er den Muth gehabt, sie ihm in der Zeit seiner Macht zu zeigen. Er mußte sie ihm vor seinen Thron oder in sein Hauptquartier bringen, nicht sie nach St. Helena ihm nachrufen. Wer ihn nachträglich verachtet, der spricht sein eigenes Urtheil, nachdem er sich von dem Verachteten zuvor hatte knechten lassen.

Es gibt so viel Weiber und Zwitter unter dem männlichen Geschlecht, daß man dem Mann, an dem vom Dreikanter bis zum Sporn kein weibisches Härchen zu finden ist, schon um der bloßen Männlichkeit willen seinen Platz gönnen sollte. Napoleon war ein Mann von großartigen Gedanken, der einen Willen für seine

Gedanken, der Thaten für seinen Willen hatte, während seine großsprecherischen Verächter Keins von Allem, sondern nur Worte haben. Durch seine Thatkraft aber hat er auch mehr Männner in's Leben gerufen als getödtet und mehr Freie als Sklaven gemacht. In Bezug auf das Resultat sind die Teutschen ihm Dank dafür schuldig, daß er sie aus dem Schlaf gerüttelt, daß er ihnen Gelegenheit gegeben, ihre Männerkraft an seiner Titanenkraft zu erproben, daß er ihnen das freilich wieder eingeschlafene Gefühl hinterlassen, wer einen Napoleon besiegen könne, der brauche auch vor Andern nicht zurückzubeben. Napoleon war für Teutschland der gewaltige Konduktor der Elektrisirmaschine, mit welcher die französische Revolution die Welt erschütterte, und wenn er auch durch tausend zerschmetternde Schläge nach allen Seiten hin Tod und Verderben verbreitet, so hat er doch auch eben durch diese Schläge aus den schlafenden Köpfen der Ueberlebenden Funken gelockt, die ohne ihn vielleicht nie in ihnen wach geworden wären und die ihnen wie Morgensterne vor der Stirne knisterten. Der Franzose ist eine Kugel, die sich leicht nach allen Seiten hin rollen läßt; der Teutsche ist ein Kubus, auf den sich zwar Häuser bauen lassen, der aber, nur über Kanten und Ecken umschlagend, aus der einmal angenommenen Lage schwer fortzubewegen ist. Napoleons herkulische Faust hat den teutschen

Granitblock herumgeworfen, daß er bis in sein innerstes Korn erschüttert und lebendig geworden ist. Möge der Kubus nie seine Ecken und Kanten ganz verlieren, damit er sich nicht zu leichtfertig rollen lasse; möge aber auch seine Trägheit und Indolenz nie wieder einen Napoleon provoziren, sei es auch einer, der unter anderm Namen und durch andere Mittel siegend von einer andern Seite käme.

Uebrigens hat das Menschengeschlecht an Napoleon gesehen, was es, in einem Einzigen vereinigt, hervorzubringen vermag und darum braucht man nicht daran zu verzweifeln, daß die Natur auch in den Rettern der Freiheit zu vereinigen im Stande sein werde, was sie in dem größten ihrer Unterdrücker zu vereinigen vermochte. Vielleicht wird einmal ein Universal- oder Kontinental-Genie der Freiheit erstehen, wie Napoleon ein Universal- oder Kontinental-Genie des Despotismus war. Die größten Männer der Geschichte müssen noch kommen, sie werden seyn Napoleone an Kraft und Washington's an Tugend. Die Zeiten des Genie's, wie man dieß Wort mit fast alleiniger Berücksichtigung der geistigen Kraft zu verstehen gewöhnt ist, scheinen ihr Ende voraussehen zu lassen. Das Genie in rein geistiger Beziehung ist bereits halb verdrängt, paralisirt, ersetzt durch die Allgemeinheit, durch die, man möchte sagen, ansteckende Allgemeinheit des, durch die

Bildung erstarkten, Alles sich aneignenden Talents. In unserer durchbildeten Zeit, welche nach der Umkehr von dem durch die Genie's eroberten Gebiet der Theorie nur auf das Praktische, das Nützliche gerichtet ist, wird selbst das Genie nur noch Anerkennung und Geltung gewinnen durch Einwirkung auf das Nützliche. Das Nützliche aber kann bei den hohen, nothwendig idealischen Bestrebungen des Genie's nur noch erreicht werden auf dem Weg der Tugend und zwar der höchsten Tugend, der republikanischen Tugend. Daher dürfen wir uns nicht im Mindesten wundern, wenn wir in unserer Zeit, in der Blüthezeit des Egoismus, bei Gelegenheit vielleicht Männer werden auftauchen sehen, die den alten Römern und Griechen die Spitze bieten. Solche Männer stehen zugleich auf einem Gebiet, wo für das Genie keine verdrängende Rivalität des Talents zu fürchten ist. Sollte es Geistesgenie's regnen können: Charaktergenie's regnet es wahrlich nicht.

Als Alexander der Große kaum gestorben war, stritt man sich sofort um seine Erbschaft und vergaß über diesem Streit sogar, ihn zu begraben. Der große Cäsar, der humaner war, als Alexander, fiel durch den Dolch seines Lieblings. Keiner von Beiden war groß und

durch seine Persönlichkeit imponirend genug, um durch die Bewunderungswürdigkeit seiner Größe den Eigennutz und die Freiheitsliebe zu überwältigen. Beide hätten im Glück keinen Bertrand, Montholon und Las Kasas gefunden, wie Napoleon sie im Unglück fand. Und wer von Beiden hätte die Kraft besessen, seine Sieger- und Herrscherlaufbahn mit solcher Festigkeit und Würde durch einen sechsjährigen Tod auf jener Felseninsel zu beschließen? Der Sieger in so vielen Schlachten hat seinen größten Sieg auf St. Helena erkämpft. Dort hat er das Schicksal wie die Menschen bezwungen, denen er in Europa unterlegen und er wäre sich treu geblieben, er wäre nicht schwach geworden der korsische Löwe, hätte man auch anstatt eines — zehn englische Bullenbeißer vor seinen Kerker gelegt. Er war ein Despot, aber er war wenigstens ein Genie, ein Mann und ein Charakter.

Bei Tagesanbruch wurden die Segel wieder aufgehißt und die Fahrt fortgesetzt. In wenig Stunden sahen wir schon von der Ebene des Meers an den hohen, starren Felswänden von St. Helena hinauf. An der östlichen Spitze bildet ein hoher, kegelförmiger Felsen gleichsam den Eckthurm der Festung. An seinem Fuß und auf der steilen Spitze ist er mit Forts bepan-

zert, worauf hohe Fahnen wehen. Als wir uns bis auf Schußweite genähert, fiel von einem der Forts ein Kanonenschuß. Es ist dies ein Signal, worauf die Schiffe beidrehen, ein Boot aussetzen und ihre Papiere an's Land senden müssen, um über ihre Herkunft und Absicht Aufklärung zu geben. Nachdem dies Geschäft abgemacht war, segelten wir an der starren Küste weiter der Rhede zu. So defilirten wir an allen den Felsenposten vorbei, welche nach Nordosten zu, drohend das Meer überschauen und von unten bis oben, wo irgend ein Vorsprung oder eine zugängliche Stufe ist, mit Forts und Kanonen bewaffnet sind. Wahrlich, diesen Bollwerken natürlicher und künstlicher Fortifikation sieht man es an, daß hinter ihnen einst die Ruhe und Sicherheit von ganz Europa bewacht worden ist. Endlich langten wir auf der Rhede an und ließen die Anker fallen. Wir fanden eine Menge fremder Schiffe dort, die gleich uns vor Anker lagen, um Wasser einzunehmen. Auch zeigte man uns einen Schooner, der kurze Zeit vorher einem Seeräuber war abgenommen worden. Auf dem Lande sah man in ein langes Thal hinauf, das an beiden Seiten von hohen Felsenmauern eingeschlossen und in der Mitte von der Jakobsstadt ausgefüllt ist. Oben am Ende befindet sich ein dunkles Gebüsch, in dessen Nähe in einem Seitenthal Napoleons Grab liegt. Im Vordergrunde der Stadt, die

nach der See zu von Fortifikationen eingesäumt ist, ragte das große Haus des Gouverneurs hervor, welches einst der General der Kerkermeister bewohnt hat. Rechts die Felsen hinauf führt eine Eisentreppe zu dem Hauptfort der Insel, das mit Kanonen wie mit Borsten bewachsen ist. Die vielen Fahnen auf allen den Forts sind in beständiger Telegraphenarbeit und Korrespondenz unter einander. Ueber die geringste Kleinigkeit wird rapportirt und kommandirt. Man begreift nicht, wozu alle diese Vorsichtsmaßregeln und Wachen noch dienen, nachdem die Insel ihren Hauptdienst längst geleistet hat. Fürchtet man, daß sich Einer in das Innere schleiche und einen Plan aufnehme? Fürchtet man einen Ueberfall? Hat das böse Gewissen wegen Napoleons unwürdiger Behandlung diese Aengstlichkeit erzeugt? Oder ist man etwa auf einen zweiten Napoleon gerichtet?

Weil wir uns nur wenige Stunden aufhielten, beeilten sich die Passagiere, an's Land zu gehen und zu Pferde das Grab Napoleons zu besuchen. Für mich war diese Merkwürdigkeit unzugänglich, weil, wie ich jetzt erfuhr, zu dem Ausflug Geld nöthig war, woran es mir gänzlich mangelte. Auf meiner ganzen Reise, worauf ich so viel habe entbehren und verbeißen müssen, hat mich nichts so sehr geschmerzt, als daß ich das Grab Napoleons nicht besuchen konnte, obgleich ich dem-

selben so nahe war. Mit dem Kapitän war ich gespannt und ich hatte von ihm nicht blos kein Geld, sondern vielleicht nicht einmal die Gefälligkeit zu erwarten, mit an's Land gesetzt zu werden; was die Passagiere betrifft, so hatte ich mich ihnen nicht genähert, weil es mir eben an dem fehlte, worauf sie den meisten Werth legten und weil unter diesen Umständen eine Annäherung von meiner Seite nur mit einer Art von Demüthigung verbunden gewesen wäre, um deren Preis ich keine holländische Freundschaft erlangen mochte. Es wurde mir daher eine Sache der Unmöglichkeit, irgend Jemanden um einige Gulden anzusprechen und so mußte ich denn die kaltherzigen Holländer, die mehr in der Tasche als im Kopf hatten, zum Grabe Napoleons abziehen sehen, während ich, ganz voll von dem Schicksal des mächtigen Helden, ihm mit erzwungen gleichgültiger Miene den Rücken kehrte und dem vorüberrollenden Seewasser zusah. Ich zitirte aber den Geist des Todten auf das Schiff herab, so daß die Holländer da oben nichts fanden, als Trauerweiden, um deren Zweige es ihnen hauptsächlich zu thun war, und einen Stein, so kalt, wie sie.

Nachmittag, nachdem die Wasserfässer und die Passagiere wieder eingeladen waren, wurden die Anker gelichtet. Ich schied von St. Helena mit der Vorstellung,

daß die Insel keine Bewohner hätte, oder plötzlich mit den Gebeinen des großen Korsen in die Tiefe des Meers versänke. Das kleinliche Leben, das kaufmännische Treiben und Spekuliren, welches die Insel bevölkert, beeinträchtigt den Zauber zu sehr, der um jene Felsen schwebt, die ohne ihn so wenig würden genannt werden. Napoleon ist versunken mit seiner Größe, mit seiner Macht. Der einzige Sproß des gewaltigen Stammes sank ihm nach. Sein Blut rollt, wie jener amerikanische Häuptling sprach, vielleicht in keinen menschlichen Adern mehr. Er hatte keinen Vorgänger und hat keinen Nachfolger. Der Geschichte allein gehört, was von ihm ausging. So müßte denn auch selbst sein Grab von der Erde verschwinden, oder hoch und einsam in felsigen Wildnissen schlafen, wo nur Stürme darüber hinsaus'ten und traurig schreiende Vögel, die niemals eine menschliche Gestalt sahen und die fremd und betroffen den selt'nen Wanderer anstierten, dessen Fußtritt in den grauenvollen Felsklüften wiederhallte.

Unser Schiff braus'te, durch keine fesselnde Betrachtung aufgehalten, rasch und emsig der Heimath zu. Die inneren Höhen der Insel treten hervor, wie der Fuß der andern mehr in die Wellen sinkt. Die menschlichen Schöpfungen entschwinden allmälig dem Auge,

nur die düstern Felsen ragen noch lang in trauriger Majestät über den Horizont. Der Abend sinkt herab, einzelne Seevögel schwärmen noch abwechselnd um das Schiff, bis auch sie verschwinden. Der Wind ist frisch, noch ein Segel auf! Kours Nord=Nord=West! Adieu, Napoleon.

14.

Die Seeräuber.

Als wir etliche Tagereisen über die sogenannte Himmelfahrtsinsel (eine kleine Insel etwa 10 Grade oberhalb St. Helena) hinaufgesegelt waren, erscholl eines Morgens plötzlich auf dem Schiffe der Ruf: Seeräuber! Seeräuber! Am östlichen Horizont sah man ein kleines Segel schimmern, welches sich, da der Wind etwas schwach war, uns nur langsam näherte. Es war noch so weit entfernt, daß man von dem Fahrzeug selbst nichts wahrnehmen konnte. Der Kapitän, dessen Muth wir schon mehrere Male zu bewundern Gelegenheit hatten und der eben in der Kajüte mit dem Raube von Damenherzen beschäftigt war, stürzte auf die Nachricht, daß er von einem weit ernstlichern Raube bedroht sei, aus dem Verdeck hervor auf das hintere Oberdeck,

wo sein Kommandoplatz war. Sein brabäntisches Pfingstrosengesicht hatte in dem Augenblick eine merkliche Veränderung erlitten und die Lilien der Angst blühten schneeweiß zwischen den Rosen seines hitzigen Temperaments. Als er das verhängnißvolle Segel ansichtig wurde, lief er in der Verwirrung wie ein Tanzmeister auf seinem Kommandoverdeck herum und rollte seine schönen Augen nach allen Himmelsgegenden umher, als wollte er auf der See einen Weg suchen, auf dem er sich zu Fuß aus dem Staube machen könnte. Da sich ein solcher Weg unglücklicher Weise nicht finden wollte, beschloß er endlich, seinen Feind näher in's Auge zu fassen und ließ sich alle seine Fernrohre heraufbringen, eins nach dem andern, bis er eine solche Menge dieser Instrumente beisammen hatte, daß man mit ihnen allein, wenn man sie wie Kanonen aufpflanzte, einen Seeräuber hätte verjagen können. Seine Anstalten, wenn ihnen auch keine Kriegslist zum Grunde lag, erinnerten mich an jenen Militairmusikanten, der, von einem feindlichen Kavalleristen auf der Ferse verfolgt, sich plötzlich umwandte und mit solcher Malice sein Fagot auf ihn anlegte, daß Jener es für ein Schießgewehr ansah und die Flucht ergriff.

Nachdem unser Kapitain den Korsaren hinlänglich befernrohrt hatte, gab er seiner Mannschaft, die nicht weniger auf seine Befehle, als auf das Resultat seiner

Besichtigung gespannt war, mit bebender Stimme den trostlosen Bescheid, daß es wirklich ein Seeräuber von der afrikanischen Küste sei. Zugleich ertheilte er den Befehl, sich zum Kampf bereit zu machen. Die erste Vertheidigungsmaßregel, die er ergriff, war eine Kriegslist. Er ließ nämlich auf die Mastenspitzen ungeheuere englische Kriegsschiffswimpel aufziehen, welche in Verbindung mit den vielen an den Seiten des Schiffes angebrachten blinden Kanonenlöchern und mit der ungewöhnlichen Größe des Schiffs, demselben durchaus das Ansehen eines Kriegsschiffes geben mußten. Der Pirat indessen, seiner Sache gewiß und die fehlende Größe seines Fahrzeugs durch die Größe seines Muthes ersetzend, ließ sich durch jene Masken nicht abschrecken und rückte mit furchtbarer Langsamkeit seiner Beute näher. Als die Wimpel und Kanonenlöcher nicht helfen wollten, mußten die Kanonen selbst vor die Fronte. Sie wurden in aller Eile durch die Verschanzung (die um das Verdeck laufende Schutzwand) vorgeschoben und eine Menge Pulver, Kanonenkugeln, Traubenkugeln, Säbel, Flinten, kurzum das ganze Arsenal das Schiffs wurde auf das Verdeck geschafft. Um dem Feind alles Ernstes zu zeigen, mit wem er sich einzulassen im Begriff stehe, wurde sogar von den Zündlöchern einiger Kanonen etwas Pulver abgebrannt, so daß der Dampf drohend in die Höhe schlug. Aber Alles umsonst. Der

Seeräuber schien schon zu viel Pulver gerochen zu haben, als daß er vor einem Wölkchen Dampf umkehren sollte. Sein Kiel steuerte sicher und fest auf unser unglückliches Schiff los. Unser Kapitain nahm seinen letzten Rest von Kontenance zusammen und feuerte die Mannschaft zu verzweifelter Gegenwehr an. Er suchte den Muth der Andern zu verdoppeln, um mit dem Ueberschuß den fehlenden eigenen zu ersetzen. Sogar mir schenkte er, trotz der zwischen uns eingetretenen Spannung, die Ehre, mich freundlich anzureden und mir zu sagen, ich würde bald Gelegenheit finden, mich auszuzeichnen. Auf seine Aeußerungen bei einer früheren Gelegenheit anspielend, erwiederte ich: davon sei zwar „nichts zwischen uns akkordirt," da ich aber lieber in Europa, als in Afrika wohne, werde ich mein Bestes thun, im Fall Ernst aus der Sache würde. Mittlerweile war der Afrikaner so nah gekommen, daß man die Größe seines Schiffes ungefähr übersehen konnte. Ich bemerkte einigen Matrosen, es scheine mir höchst unwahrscheinlich, daß sich ein Seeräuber darin befinde, da doch der Kampf eines so kleinen Fahrzeugs gegen ein so großes Schiff, wie das unſ'rige, fast unmöglich sei. Sie belehrten mit kriegsmeisterlicher Altklugheit, worin sich ihre Angst mehr als ihre Sachkenntniß aussprach, meine Unerfahrenheit in so gefährlichen Dingen und versicherten mir, daß die Seeräuber

sich immer so kleiner Schiffchen bedienten und daß die schnellste Fregatte nicht im Stande sei, diese kleinen Schnellsegler einzuholen. Vorn auf dem Schiff hätten sie eine einzige Kanone, die sich nach allen Seiten hindrehen lasse und die noch einmal so weit trage, als die Kanonen der Kauffahrteischiffe, auf die sie Jagd machten. Sobald sie nun auf Schußweite sich genähert, pflegten sie ein Boot auszusetzen und das zu plündernde Schiff zur Auslieferung seiner Schätze oder seiner Passagiere aufzufordern. Werde ihnen bewilligt, was sie verlangten, so sei wenigstens Hoffnung vorhanden, das Leben der Schiffsmannschaft zu retten; trotze man ihnen aber, so rudere das ausgesandte Boot wieder zurück und alsbald fange der Räuber an, aus seiner sicheren Entfernung das widerspenstige Schiff so lange zu beschießen, bis es sich ergebe oder untersinke. Verfolge man ihn, so ziehe er sich schießend zurück; fliehe man, so sei er Einem immer auf den Fersen, so daß es einem Kauffahrer eben so unmöglich sei, diesen anscheinend geringfügigen Feind zu besiegen, als ihm zu entrinnen.

Dieß gefahrdrohende Bild von den Seeräubern schien nirgendwo bei Keinem so lebhaft ausgemalt zu sein, als in der Phantasie unseres unglücklichen Kapitains. Es ist doch ein entsetzliches Uebel, gar keinen Muth zu besitzen, und das Uebel wird doppelt empfindlich,

wenn es sich zeigt, um einen aufgeblasenen Hochmuth zu demüthigen und in seiner wehrlosen Erbärmlichkeit bloßzustellen. Es war mit dem Kapitain so weit gekommen, daß er sich einen Stuhl mußte bringen lassen, auf den er sich wie auf ein Pferd, die Beine auseinander, hingesetzt hatte. Als ich ihn in dieser berittenen aber bejammernswerthen Delinquentensituation sah, beschloß ich ohne alle Großmuth, mir für sein früheres Benehmen eine kleine Rache zu erlauben. Ich ging an ihn heran und sagte ihm scherzend: er scheine die Kavallerie zu kommandiren, ob er mir als Sergeanten nicht die Infanterie und Artillerie überlassen wolle? Entweder verstand er mich nicht oder er wollte mich nicht verstehen, denn er antwortete mir mit einem zerstreuten, weinerlichen Lächeln, das aussah, wie süßer Essig: ja wohl, wir wollen uns tapfer halten. Und wirklich hielt er auch so tapfer an seinen Stuhl, daß er nicht fallen konnte, wenn der Stuhl nicht mitfiel. Unterdessen waren die afrikanischen Unmenschen so nahe gekommen, daß wir jeden Augenblick das fürchterliche Parlamentairboot erwarteten. Sie schienen sich absichtlich im Winde über unserm Schiff zu halten, um nöthigen Falls sogleich zur Verfolgung bereit zu sein, und wenn man auch auf dem Fahrzeug noch keine kriegerische Bewegungen und Vorbereitungen sehen, konnte, so hatte es doch ein so geheimnißvolles, beäng=

stigendes, Aussehen, daß man sich auf Alles gefaßt halten mußte. Es schien ein trojanisches Pferd mit Segeln zu sein. Auf unserm Schiff standen die Matrosen zum Theil mit brennender Lunte bei den Kanonen, die man in der Angst oder Unschlüßigkeit vergessen hatte zu laden. Wer nicht Kanonier war, stellte sich in die Nähe eines Säbels oder einer Flinte. Die Passagierdamen eilten in Verzweiflung bald aus der Kajüte auf das Verdeck, bald von dem Verdeck wieder in die Kajüte. Sie glaubten sich, wie es schien, schon auf einen afrikanischen Sklavenmarkt versetzt, wo ein roher kauflustiger Dei musternde Haremsblicke auf sie heftete, obschon sie, was ihre Reize betrifft, vor solcher Gefahr alle zusammen ziemlich ruhig sein konnten. Plötzlich setzte das Räuberschiff das ängstlich erwartete Boot aus. Zwei Mann hatten den unbegreiflichen Muth, dasselbe auf unser Schiff loszurudern. Als sie näher kamen, nahmen die Steuerleute die Fernrohre wieder zur Hand und gaben dem Kapitain, der ihnen in gespannter Erwartung nach dem Munde sah, endlich die himmlische Versicherung, daß das Fahrzeug ein einfacher Kutter und daß die heranrudernden Menschen einfache Matrosen seien. Dieselben hatten unser Schiff bald erreicht und — was wollten sie? Sie sagten, daß sie, vier Mann hoch, auf einer Fahrt nach Südamerika begriffen seien, daß sie unterwegs kontraire Winde und Windstille

gehabt und daß durch diesen Aufenthalt ihr Wasservorrath auf die Neige gegangen sei. Sie baten den Kapitain um Gotteswillen, durch ein Faß Wasser ihrer Noth ein Ende zu machen. Als unser Kapitain diese Sprache hörte, wuchs sein Muth wieder bis an den Mastkorb und er hatte die Herzhaftigkeit, von der Höhe seiner hölzernen Zinnen herab mit vernehmlicher und fester Stimme zu sagen: nein, ich kann kein Wasser missen. Auf diesen Bescheid, der durchaus nicht der Wahrheit gemäß und nichts Anderes war, als eine Rache für die ausgestandene Angst, kehrten die armen Matrosen zu ihrem bescheidenen Kutter zurück, der hinter unserem Koloß sich wie ein abgewiesener Betteljunge hinter einem hochmüthigen Lord vorüberschlich.

15.

Sonnenuntergang auf der See.

Wie unter der Linie, insbesondere bei Windstillen, die Tage am unausstehlichsten sind wegen der senkrecht herabbrennenden Hitze, welcher man vergebens unter das Verdeck zu entfliehen sucht, so sind dort die Nächte am schönsten. Nachdem die Sonne den Tag hindurch die Linienbefahrer, die sie Mittags regelmäßig zu Schlemihls macht, hinreichend gequält hat, sucht sie Abends durch ihren schönen Scheideblick sie zu versöhnen. Ehe sie Abschied nimmt, zieht sie noch schönere Kleider an, als ehe sie kommt, und wer wollte da noch zürnen, wenn er so viel Aufmerksamkeit mit so viel Schönheit gepaart sieht! Der Betrachter wischt sich versöhnt den Schweiß von der Stirne und blickt von seinem hölzernen Belvedere über die goldene Fläche

bewundernd der Scheidenden nach. Jetzt setzt sie den Fuß sanft auf den blitzenden Wassersaum und wandelt langsam mit rückwärts gekehrtem Gesicht den nächtlichen Pfad hinab. Wie eine brennende Insel steht sie am Horizont da und zündet unter sich das Meer und über sich den Himmel an, als reichte ihr gewöhnliches Licht nicht aus, die neue Bahn zu beleuchten. Allmälig beginnt der Brand zu erlöschen, sie sinkt erschöpft hinter der Erde hinab und läßt nur einen sanftglühenden Wiederschein in der Dunkelheit zurück. Wie der Schein der abendlichen Lampe aus dem Nachbarfenster in die Kammer eines träumenden Poeten, der still die dämmernde Landschaft betrachtet, spärliche Stralen herübersendet, so gießt die Sonne, die schon einer andren Weltseite scheint, ihren Abglanz noch über die Scheidewand des Horizonts herüber und erfüllt die verlassene Welt magisch mit ihrem schattengemischten Licht. Nach und nach treten die Sterne aus ihrem blauen Hintergrund hervor, schüchtern, als stutzten sie, ihr Bild sogleich in dem unermeßlichen Spiegel unter sich zu erblicken, oder als schlichen sie spähend der Sonne nach, oder als wollten sie auf dem verlassenen Gebiet geheime, verbotene Zusammenkünfte halten. Dann wieder scheinen sie schwärmende Funken zu sein, von dem ausgelöschten Licht des Tages abgestorben, die bald blitzend hervorzucken, bald verglimmend wieder

verschwinden. Es sind andre Sterne, als die uns in der Heimath schienen, es sind nicht die täglich wiederkehrenden Wahrzeichen, die uns, wenn die Sonne untergegangen war, an ihrer Stelle zeigten, daß der alte Himmel noch über uns sich ausbreitete und die Erde unter ihm noch an dem alten Kloben festhing; es sind nicht die bekannten Begleiter unserer duftenden Frühlingsnächte, nicht die vertrauten Zeugen unserer einsamen Wanderungen durch Feld und Gebirg, unserer verstohlenen Freuden in Gärten und Lauben, unserer seeligen Schwärmereien an Wald und Strom. Wir sehen andre Begleiter, andre Leuchten, andre Meilenzeiger an der Straße unserer Weltreise. Ist dieß noch die nämliche Erde? Wer verbürgt es uns? Ist nicht die Bahn, die wir befahren, in eine neue Region des Himmels gehoben oder gesenkt? Was ist aus unserer früheren Welt geworden, von der wir nichts mehr sehen als das täuschende Wasser, worauf das Schiff leise ächzend sich wiegt? Was mag während dieser Verlassenheit, wo die altbekannte Sonne von uns geschieden ist und uns nur unbekannte Stellvertreter zurückläßt, was mag während dieser Stille, die kein bekannter Laut unterbricht, mit unserer Heimath, mit der übrigen Welt vorgegangen sein? Welch Gefühl würde dich anwandeln, wenn sich nichts mehr fände, als das Meer und dieses Schiff? Du würdest einen Becher

holen, den größten, der zu finden wäre, ihn füllen mit dem besten Wein und einen Toast ausbringen auf du wüßtes selbst nicht mehr, was.

Dergleichen befremdliche Phantasien umnecken bisweilen die Seele nach dem Untergang der Sonne auf der See. Doch nicht lang, und eine beruhigende Erscheinung verdrängt sie. Ein alter Freund, ein bekanntes Gesicht, ein Zeuge früherer Gefühle und Schicksale trit aus dem Dunkel hervor und grüßt vertraut von der andern Seite herüber. Er sagt uns, daß noch die alte Erde uns trägt, daß unsre Heimath, die er vor Kurzem verlassen, noch zwischen den alten Bergen, noch an dem alten Strome liegt. Der Freund ist der Mond. Das ist eine schöne Eigenschaft des Mondes, daß er überall derselbe treue Freund bleibt. Er verändert sich trotz seinem Wechsel nicht wie die Sonne, die bald unser Blut kochend durch die Adern jagt, bald unter schrägem Stral uns erfrieren läßt; auch wehrt er nicht, wie sie, seinen Anblick durch blendendes Feuer; er brütet nicht, wie sie, verpestende Dünste aus giftigen Lachen; er entflammt nicht, wie sie, den blutdürstigen Bewohner der Wildniß, der den arglosen Wanderer aus verborgenem Hinterhalt überfällt. Er ist überall der nämliche, überall der sanfte, unschädliche Begleiter, er sieht uns überall mit derselben theilnehmenden Miene an, mag er in blühendem Hag oder in sandiger Wüste, auf

himmelhohen Bergen oder in tiefem Thal, in der traulichen Heimath oder auf unwirthbarer See auf uns herabscheinen. Er ist überall und immer der „gute, liebe Mond." Ist irgend eine Veränderung mit ihm vorgegangen, so ist es die, daß er schöner ist, als sonst. Er steigt wie eine riesenhafte, leuchtende Lilie aus der See und der lange Glanzstreifen, der sich vom Horizont bis in die Tiefe unter das Schiff verliert, steht unter der Lilie wie ein schlanker, goldener Stängel.

Nach und nach schleicht die Mannschaft sich unter das Verdeck in die Hängematten oder lehnt sich zu verstohlenem Schlaf an die Seitenwand des Schiffs. Nur der Steuermann bewahrt erwartend seinen Platz am Ruder und bespricht mit dem wachehabenden Schiffs-Officier, ob nicht über Nacht endlich ein fördernder Wind sich erheben und das Schiff von der Stelle erlösen werde, auf der es schon Tage lang wie angeankert daliegt. Auf den sanften, lang hinrollenden Wallungen, welche die See nach jahrelanger Windstille noch bewegen würden und die entweder die Nachwirkungen entfernter Stürme oder des Umschwungs der Erdkugel sind, und die wie riesige Pulsschläge oder wie athmendes Busenwallen der Natur unaufhörlich sich heben und senken, schaukelt das Schiff sich langsam wie eine ungeheure Wiege und wiegt in Schlaf die von Hitze erschöpften Seefahrer, die es in seinem Bauch beherbergt.

Jetzt, wo Alles ruhig geworden, ist für den einsamen Betrachter, der unvermerkt und still an den Vordermast gelehnt noch dasitzt, die Zeit gekommen, wo er ungestört mit den Sternen und dem Mond und der See und der Welt sich unterhalten, wo er die Vergangenheit und die Zukunft und die Unendlichkeit durchschwärmen kann. Das sind Augenblicke, wo er sein Leibliches abgelegt zu haben, wo er bloß ätherische Seele zu sein glaubt, die an der Hand eines mächtigeren Geistes die Regionen der Natur durchwandelt, und wo er in Gebiete hineingeführt wird, in denen weder der Geist ihm den Weg zeigen, noch sein Gefühl die Grenze finden kann. Keine Grenze über ihm in dem unendlichen Himmel, keine Grenze unter ihm in der bodenlosen See. Da droben führen die stillen Gestirne ihren Reihen auf, fremd und doch wieder vertraut, als fürchteten sie in dieser Verlassenheit keinen Beschauer und Belauscher ihrer Geheimnisse; da drunten versenkt sich die Phantasie in ein Reich voll Schauer und Wunder: bald in die Gesellschaft seltsam gestalteter Ungeheuer, bald in die Verschlingungen unerforschlicher Korallenwälder, bald in die Werkstatt nie ergründeter Weltkräfte, bald begegnet sie auf dem tiefen Friedhof der See den Schatten längst versenkter Argonauten und fragt, ob auch hier „Unsterblichkeit" sei?

Die in Betrachtungen verlorene Seele entschwebt

endlich in Regionen, wo der lässige Leib sie nicht mehr festhält. Er schläft. Beglückende Träume über das Wiedersehen in der lang entfernten Heimath umgaukeln den Schlafenden die Nacht hindurch. Plötzlich erwacht er durch den Zuruf und das johlende Geschrei der geschäftigen Matrosen; ein murmelndes Rauschen um das Bord des Schiffes, ein Brausen am Bug überrascht sein Ohr. Stutzend setzt er sich auf dem nun schrägen Verdeck zurecht, reibt sich ermuntert die Augen und sieht die hohen Segel von einem frischen Wind geschwellt, der das Schiff dem ersehnten Vaterland munter entgegentreibt. Die Sonne schaut wieder freundlich über den andren Horizont herüber, als erwarte sie in unsern Blicken die Anerkenntniß zu lesen, daß sie es sei, die über Nacht den willkommenen Wind uns hergesandt.

16.

Weitere Fahrt bis Rotterdam.

Die erste Gefahr, die wir nach dem Abenteuer mit den Seeräubern wieder zu bestehen hatten, war die Gefahr, mit Mann und Maus unterzugehen. Diese Aussicht, in einem Haifischmagen begraben zu werden, verdankten wir, wie so manche andere, der Kundigkeit unseres Kapitains. Wer diesen Menschen Mittags um 12 Uhr mit seinem Sextanten nach der Sonne stieren sah und dabei die gelehrte Miene und das prätensiöse Wesen, welches er dem Himmel gegenüber annahm, beobachtete, konnte ihn nur für einen Professor in der Seemannswissenschaft halten. Dennoch, obschon der Mann so viel nach dem Himmel sah, wußte er selten recht, wo er sich auf der Erde befand. So erging es ihm auch, als wir in die Nähe der azorischen Inseln

kamen. Daß diese Inseln nicht weit mehr entfernt waren, wußte er zwar, aber er konnte nicht berechnen, ob wir zwischen ihnen durch, ob wir rechts oder links vorbeisegeln, ob wir sie heute oder morgen, bei Nacht oder bei Tage passiren würden, während z. B. der Kapitain auf unserer Hinfahrt die Ankunft in der Straße Sunda beinahe auf die Stunde vorherbestimmt hatte.

Es war an einem neblichten Morgen, kaum nach Tagesanbruch, als zwei Matrosen auf dem Vordertheil des Schiffs, welches von einem sturmähnlichen Winde mit reißender Schnelligkeit vorangetrieben wurde, vor sich zwei Wasserhosen zu sehen glaubten, deren wir bereits am Tage vorher eine gesehen hatten. Während die beiden Matrosen sich über die Gefahr unterhielten, in die das Schiff durch die Wasserhosen gerathen oder nicht gerathen könnte, rief ein dritter vom Vordermast herunter, er sehe Land vor dem Schiff. Wer den Ruf hörte, wurde leichenblaß; wer ihn nicht gehört, erhielt sogleich Kunde davon und im Nu war Alles aus den Betten und auf dem Verdeck, wo die Matrosen und Steuerleute mit verwirrendem Geschrei durch einander liefen. Der uns rettete, war der Matrose am Steuer. Er hatte die Geistesgegenwart und das Glück, das Steuerrad nach der richtigen Seite hinzudrehen und das Schiff sogleich von der Felsenspitze abzulenken. Jetzt sahen wir, in welcher Gefahr

wir geschwebt. Nahe vor uns ragte eine ungeheure, steile Felswand in die Wolken, an welcher die Brandung häuserhoch hinaufschlug. In sie hinein stürzten sich hoch von den Felsen herab zwei schäumende Wasserfälle und diese waren es, welche die Matrosen durch den Nebel hindurch für Wasserhosen angesehen. Kamen wir eine Stunde früher, als der Nebel noch dichter war, bei der Insel an, oder beschrieb die Felsenküste, die wir vor uns sahen, nicht einen converen, sondern einen konkaven Bogen gegen uns, so daß das Schiff sich nicht mehr gegen den heftigen Wind aus der Bucht herausarbeiten konnte, dann waren wir unrettbar verloren. Ohne Opfer kamen wir indeß doch nicht davon. Der Matrose, der uns gerettet, wurde unmittelbar nachher durch das heftige Arbeiten des Steuerruders, welches nach dem Drehen des Schiffs die Wellen von der Seite packten, über Bord geschleudert, ohne daß bei dem starken Wind und der hohen See auch nur an einen Versuch zu seiner Rettung hätte gedacht werden können. Es war, als hätte die See sich an diesem einen Opfer dafür gerächt, daß es ihr so viele andere entzog. Die Insel, die wir vor uns sahen, war die Insel Terceira, auf welcher Don Pedro seine Eskadre gegen Don Miguel ausgerüstet.

Oberhalb der azorischen Inseln hatten wir fast

beständig kontraire Winde. Sie machten unsere Fahrt um so unangenehmer, je mehr die Sehnsucht nach Europa wuchs. Zudem wurde das Wetter ganz unausstehlich. Der Winter war vor der Thüre und die Kälte nahm von Tag zu Tag zu. Dieß mußte namentlich ich empfinden, der ich, auf eine bloße Sommerreise gerichtet, außer einem leidlichen Anzug, welchen ich bis zu meiner Ankunft in Europa bewahren mußte, nur mit abgetragener und dünner Kleidung versehen war. Ich behielt sie Tag und Nacht auf dem Leibe und verdickte sie durch allerlei Hülfsmittel, so gut ich konnte. Trotzdem war es mir nicht möglich, auf dem Verdeck in meinem luftigen Quartier, wo Nässe und Kälte mir immer mehr zusetzten, länger auszuhalten. Ich beschloß daher, die Matrosengesellschaft zu verlassen und mit meiner Hängematte unter das Verdeck zu retiriren. Im Vordertheil des Schiffs befand sich das sogenannte Kabelgat, ein finsteres Loch, worin die Schiffstaue, Ankerketten, allerlei Geräthschaften und Material aufbewahrt wurden. Dieß Behältniß, worin es auffallend wärmer war, als auf dem Verdeck, wählte ich zu meinem Asyl, um darin unterirdische Betrachtungen über die Romantik anzustellen. Ohne Gesellschaft blieb ich indeß auch hier nicht. Der Schiffskoch, ein rabenschwarzer Bengale, der nie in Europa gewesen, der nur an das heiße Klima gewöhnt und

dessen Kleidung noch dünner war, als die meinige, hatte für die Zeit, wo er sich nicht in seiner Küche wärmen konnte, namentlich bei Nacht, ebenfalls Schutz in dem Kabelgat gefunden. Seine Gesellschaft war mir Anfangs anziehender, als die der Matrosen, er unterhielt mich, bis er einschlief, von den indischen Gottheiten, von seinen zurückgelassenen Weibern, seinen Schicksalen, und deklamirte aus dem Koran; bald aber mußte unsere Freundschaft ein Ende nehmen, als ich mit dem dritten meiner fünf Sinne wahrnahm, daß ihn bei Sturmwetter die Angst abhielt, seine Anhänglichkeit an mich und das Kabelgat auch nur auf Augenblicke zu verläugnen.

Nachdem wir uns bei dem fürchterlichsten November- und Dezember-Wetter gegen vier Wochen in der Gegend von England herumgetrieben, während welcher Zeit meine feste Gesundheit endlich merkbar zu leiden begann, kamen wir so weit, daß wir einen Lootsen an Bord nehmen konnten. Das Schiff war leck geworden und konnte die Fahrt bis Holland unmöglich aushalten, es mußte der Ausbesserung wegen in einen der nächsten Häfen einlaufen. Der Lootse rieth wegen des Wetters und wegen des Zustandes, worin sich das Schiff befand, das nähere Falmouth an; der Kapitain aber wünschte zu Plymouth einzulaufen, weil er dort ein angenehmeres Leben erwarten konnte. Seine

Hoffnung auf ein angenehmes Leben hätte uns beinahe das unserige gekostet. Trotz dem fürchterlichen Wetter und den Warnungen des Lootsen mühte er sich fast einen ganzen Tag lang vergeblich ab, durch Laviren nach Plymouth zu gelangen und kehrte erst nach der Richtung von Falmouth um, als der Nebel, die Dunkelheit und der Sturm der Maßen überhand genommen, daß selbst der Lootse in die größte Besorgniß gerieth. Jetzt mußte dieser unser Retter werden. Ohne zuletzt durch den Nebel hindurch von der Küste mehr als bisweilen den unbestimmten Umriß eines Berges zu sehen, befahl er, schnurstracks auf einen gewissen Punkt loszusegeln, wo er die Hafenmündung vermuthete. Glücklicher Weise hatte ihn sein geübtes Auge nicht getäuscht. Wir ließen nach fünfmonatlicher Fahrt bei sinkender Nacht in der Bucht von Falmouth den Anker fallen. Es war hohe Zeit, denn das Schiff enthielt gegen fünf Fuß Wasser. Sogleich wurden die Pumpen in Bewegung gesetzt und mit dem Seewasser wurde der schon beschwemmte Kaffee und Zucker auf das Verdeck gepumpt. Zwei Tage später hieß es, daß in der Nacht, welche auf unsere Ankunft folgte, achtzehn Fahrzeuge an den benachbarten Küsten gestrandet seien. Nachdem wir in Sicherheit waren, hörte ich den Obersteuermann sagen, er wundere sich, daß wir Europa wieder gesehen, wir seien durch

die Unkunde und den Eigensinn des Kapitains drei Mal in der augenscheinlichsten Gefahr gewesen, unterzugehen.

Das Schiff mußte gänzlich ausgeladen werden und Behufs der Ausbesserung den Winter hindurch im Hafen von Falmouth liegen bleiben. Unter diesen Umständen konnte eine Abfindung hinsichtlich der sofortigen Weiterschaffung der Passagiere diesen wie dem Kapitain nur angenehm sein. Ich, der ich am meisten Ursache hatte, meine Reise zu beschleunigen und am wenigsten durch Gepäck genirt war, nahm das vom Kapitain mir angebotene spärliche Reisegeld sogleich mit Freuden an und reis'te mit dem Dampfschiff nach London, nachdem ich meine Habseeligkeiten unter meine geehrten Reisegefährten, die Matrosen, vertheilt und meinem „maat" (Kamerad) mit dem verlorenen Nasenflügel mit meinem Sergeanten-Kapotrock beglückt hatte. Da ich weder Zeit noch Geld hatte, mich in London weiter als nach dem benachbarten Tower umzusehen, bestieg ich sogleich ein segelfertiges Paketboot und langte nach einer achttägigen ununterbrochen stürmischen Fahrt, auf welcher eine französische Brigg uns beinahe das Bugspriet wegsegelte, in Rotterdam an.

Nie in meinem Leben habe ich eine entzückendere Aussicht gehabt, als damals da ich den ersten Sand

der flachen, traurigen holländischen Küste wieder sah. Doch, ehe ich von meinem Empfang in Holland rede, muß ich, dem Drang meines Herzens folgend, zuvor ein Wort der Erinnerung an zwei Begleiterinnen, einflechten, die mit mir von Batavia gekommen waren, und von denen ich die eine verloren, die andere gerettet habe. Die Begleiterinnen waren: eine Uhr und eine Wittwe.

17.

Meine Uhr.

Wenn eine Uhr ein Erforderniß für den Geschäftsmann und ein Luxusartikel für den Sorglosen ist, wem wäre sie dann überflüssiger als dem Studenten? Ihn erinnern an Beobachtung der Stunden höchstens mitunter die Kollegia und auch diesen Mahnern läßt sich leicht genug thun, wenn man, wie es bei mir der Fall war, aus seinem Fenster die Aussicht auf das Zifferblatt des Rathhauses hat und überdieß das Zeitgewissen alle Augenblicke durch einen Ruf von den umherstehenden Kirchthürmen aufgeschreckt wird. Worauf es mit dieser Einleitung hinaus soll, wird einem Menschenkenner sofort klar sein, nämlich auf das Geständniß, daß ich auf der Universität meine schöne, dicke Uhr, durch die ich mich als wohlausgestatteten Sohn anständiger

Eltern legitimiren sollte, als ein überflüssiges Möbel zurückgelassen, daß ich ihr Gold in Silber umgesetzt, daß ich dasjenige, welches die Zeit anzeigt, in dasjenige umgewandelt hatte, womit man die Zeit vertreibt.

Als ich nun dem Studentenleben Adieu gesagt und im Begriff stand, die große Fahrt nach Batavia anzutreten, wurde ich an meine bereits vergessene Uhr zuerst wieder gemahnt durch — die Abschiedsstunde. Die Meinigen standen um mich herum mit verweinten Augen und brachten ihre letzten Herzensanliegen vor, ich selbst stand da mit der einen Hand Händedrücke austheilend und mit der andern das Schnupftuch haltend, da plötzlich schlägt die Thurmuhr, ich greife hastig in die Westentasche, um zu sehen, ob es die Stimme der Abschiedsstunde ist, die mich ruft, und — die Tasche ist leer! Mein Vater, den dieser unwillkürliche Wink an die Ausfüllung einer Lücke mahnte, nöthigte mich, die Abschiedsszene noch um einige Augenblicke zu verlängern, und ging aus der Stube. Als er zurückkam, hielt er eine höchst elegante goldene Uhr mit emaillirtem Zifferblatt in der Hand und überreichte sie mir mit den Worten: „Ich schenke dir als Andenken die goldene Repetiruhr deines verstorbenen Bruders. In Batavia wird sie sich besser bewahren lassen, als auf der Universität. Versprich mir das!" Ich versprach sie zu bewahren wie einen Augapfel, und einige

Minuten nachher rollte mit mir und meiner Uhr der Wagen der holländischen Gränze zu.

Welche Dienste hatte von nun an die schöne Uhr zu verrichten! Auf der kolonialen Hochschule zu Harderwyk hatte sie mich zu erinnern, nicht an die Kollegia, oder an die Stunde eines Burschenturniers, oder an die Stunde eines Gelags, sondern an die Zeit, wo ich mich beim Appell durch mein „Present!" als Nichtdeserteur auszuweisen, wo ich mit der grauen Kompagnie der Aspiranten auf den ostindischen Kirchhof nach der Schimpf- und Fluchschule des Exercirplatzes auszurücken, wo ich als Wachposten einen Ausgang der Stadt an der Südersee zu besetzen hatte, um die teutschen Argonauten von der Flucht vor dem batavischen goldnen Vließ abzuhalten. Wie oft habe ich nach der Uhr gesehen auf dem langen Weg von Harderwyk bis in den Kanal, von dem Kanal nach den Azoren, von den Azoren nach den Kanarischen Inseln, von den Kanarischen Inseln bis zum grünen Vorgebirge, vom grünen Vorgebirge bis zum Aequator, vom Aequator bis Tristan d'Akunha, von Tristan d'Akunha bis zum Kap der guten Hoffnung, vom Kap der guten Hoffnung bis St. Paul und Amsterdam, von St. Paul und Amsterdam bis zur Sundastraße, von der Sundastraße bis Batavia! Wie oft habe ich die Uhr mit ihrer klangvollen Stimme mir die Zeit angeben lassen, wenn ich in den stillen

Nächten auf dem Verdeck saß und die Matrosen sich nach ihrer Ablösungsstunde sehnten, oder wenn ich in dem schwarzdunkeln Schiffsraum, von Hitze und von Phantasien geplagt, schlaflos in der Hängematte gewiegt wurde! Dann kam die böse Zeit in Batavia, wo mich die schöne Uhr auf den Exercirplatz unter den hohen Tamarindenbäumen rief, wo sie mich Abends um die neunte Stunde in der qualmenden chinesischen Restauration zum Aufbruch mahnte, wo sie vor Tagesanbruch mir meldet, daß die malaiischen Höckerweiber mit ihrem Kaffee vor den Kasernen warteten, um die teutschen Auswanderer zu ihrem ostindischen Tagewerk zu stärken, wo sie mir bei Nacht auf der Wache die Zeit angab, wann ich meine großmäuligen malaiischen Untergebenen, die meine repetirende Uhr staunend für einen goldenen Singvogel zu halten schienen, mußte aufmarschiren oder auf ihren einsamen Posten an den militärischen Bagno's und am Jakatra mußte ablösen lassen. Darauf kam die selige, goldene Stunde, wo mir endlich der langsam rückende Finger der Uhr den Minutenstrich zeigte, hinter welchem der Rückweg nach Europa begann. Wie viel unendliche Stunden, Minuten, Sekunden hat der schlanke Zeiger der goldnen Repetiruhr meines verstorbenen Bruders bis zu jenem Augenblick durchlaufen! Und nun der Rückweg bis England — doch der Rückweg ruft mir die Ver-

suchungen in's Gedächtniß, die ich zu überwinden hatte, um das meinem Vater gegebene Versprechen zu halten.

Mensch, selbst wenn du ein rechtgläubiger Christ bist, es gibt Augenblicke, in welchen es trotz deinem Stolz auf die Göttlichkeit deiner Natur und trotz deinem tröstenden Glauben an ein besseres Leben dir klar wird, daß du weniger bist, als das verachtete, sterbliche Thier, wenn du — kein Geld hast, denn das Geld ist das stellvertretende Supplement der Gottheit im Menschen. Aber unter allen Lagen, welche dir deine pekuniäre Menschlichkeit fühlbar machen, gibt es schwerlich eine verdrießlichere, als wenn du eine Reise um die halbe Welt gemacht hast und dann kein Geld besitzest, um ein Andenken an deine große Fahrt mit nach Hause zu nehmen. In der That, ich habe es empfunden, daß eine solche Noth weit bitterer ist, als so manche andre, die durch ihre Folgen weit schwerer in's Gewicht fällt. Von dem Geld, das mir außer der goldenen Uhr mein Vater mit auf den Weg gegeben hatte, besaß ich nach vier Monaten noch eben genug, um mit Zuschuß einer kleinen Summe, die mir mein Obrist lieh, meinen Laufpaß einzulösen. Nun stand ich da wie ein Vogel, der die Freiheit des Fliegens mit den Federn seiner Flügel erkauft hat. Sollte ich in dem berühmten Lande, das eine Reise von 6000 Stunden von meiner Heimath trennte, mich nicht weiter umsehen,

als die militärische Fessel gereicht hatte, und sollte ich nicht einmal einige Denkzeichen meines Aufenthalts, einige Merkwürdigkeiten und Geschenke mit nach Europa bringen? Hier gab es seltne Thiere, glänzende Papagaien, niedliche Affen, dort seltne Planzen, schöne Blumen, kostbare Konfitüren; hier gab es chinesische Kunstwerke, dort japanische Seltenheiten; hier gab es allerliebste malaiische Arbeiten, dort schöne javanische Waffen; hier gab es dieß, dort gab es das für verhältnißmäßig wenig Geld zu kaufen. Wie Manchen, wie Manche konnte ich mit all diesen Dingen beglücken! Welchen Familienschatz bildeten sie, wenn ich sie in einer kleinen Sammlung vereinigte! Kinder und Kindeskinder hätten ihren Stolz und ihre Freude dran gehabt. Und wie schön hätte ich mit chinesischer Tusche und mit chinesischen Federn auf dem sanften chinesischen Papier, das man mir vor meiner Abreise zum Kauf anbot, unter teutscher Zensur meine Erlebnisse beschreiben können! Welche Versuchungen alle diese Gedanken in mir erregten und in welche Gefahr sie meine — Uhr brachten, das beliebe sich jeder Leser von Gefühl vorzustellen. Beherzt zog ich meine goldene Uhr, die schon so Manchen lüstern gemacht hatte, mit Ermuthigung bedachte ich, daß in Batavia, wo ich für ein bloßes Uhrglas drei Gulden hatte bezahlen müssen, die Uhr selbst mich zum reichen Mann machen, daß sie mich

in Stand setzen würde, eine ganze Sammlung javanischer Merkwürdigkeiten zu kaufen, daß ich meinen Vater durch eine einzige Seltenheit würde versöhnen können; aber — ich hatte damals noch keine Politika getrieben, das gegebene Versprechen trat wie ein mahnendes Gespenst zwischen mich und den Käufer und mit verzweifelter Genugthuung steckte ich die goldene Uhr meines verstorbenen Bruders wieder in die Tasche. Mich mit einem früher gekauften javanischen Ring als einzigem Andenken begnügend, nahm ich Abschied von Weltevreden (Wohlzufrieden), dessen Name schon so viel Tausenden wie bitterer Hohn in die Ohren geklungen, und wandte mich der Rhede von Batavia zu, um das Schiff aufzusuchen, das mich nach Europa zurückbringen sollte. Meine Begleiter waren zwei Kuli's (malaiische Träger), die meinen Koffer mit dem Ueberrest meiner Garderobe trugen. Als sie den Koffer am Strande der See niedersetzten, hielt ich folgende stumme Rede an sie:

„Edle Malaien! Eure sanfte orientalische Physiognomie verräth mir, daß ein menschenfreundliches Herz in eurem Busen schlägt. Eure Gesinnung ist nicht durch niedern Eigennutz verhärtet, wie das Herz der Europäer, und Wohlthun ist euch eine Freude. Ein wahrer Stolz aber muß es für euch sein, Wohlthaten einem der Weißen zu erzeigen, die mit Geringschätzung

eure braune Haut zu betrachten pflegen und sie nur für gut genug zum Gerben halten. Ihr habt Gelegenheit, eine edle Rache zu üben. Der weiße Mann, dem ihr den Koffer getragen, besitzt nichts mehr, als diesen künstlich gearbeiteten Ring, den ein Chinese verfertigt hat. Der Ring besteht aus einer goldnen Schlange, die sich dem weißen Mann neun Mal um den Finger windet und womit er seine einstige Braut zu umstricken gedenkt. Wollt ihr ihn nöthigen, sich dieß einzige Kleinod und Andenken von Finger und Seele zu reißen, blos damit er euch den geringen Lohn für euren Trägerdienst zahlen könne? O, ihr werdet es nicht wollen, edle Malaien! Eure Seele schaudert zurück vor solcher Hartherzigkeit! Es liegt euch zu viel an der Zufriedenheit und zugleich an der Achtung eures scheidenden Mitmenschen, als daß ihr ihm nicht den besten Begriff von eurer Edelsinnigkeit und Sympathie mit auf die Reise geben solltet. Nehmt dafür, durch und durch edle Söhne des Südens, den herzlichen Händedruck eures weißen Bruders aus dem Norden und die Versicherung an, daß er im Lande der Weißen sich eurer Rechte und Freiheiten annehmen wird."

Die edlen Malaien konnten auf diese Rede vor lauter Rührung nur drei, aber inhaltschwere Worte erwiedern. Sie sprachen: duhwa rupia, tuwang! Was heißt das? Es heißt: zwei Gulden, mein Herr! Was

sollte ich thun? Die Malaien eben so wenig verstehen, als sie den weißen Mann verstanden, hätte beiden Theilen gleich wenig geholfen. Die Unabänderlichkeit der Umstände forderte kurzen Entschluß. In wenig Minuten befand ich mich in dem bambusgezimmerten Kram eines chinesischen Juden, der mir die goldene Schlange für einen Spottpreis abkaufte. Zwei Rupien erhielten die edlen Kuli's und beinah den ganzen Rest verwendete ich, um als Andenken an Batavia vierzehn dicke Kokosnüsse, einige javanische Stöcke, einen malaiischen Sonnschirm, ein chinesisches Kartenspiel und einige andre wohlfeile Kleinigkeiten zusammenzuhandeln. Auch von diesen Andenken habe ich wenig nach Hause gebracht, da mir das Meiste in einer stürmischen Nacht durch die Wellen aus meiner losgerissenen Kiste, die in dem offenen Ueberdeck unter meiner Hängematte stand, in die See gespült wurde. Weniger, als ich, hat nicht leicht ein Reisender von Batavia mitgenommen, meine — Uhr aber hatte ich noch in der Tasche.

Auf der Reise bis zum Kap hatte ich Manches von der Mißachtung der reichen Passagiere, des Kapitains und selbst der Steuerleute zu leiden, welche auf einen „kahlen Moff" meiner Art als auf ein Wesen hinblickten, dem mit dem Geld auch die Würdigkeit abginge, sich an ihrer edlen Gesellschaft zu betheiligen, und dem sie sogar ihre Verachtung mögen zugewandt

haben, wenn sie sahen, daß er das Gefühl jener Würdigkeit dennoch mit doppelter Prätension festhielt. In diese Lage gerieth ich übrigens nur den männlichen Passagieren gegenüber. Unter den Weibern gibt es überhaupt weit weniger Philister, als unter den Männern, und so geschah es denn auch, daß mir trotz meiner „Kahlheit" die Aufmerksamkeit der weiblichen Passagiere nicht entging. Wenn ich nun aber so einen männlichen Blick voll holländischen Mitleids oder ostindischer Verachtung auf mir ruhen sah, dann stellte ich mich wie absichtslos in die Nähe des Betrachters, zog mit der wohlhabendsten Nonchalance die schönste Uhr, die das Schiff trug, als holländisches Wahrzeichen meines Standes unter meinem alten Kapotmantel hervor, ließ revidirend die Uhr repetiren und drehte dem verwunderten Bemitleider mit teutscher Geringschätzung den Rücken. Das wirkte. So oft ich die Uhr zog, betrachteten mich die Nabobs und ihre Trabanten nicht wie einen bemitleidenswerthen armen Teufel, sondern wie ein interessantes teutsches Räthsel, dessen Lösung aber meine einsylbige Zurückhaltung unmöglich machte.

Wir kamen in die falsche Bai am Kap. Die Passagiere und der Kapitain beeilten sich, die Kapstadt und deren Umgegend zu besuchen. Der Eine brachte Straußfedern, der Andere Löwenfelle, der Dritte Kapwein, der Vierte allerlei Seltenheiten und Stoffe mit.

Sollte ich nicht auch nach der Kapstadt gehen? Sollte ich nicht dort durch den Einkauf von Seltenheiten nachholen, was ich in Batavia versäumt? Hatte ich nicht von meinem guten Willen, mein Versprechen zu halten, Proben genug abgelegt? Hatte nicht mein Vater bloß von Batavia gesprochen, als er mir das Versprechen abnahm? Sollte ich nicht die Gelegenheit, die mir ein günstiges Gebot des zweiten Steuermanns auf meine Uhr eben an die Hand gab, benutzen dürfen, um die Südspitze Afrika's zu bereisen? Die Versuchung war vielleicht noch größer, als in Batavia, aber meine Enthaltsamkeit war nicht geringer. Ich ließ die kostspielige Kapstadt Kapstadt sein, fing während der Abwesenheit der Andern goldglänzende Knurrhähne, die ganz unentgeltlich an meine Angel kamen, suchte Muscheln, setzte mich an die donnernde Brandung, wanderte umher auf den Bergen der falschen Bai, die so „Kahl" waren, wie ich, und — behielt meine Uhr, obschon die Versuchungen sechs Wochen andauerten.

Wir kamen nach St. Helena. Die Versuchung klopfte zum dritten Mal an und zwar dieses Mal stärker, als in Batavia und am Kap. Sie verbündete sich zu meiner Besiegung mit Napoleons Schatten. Sie setzte sich wie eine andre Lurelei auf die hohen Berge der Insel und winkte mir aus dem dunklen Wäldchen, in dessen Nähe das Grab des Giganten

liegt. Aber ich ließ das Grab des Giganten unbesucht und — behielt meine Uhr.

Wie oft habe ich mir später gesagt, ich sei ein Philister gewesen! Wenigstens habe ich tausend Mal bereut, daß ich meine Uhr auch bei St. Helena nicht verkauft, bereut namentlich aus dem Grunde, weil ich sie — doch nicht wieder nach Hause gebracht habe. Wie manche verzeihliche Sünde würden wir begehen, wenn wir immer die Folgen unserer Tugenden voraus wüßten!

Wir kamen in die Bai von Falmouth. Als ich das leck gewordene Schiff verlassen und mit dem Dampfschiff der Heimath zueilen sollte, überzählte ich mit trostlosen Berechnungen die kleine Summe, die mir der Kapitain zur Abfindung als Reisegeld hatte geben lassen und die ich mit Freuden angenommen, um nur nicht den Winter hindurch auf dem traurigen Schiff zurückzubleiben. Es bedurfte keiner arithmetischen Kenntnisse, um einzusehen, daß ich mit jener Summe nicht weiter, als bis Portsmouth, höchstens bis London würde gelangen können und mich dann dort in hülfloser Lage vergebens nach der nahen Heimath würde herübersehnen müssen. Der gute Rath wurde theurer, als je. Mit dem verhaßten Kapitain mich in ein, vielleicht fruchtloses, Unterhandeln einlassen, wobei ich ihm als Bettler gegenübergestanden hätte, das konnte ich nicht.

Länger auf dem Schiff bleiben bei der Möglichkeit, in einigen Tagen mein Vaterland wiederzusehen, das konnte ich noch weniger. Was hätte ein Anderer an meiner Stelle gethan?

Die verzweifelte Lage, in der ich mich befand, schien der Steuermann, der schon am Kap auf meine Uhr geboten, abgewartet zu haben. Er bot auf's Neue und zwar dieses Mal weniger, als früher: er bot mir seine goldene Uhr und dreißig Gulden Geld. Was ich gethan hätte, wenn er bloßes Geld geboten, weiß ich nicht; daß er mir aber eine Uhr dazu geben, daß er mich in Stand setzen wollte, eine goldene Uhr, wenn auch nicht die meines verstorbenen Bruders, doch eine dagegen eingetauschte und ebenfalls nach Ostindien gereis'te Uhr nach Hause zurückzubringen — das beschwichtigte mein Gewissen und ich erlag. Mit gesammelter Herzhaftigkeit zog ich meine Uhr, steckte die dreißig Silberlinge ein und stieg in das Boot, um nach dem Dampfschiff zu fahren. Ehe ich die alte Uhr abgab, setzte ich zuvor die neue nach ihr, um die Aehnlichkeit zu vergrößern. Das ist teutsche Gewissenhaftigkeit bei Kleinigkeiten, während man — doch keine Beichte! Was mich besiegt hatte, das war die Liebe zur Heimath. Sie war damals stärker, als Batavia, das Kap und St. Helena zusammen genommen. Ich

kannte damals noch keine Zensur und keine vaterländische Politik.

Als ich in das Boot gestiegen war, sah ich, wie der Steuermann die Uhr meines verstorbenen Bruders wohlgefällig betrachtete, wie er sie dann an's Ohr hielt und mit ihrer schönen Stimme die Zeit ausrufen ließ. Sie schlug zehn Uhr und es war, als riefe sie mir ein zehnmaliges Lebewohl zu, nachdem sie mich so treu über das Weltmeer hin und her begleitet hatte. Vielleicht trägt sie jetzt ein malaiischer Seeräuberhauptmann, der sie dem langen, erdolchten Steuermann aus der blutigen Tasche gerissen.

Die Geschichte meiner unbelohnten Gewissenhaftigkeit und fruchtlosen Selbstüberwindung war übrigens noch nicht zu Ende. Als ich in Rotterdam landete, war von den dreißig Silberlingen nichts mehr vorhanden, ich mußte ihnen sogar durch ein „ehrliches Gesicht" zu Hülfe kommen und Alles, was ich noch besaß, war die goldne Uhr des Steuermanns. Bekanntlich ist es nur „le premier pas qui coute." Der zweite folgt ihm nicht nur geläufig nach, sondern macht ihn überdieß auch leicht vergessen. Ich fragte mich: „soll ich mich an der holländischen Küste mit der Kaprice wegen des Steuermanns goldener Uhr quälen und vielleicht Wochen lang an einer Uhrkette vor Anker liegen?" Ich war klüger geworden und besann mich nicht. Die

Uhr des Steuermanns verschaffte mir das Geld, wovon ich bei der Ankunft in Utrecht (s. Kap. 19) noch drei Stüber übrig hatte.

Wofür hatte ich mir denn nun in Batavia, am Kap und bei St. Helena so schwere Opfer auferlegt? Wenn man das Ende hört, wird man mich doppelt auslachen, denn — mein Vater hat nach der goldenen Repetiruhr meines Bruders nie wieder gefragt.

18.

Die holländische Wittwe.

Das Schicksal hatte mir also auch die Freude zugedacht, die berühmte Stadt London, wenn nicht kennen zu lernen, so doch von Angesicht zu Angesicht zu sehen. In diese Freude mischte sich aber ein fatales Gefühl, als mich der Zufall sofort in ein Quartier führte, wo nur der des Lebens sicher zu sein scheint, der außer dem Leben nichts zu verlieren hat.

Als ich in Falmouth das Dampfschiff bestieg, fand sich auch eine der liebäugelnden Wittwen ein, die mit mir von Batavia gekommen waren. Obschon ich unterwegs nie ein Wort mit ihr gesprochen hatte, kam sie auf dem Dampfschiff zu mir und bat mich, mit ihr die Reise nach Holland gemeinschaftlich zu machen und sie unter meinen Schutz zu nehmen. Natürlich war

ich verpflichtet und bereit, das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, und nahm die Wittwe unter die Flügel meiner Galanterie. In London angekommen, wünschte sie sich ein wenig umzusehen und einige Einkäufe zu machen. Wir gingen am Tower vorüber und kamen in eine Straße, die eine Menge Kramladen enthielt und nebenbei ein verdächtiges Aussehen hatte. Meine Wittwe, die nicht minder begierig zu sein schien, sich in ihrem Putz und Schmuck zu zeigen, als, den Putz und Schmuck der Kaufhäuser zu sehen, blieb fast an jedem Hause eine Weile stehen und betrachtete Alles mit der größten Sorgfalt. Während sie so in Betrachtungen verloren war, kam aus einem der Häuser ein Mann und ein sehr hübsches Frauenzimmer zu uns und nöthigten uns unter den einnehmendsten Komplimenten, ihre Waaren zu besehen. Sie schienen uns sogleich als Fremde erkannt zu haben und uns für geeignet zu halten, ein Geschäft mit uns zu machen. Der Mann gab sich alle Mühe, mich vor der Hausthüre zu unterhalten und zu fesseln; während dessen sah ich das Frauenzimmer die Wittwe in Beschlag nehmen, vertraulich ihre Hand fassen, und sie mit einem Schmeichelwesen, wie ich nie ein einnehmenderes gesehen, in das hintere Haus hineinführen. Die Wittwe, obschon sie kein Wort Englisch verstand, folgte dennoch ihrer Führerin wie willenlos und bezaubert. Anfangs

ohne Verdacht, glaubte ich plötzlich in dem Blick meines Unterhalters eine gewisse schadenfrohe Gaunerhaftigkeit zu entdecken, die ich sofort mit der Liebenswürdigkeit des Weibes in Zusammenhang brachte und die mir eine große Angst für meine Schutzbefohlene einflößte. Ich sah mich nach ihr um, aber sie war bereits verschwunden. Sofort sprang ich in das Haus hinein, eilte durch einen Laden und ein Zimmer, faßte die Wittwe, die eben im Begriff war, in eine Hinterthüre hineinzutreten, bei der Hand und zog sie mit Gewalt der Straße zu. Der Ausdruck von Wuth, in welchen die Freundlichkeit des Hausherrn und seines Weibes plötzlich verwandelt war, sagte mir, daß ich mich nicht getäuscht. Die Wittwe hatte ebenfalls große Angst ausgestanden, sie sagte aber, das Weib sei eine so verführerische Schlange gewesen, daß sie ihr unwillkürlich habe folgen müssen, was bei einer Holländerin gewiß sehr viel heißt. Was hatte man mit ihr gewollt? Ich vermuthe, daß es bloß auf ihren Schmuck abgesehen war, denn ihr zugleich nach dem Leben zu trachten, wäre unter solchen Umständen etwas gewagt. Wäre sie allein gewesen, so war es wahrscheinlich um sie geschehen.

Als die Wittwe einer so ungeahnten Gefahr glücklich entronnen war, verging ihr plötzlich die Lust, noch andere Merkwürdigkeiten der Stadt London zu besehen.

Auch verzichtete sie auf alle Einkäufe, einen einzigen ausgenommen. Ihr Lieblingsgericht bestand in Bückingen, und auf dies lang entbehrte Gericht schien sich nun ihre ganze Kauflust zu conzentriren. Sie kaufte eine solche Menge Bückinge, daß wir beide genug daran zu tragen hatten. Mit den Bückingen beladen eilten wir auf das Paketboot, auf welchem sie zum Lohn dafür, daß ich ihr das Leben oder wenigstens die Juwelen gerettet, während unserer langen Fahrt nach Holland ihr Lieblingsgericht redlich mit mir theilte.

Aber wer kann sich acht Tage auf einer langweiligen Fahrt mit bloßen Bückingen unterhalten? Die Wittwe wollte unterhalten sein und ich ebenfalls. Zu meiner Beschämung sei es gesagt, daß die Bemühungen auf Seiten der Wittwe größer waren, als auf meiner Seite. Sie war nicht schön, aber auch nicht häßlich, sehr gutmüthig, offenherzig und ungenirt, wie alle Holländerinnen. Aber es fehlte ihr, wie Allem, was Holländisch heißt, das ästhetische Element und dieser Mangel langweilte mich sehr. Sie erzählte mir ihre ganze Lebensgeschichte, setzte mir ihre Verhältnisse auseinander, zeigte mir alle ihre Pretiosen und sonstige werthvolle Sachen, aber sie war und blieb ohne Aesthetik und Poesie. Doch was unsrer Unterhaltung nicht fehlte, das war derber Humor. Je mehr man sich darin gehen ließ, desto lieber war es ihr, und so ist es

mit den Holländerinnen durchgängig der Fall. Da sie in dieser Beziehung als Repräsentantin ihrer Landsmänninnen gelten kann, so habe ich sie nicht aus meiner Erzählung weglassen dürfen. Man höre, wie der Humor sich bei ihr geltend machte. Als Schlafstellen wurden uns zwei über einander befindlichen Kasten in der Seitenwand der Kajütenstube angewiesen. Da ich fürchtete, es werde für die Wittwe eben so genant sein, wenn ich in den untern, als wenn ich in den obern Kasten hineinkrieche, so erbot ich mich, im Vordertheil des Schiffs bei den Passagieren zweiter Klasse zu schlafen. Das wollte indeß meine Begleiterin durchaus nicht zugeben und ich mußte mich entschließen, den obern Kasten einzunehmen. Jetzt aber begann erst die rechte Verlegenheit. Wer sollte sich zuerst entkleiden und zu Bette gehen? Die Kasten waren so eng und niedrig, daß in ihnen die zum Entkleiden nöthigen Bewegungen unmöglich waren, und doch ging es auch nicht an, in den Kleidern zu schlafen. Nach genauer Erwägung aller Schwierigkeiten wurde endlich entschieden, daß die Wittwe zuerst zu Bette gehen und ich so lang auf dem Verdeck spazieren müsse, bis sie in ihrem Kasten liege. Auf solche Weise war wenigstens die Dame salvirt. Aber nun begann die Verlegenheit für mich, da ich an den schlecht geschlossenen Vorhängen der Wittwe vorüber in den obern Kasten kriechen mußte. Dies war

unmöglich, ohne die Beine so lang herabhängen zu lassen, bis der Oberkörper sich zurecht gefunden hatte, und während ich mit solchen Bemühungen beschäftigt war, lauerte die Wittwe durch ihre Gardinen und lachte mich aus. Daß sie mich nicht an den Beinen zog, war Alles. Morgens wurden die Rollen vertauscht, dann mußte die Wittwe zuerst hinaus und das Lauern durch die Gardinen war an mir. Die größte Noth hatte ich aber bei Nacht, wo das vom Sturm umhergeschleuderte krachende Schiff mir alle Augenblicke die Gefahr vorspiegelte, durch meinen Kasten auf meine Schutzbefohlene zu fallen. Auf solche Weise stand ich viel Angst und Verlegenheit aus, während die Wittwe sich auf das Beste darüber amüsirte. Ich mußte mir sogar eine Kritik meiner Beine von ihr gefallen lassen, und wenn dieselbe auch durchaus günstig war, so wird man sich doch vorstellen können, wie ein romantischer teutscher Jüngling dadurch beschämt werden mußte.

Als wir, nach mancherlei Unterhaltungen solcher Art, endlich in Helvoet-Sluis ankamen, wollte mich meine Wittwe durchaus nöthigen, mit ihr im Gasthof abzusteigen und über Amsterdam, wo sie zu Hause war, nach meiner Heimath zu reisen. Ich ließ mich indeß nicht halten und reis'te sofort nach Rotterdam. Wenn ich der Einladung der guten Wittwe gefolgt wäre, so hätte ich nicht erlebt, was im folgenden Kapitel berichtet wird.

19.

Eine Nacht in Utrecht.

Quisquis erit vitae scribam color.

In Rotterdam setzte ich mich auf die Post, um nach Nymwegen zu fahren, von wo ich leicht Gelegenheit finden konnte, meine Heimath zu erreichen. Der Postwagen langte Abends gegen fünf Uhr in Utrecht an und hier vernahm ich zu meinem größten Schrecken, daß die Fahrt erst den andern Vormittag um elf Uhr weitergehen würde. Zu meinem Schrecken, sage ich, denn mein ganzes Vermögen bestand noch aus drei holländischen Stübern und für einen solchen Preis hätte man höchstens in der Eifel übernachten können. Ueberdieß hatte ich, eben meiner mageren Börse wegen, den ganzen Tag noch nichts gegessen, als eine Semmel und meine vor Kälte starrenden Glieder wie meinen Magen

auf Nymwegen vertröstet, wo ich auf Kredit leben konnte. Wo sollte ich nun in Utrecht für meine drei Stüber Nachtquartier und eine Mahlzeit finden? Ich kannte in der ganzen Stadt keine Seele, Kredit hatte ich nirgends zu erwarten und zum Bettler war ich total verdorben, seitdem ich das Grab Napoleons nicht gesehen, um keiner zu werden. Endlich fiel mir ein, daß ich auf den Platz im Postwagen, den ich bis Nymwegen bezahlt, ein Recht habe, so lang man mich nicht an Ort und Stelle geschafft. Ich ging daher zum Postmeister hinein, um mein Recht geltend zu machen und ihm zu sagen, daß ich die Nacht im Postwagen schlafen würde. Der Postmeister wollte indeß davon nichts wissen und machte mir begreiflich, daß, da der Wagen in der Nähe seines Bureaus stehe, worin die Kasse enthalten sei und da er mich nicht kenne, er mir die Erlaubniß zu meinem neumodischen Nachtquartier versagen müsse. Daß der Mann mich so mir nichts dir nichts für einen Dieb hielt, kam mir gar zu massiv vor, als daß ich mich darüber hätte ärgern können. Ich setzte ihm meine Verhältnisse mit aller Ruhe auseinander, versicherte ihm mit aller Glaubwürdigkeit, daß ich aus seiner Kasse so wenig nehmen würde, als aus meiner eigenen, kam aber nicht zum Zweck und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Als ich vor dem Posthause stand und auf ein neues Mittel sann, zu

einem Nachtlager zu gelangen, hörte ich in einer nahgelegenen Kneipe ein entsetzliches Peroriren, Singen und Lärmen. Die Kälte gestattete mir nicht, lang mit meinem Entschluß zu zögern, ich war genöthigt, rasch einen Plan zu entwerfen. Schlimmer, als bei den Matrosen, hatte ich es in der Kneipe nicht zu erwarten und die Gesellschaft mochte sein, von welcher Art sie wollte, so saß sie doch in einer warmen Stube und es war immer der Mühe werth, sie einige Zeit zu beobachten. Ich ging in die Kneipe hinein, bestellte mir ein Glas Genever und setzte mich an den Kneiptisch. Die Gesellschaft bestand aus etwa zwölf Personen, theils uniformirten Soldaten, theils neu-angeworbenen und noch nicht eingekleideten, theils aus Handwerkern. Alle umschlang das gemeinsame, in vaterländischem Genever getränkte Band des Hasses gegen die Brabänter. Sie zogen zu Felde mit einem entsetzlichen Blutdurst und schlugen ihre Feinde todt, daß es eine wahre Freude war. Geflucht wurde mit solcher Herzhaftigkeit, daß, wenn jeder Fluch ein Flintenschuß gewesen wäre, die zwölf Mann allein ganz Belgien hätten in die Flucht jagen können. Die Hauptperson war ein großer starker Kerl, der, nach seinem Aussehen und seinen Reden zu urtheilen, ein Jäger gewesen sein mußte und der jetzt in die Reihen der Altniederländer eingetreten war, um auf die Neubelgier Jagd zu machen. Er verthei-

digte während des ganzen Abends den Satz, daß jeder Belgier, den er auf sechshundert Schritte ansichtig würde, „sein sei.“ Machte ihm Einer einen Einwurf dagegen, so erwiederte er immer mit gesteigertem Ton: „Gott verdamm' mich, er ist mein!“ Ließ dann sein Bestreiter noch nicht nach, so nahm der miles gloriosus seinen Stock, lud ihn wie ein Gewehr, legte an, nahm Jeden aus der Gesellschaft mit beängstigender Sicherheit auf's Korn und bewies mit solcher Evidenz, daß Alles sein sei, daß man sich wundern mußte, noch immer am Leben zu sein. Endlich schlug es neun oder zehn Uhr, wo die Helden sich in ihren Kasernen oder Quartieren einfinden mußten. Ich dankte dem Himmel dafür, daß ich von den so lang angehörten ekelhaften Renommagen endlich befreit wurde. Für ein teutsches Frauenzimmer ist der Holländer dann am unausstehlichsten, wenn er zärtlich oder sentimental wird, und einem Manne widersteht er am meisten dann, wenn er im Ernst von seiner patriotischen Kourage spricht. Das Meiste trägt dazu die holländische Sprache bei, welche für das Seederbe, für das Niedrigkomische, für das Obscöne ꝛc. wie gemacht ist, aber allem Ernsthaften und Pathetischen, das in sie eingekleidet wird, einen Anstrich des Lächerlichen oder Abgeschmackten verleiht. Bei Behandlung des Rührenden oder Erhabenen steigt dieß bis zum Ekelhaften. Wer sich von solchem Ekel

lebhaft will durchdringen lassen, wohne der Vorstellung eines holländischen Trauerspiels bei. Holland — Trauerspiel, Kaufmannsseele — erhaben, Kalbfleisch — rührend, Käse — Aesthetik, Kabliau — Ideal.

Während der eben besprochenen patriotischen Abendunterhaltung hatte ich, obschon ich einige Male mit in den Diskurs gezogen wurde und mitblies in die patriotische Trompete, um mich selbst zu salviren, die Hauptsache nicht vergessen, nämlich, meinen Uebernachtungsplan in's Werk zu setzen. Ich hatte mir für meine drei Stüber ein Glas Genever nach dem anderen kommen lassen, spie ihn aber jedes Mal unbemerkt vor der Thüre wieder aus und als nun die Gesellschaft aufbrach, saß ich in simulirtem Schlaf hinter dem warmen Ofen und hatte die besten Verdachtsgründe für mich, betrunken zu sein. Ich hatte darauf gerechnet, daß der Wirth zu Bette gehen und mich betrunkenen Menschen in der warmen Stube meinen Rausch würde ausschlafen lassen. Gelang dieß, so hätte ich ein tüchtiges Feuer in den Ofen gelegt und die Nacht auf einem Stuhl oder einer Bank zugebracht. So wohl sollte es mir indeß nicht werden. Als der Wirth und seine Frau, ein junges Ehepaar, zu Nacht gespeis't, während welcher Zeit ich, unter verstohlenen Blicken nach der apetitlichen Mahlzeit, durch künstliches Schnarchen die Tafelmusik gemacht, wechselten sie zum Dessert

einige Zärtlichkeiten und machten sich fertig, zu Bette zu gehen. Es stand oder vielmehr saß ihnen nichts mehr im Wege, als ich. Nachdem sie eine Zeit lang deliberirt hatten, wie ich am besten zu entfernen sei, trat der Mann zu mir, stieß mich vertraulich an und rief mir laut in's Ohr: „Freundschaft, es ist Zeit, zu Bette zu gehen." Meine Freundschaft wollte ihn aber nicht verstehen und antwortete mit Schnarchen. Ein wiederholtes Anrufen und Rütteln hatte dieselbe Wirkung. Sollte er ehrlich sein? sagte der Wirth zu seiner Frau. Man darf es nicht riskiren, antwortete die Frau, welche, wie die meisten jungen bürgerlichen Ehefrauen, sehr besorgt und mißtrauisch zu sein schien. „So nimm du ihn bei den Füßen, sprach der Wirth, ich werde ihn beim Kopfende nehmen. Wir wollen ihn vor die Thür' tragen." Und wirklich machten sie Anstalten, mich auf diese Art zu Bette zu bringen. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich in dem Augenblick als verkappter Herrscher, der seine Unterthanen auf die Probe stellte, hätte aufspringen und das beschämte Ehepaar andonnern können: ich bin Harun al Raschid, ich bin der König von Holland und werde Jedem ein russisches Bad auf öffentlichem Markt geben lassen, der in diesem Wetter einen hülfsbedürftigen Menschen vor die Thüre schickt! Allein es war mir in dem seltnen Moment nur vergönnt, mich bürgerlich zu halten und

auszudrücken. Ich richtete mich, als ich sah, daß meine Verstellung nichts mehr half, ruhig auf und sprach zwar mit Würde eines Herrschers aber mit der Sanftmuth eines verfrorenen Sergeanten: ich bin, gute Leute, nicht betrunken, wie ihr glaubt, ich habe mich nur verstellt in der Hoffnung, daß ihr so menschlich wäret, mich die Nacht hindurch hier ruhig sitzen zu lassen. Ich bin hier fremd, fahre morgen mit dem Postwagen weiter und bin außer Stande, mir bis dahin ein regelmäßiges Quartier zu besorgen. Nun streckt eure warme Hand vor die Thüre in die Luft und dann beschließt. „Das ist Alles gut, gab das Ehepaar nach Art des Postmeisters zur Antwort, allein wir haben hier keine Herberge, überdieß kennen wir Sie nicht und haben einen Laden." Auf diese Antwort besah ich mich von unten bis oben, um zu entdecken, ob ich denn wirklich so auffallende Aehnlichkeit mit einem Spitzbuben habe. Aus meinem Stiefel sah man durch eine wahrhaft physiognomisch gestaltete Ritze die große Zehe sehr verdächtig herauslauern, sie konnte also auf verbotenen Wegen wandeln wollen, das ist wahr; meine blaue Hose, die ich vor der Abreise von Batavia von einem neuangekommenen Unterofficier für einen Gulden gekauft, war für die Jahrszeit gewaltig dünn und etwa einen halben Fuß kürzer, als meine Beine, konnte also fremden Beinen angehören, das ist auch wahr; meinem

Frackrock sah man an, daß er früher eine Uniform gewesen war, er konnte also aus Furcht vor Entdeckung verändert worden sein, das ist ebenfalls wahr; auf meinem Gesicht stand Kummer und Hunger geschrieben, vor dem nichts Eßbares sicher zu sein schien, das ist nicht weniger wahr. Nachdem ich zu solcher Selbsterkenntniß gekommen, konnte ich den guten Leuten ihr Mißtrauen nicht mehr übel deuten, zumal wenn ich noch bedachte, daß ich mir durch meine eingestandene Verstellung wie durch meine eingestandene Armuth eine neue Blöße gegeben hatte. Die Menschen greifen Einem selten unter die Arme, wenn sie Einem nicht auch zugleich in den Beutel greifen können und in meinem Fall war durchaus nicht ausgemacht, daß nicht ich der greifende Theil sein würde. Mich durchschaut und beschämt fühlend wünschte ich gute Nacht und trat vor die Thüre. Nun stand ich wieder, wie früher vor der Post, den Hals in den Kragen zusammengezogen und meinen treuen Gefährten, einen Stock, unter den Arm gekniffen, eine neue Kriegslist zur Eroberung eines Bettes aussinnend. Ich hatte aber dieses Mal mehr Schwierigkeit damit, weil ich alle meine Munition verschossen: in meinen Taschen war, wie Lichtenberg sagt, nichts mehr zu finden, als meine Hände. O Natur, wie schön bist du, wie reich! Wäre ich in Verzweiflung, wäre ich durch das Benehmen des

Wirths und des Postmeisters in misanthropischen Unmuth gerathen, so fand ich in der freien Natur sogleich das vortrefflichste Mittel, mich abzukühlen und zu heilen. Es war eine herrliche Januarsnacht, in die ich aus der warmen Stube zitternd hineintrat, die Sterne flimmerten ungewöhnlich klar vom Himmel herab und beleuchteten in dem knatternden Schnee blitzende Diamanten, die ich reicher Mann mit Füßen trat. Ein äußerst munterer Zephyr spielte muthwillig-neckend mit meiner sommerlichen Hose und mit den spitzen, nickenden Schößen meiner Frackuniform. Meine Zähne klapperten wie Kastagnetten zu der lebhaften Musik des Windes und mein hungriger Magen knurrte den Takt dazu. Auch blieb der Tanz nicht aus. Um mich warm zu machen, rannte ich wie besessen durch die Straßen. Als ich einige Straßen durchrannt hatte, hörte ich in einem hellerleuchteten Hause, das ich für ein Weinhaus ansah, einen Lärm von der Art dessen, der mich in die Kneipe neben der Post gelockt hatte. Auch hörte ich einige lateinische Brocken lallen, wobei das Wort patria immer vorklang. Es fiel mir ein, daß Utrecht eine Universitätstadt sei und daß die tobenden Gäste wohl Studenten sein könnten. Da ich ebenfalls Student, wenn auch kein holländischer, gewesen war, so hoffte ich an diese Qualität sofort ein geistiges Band anknüpfen zu können und dadurch wenigstens ein Nacht-

quartier zu erlangen, das nicht erbettelt, sondern angeboten oder doch mit Freuden gewährt würde. Ich blieb also vor dem Hause stehn, um zu warten, bis Einer von der Gesellschaft herauskäme. Ich hatte nicht fünf Minuten gestanden, als die Thüre sich ungestüm öffnete und ein ganzer Klumpen Studenten hervorbrach. Als ich dem ersten ungestümen Stoß des Klumpens ausgewichen war, trat ich zu ihm hin und trug mein Anliegen vor. Meine ganze Bitte ging dahin, Einer möge mir die Nacht seinen Sopha einräumen — ein Platz, der auf teutschen Universitäten bekanntlich jedem fremden Studenten zur Disposition steht. Statt mir meine Bitte zu gewähren oder abzuschlagen, ließ man sich gar nicht darauf ein, sondern that allerlei theils ausweichende, theils läppisch-verhöhnende Fragen an mich, z. B. wo und was ich studirt, ob ich Cicero's amores und Ovids orator gelesen, ob ich ein Freund der Brabänter sei, was ich von der niederländischen Verfassung halte ꝛc.? Meine Antwort war, ich bäte um Entschuldigung, daß ich mich geirrt, ich habe sie für Studenten angesehen; ich sei zu ihnen gekommen, sie um eine kollegialische Gastfreundschaft zu bitten, die ich in meiner Heimath bei erster Gelegenheit zu erwiedern beabsichtigt, nicht aber, um mich examiniren zu lassen. Uebrigens nehme ich meine Bitte zurück, denn, wenn man gesinnt gewesen, sie zu gewähren, so würde

man nicht so viel Umschweife gemacht haben ꝛc. Man gebot mir, zu schweigen und nicht frech zu sein, ich sollte bedenken, daß ich in Niederland sei. Ich erwiederte, Niederland sei ein konstitutioneller Staat, wo Schreib- und Redefreiheit bestehe, deshalb sei es von ihnen, die so viel auf ihr Vaterland hielten, sehr inkonsequent und inkonstitutionell gehandelt, daß sie mir schon wegen einer so kleinen Freiheit Stillschweigen gebieten wollten. „Was? rief Einer von ihnen, will der Niederland beschimpfen? Drauf Jungen! (Drop, Jonges!)" Zum Glück hatte ich einen derben batavischen Rohrstock bei mir, dessen stumme Beredtsamkeit die „Jungen" bewog, mich nicht auch körperlich zu examiniren und ihre Wege zu gehen. Als sie eine Strecke weit gegangen oder getaumelt waren, hörte ich die Mondkälber ein fürchterliches Gelächter aufschlagen. Es waren diese jungen Leute von der Klasse Jener, die man nach der Löwenschen Affaire mit dem sogenannten Verlustorden im Knopfloch umherreisen sah, um das Zeichen des Heldenmuths zur Schau zu tragen, womit sie sich die Uniform hatten anmessen lassen. Ich war im Stand, ihre Berechtigung und Qualifikation zu jener Auszeichnung zu beurtheilen, denn ich lernte hinlänglich ihre martialische Gesinnung kennen, welche sich so wenig verleugnen konnte, daß ich in Gefahr

kam, anstatt eines Nachtquartiers den Buckel voll akademischer Prügel zu bekommen.

Nach der gemachten Probe hatte ich nicht Lust, bei dem Weinhause noch mehr Bekanntschaften der Art zu suchen und da mich bei dem Stillstehen wieder sehr zu frieren begann, gab ich mich auf's Neue an's Laufen. Es war ein Wetter, um sich zum ewigen Juden zu qualifiziren. Ich wurde aber auch das Laufen bald müde, denn meine Beine, die ich auf dem Schiffe fünf Monate lang fast gar nicht gebraucht hatte, waren mir ganz steif geworden. Endlich fiel mir ein, mich zum Ausruhen und zum Schutz vor dem immer schärfer werdenden Wind unter einer Brücke an eine zugefrorne Gracht zu setzen. Dort stellte ich Betrachtungen über meine tragikomische Lage an und ich konnte mich der Kühnheit nicht erwehren, Batavia mit Moskau und mich auf der zugefrorenen Gracht mit Napoleon an der Berezina zu vergleichen. Als ich eine halbe Stunde, etwa bis zwei Uhr, an der Berezina gesessen hatte, sah ich eine große Katze an mir vorüberschleichen, die, wie es schien, auf den Rattenfang ausgegangen war. Ich gerieth auf den Einfall, sie zu mir heranzulocken, in der Absicht, ihr ein wenig über den Kopf zu kratzen, und sie spielender Weise auf meine halb erfrorenen Füße, namentlich auf meine lauernde große Zehe zu setzen. Ich ward indeß bald inne, daß meine Bewer-

bungen fruchtlos sein würden, als ich hinter der Katze ihren Galan, einen schönen, rabenschwarzen Kater, herschleichen sah. Auch verlor ich durch meine Resignation nichts, denn es zeigte sich, daß, wenn auch meine Füße kalt bleiben sollten, zur Entschädigung meinem Herzen eine desto angenehmere Erwärmung zugedacht war und zwar durch eine Oper mit der schmelzendsten Vokalmusik. Die Oper stellte einen aus übergroßer Zärtlichkeit hervorgehenden Liebeszank dar. Nach der Ouvertüre, bestehend in dem Geschrei fliehender Ratten und dem Klappen einer zugeschlagenen Thüre, faßten die Liebenden theatralisch gegen einander Posto und nachdem sie sich einige Zeit ausdrucksvoll betrachtet und zärtlich-leise präludirt hatten, machten sie ihren Gefühlen mit Ungestüm Luft und die Oper begann. Die Scene war ergreifend. Sternen- und mondenhelle Nacht. Gegen zwei Uhr. Jungfräulich-schüchterner Versuch der Katze, sich wegzuschleichen. Zudringliche Anstalten des Katers, zu verfolgen. Augenblicklich wieder entschlossene Defensiv- und Offensiv-Position der Liebe. Demonstratives Schweifgewedel. Mörderischer Diskant. Bald sympathetisch-klagende, bald verachtungsvoll-speiende; bald herzlich-zusagende, bald verzweiflungsvoll drohende; bald ermüdet-gleichgiltige, bald harnäckigtrotzende; bald dramatisch-sanguinische, bald lyrischmelancholische, bald episch-cholerische Töne. Glückliche

Geschöpfe, die ihr in diesem Wetter noch lieben könnt! Kurze Pause. Kleine Digressionen der Phantasie. Löwenkampf in Afrika. Eingefrorene Schiffe am Nordpol. Erste Liebe in der Geisblattlaube. Association der Ideen. Napoleon auf der Brücke von Arkole. Unsterblichkeit der Seele ohne Himmel und Hölle. Revolution. Entdeckung einer neuen Insel. Erdbeben mit Zähneklappern. Zwei Flaschen Johannisberger Kabinetswein. Toast auf die Einheit Teutschlands, sofern es nicht zwei gibt. Frische Schellfische. Europäisches Gleichgewicht. Abraham a Sankta Klara. Maria Stuart. Beafsteaks mit Kartoffeln. Weitere Regung auf der Bühne und Fortsetzung der Oper. Aufmerksame Blumenbach'sche Beobachtung des Zuschauers in der Parterreloge. Kurzes, aber phantasiereiches Intermezzo einer Wetterfahne. Effektvoller Windstoß über die Scene. Aufathmen und Seufzer der beiden Liebenden. Unvermuthet ein überwältigender Angriff und heldenmüthige Vertheidigung durch die ganze Tonleiter. Unvorhergesehenes Signal des Theaterinspizienten, d. i. die Klapper eines Nachtwächters um die Straßenecke. Plötzliches Zusammenfahren der beiden Liebenden. Aengstliche Erwartung und Unschlüssigkeit. Ungeduldige Furcht des Verlustes von der einen, freudige Hoffnung der Erlösung von der anderen Seite. In der Nachbarschaft schlägt es Zwei auf einer Hausuhr, die zu spät

geht. Etwas weiter revolutionaires Wiegengeschrei eines Kindes von sechs Wochen. Zweites Signal des Inspizienten über der Brücke. Die beiden Akteurs ab, die Katze rechts in's Mauerloch, der Kater links die Steintreppe hinauf, der Nachtwächter „in der Mitten.“

Die Klapper des Nachtwächters war auch mir das Signal zum Aufbruch und ich muß gestehen, daß mir diese Störung nicht unangenehm war, denn es wurde mir eine unheimliche Erscheinung, daß sich die Katzen im Januar liebten, es sei denn, daß ich mich in ihrem Benehmen geirrt und die ganze Komödie ein Zweikampf zwischen zwei Katern, etwa einem holländischen und einem belgischen, gewesen. Als ich unter der Brücke hervorgestiegen kam, blieb der Nachtwächter, an dem ich früher schon einige Male vorbeigerannt war, stehen und hielt mich auf mit den Worten: Sagen Sie einmal, Freundschaft, ich habe Sie schon die ganze Nacht hier herumlaufen sehen, worauf spekuliren Sie eigentlich? Ich war offen wie mein Stiefel und antwortete: ich spekulire auf nichts als auf ein Nachtlager und würde mich nöthigenfalls mit einem Bündel Stroh begnügen. Als ich ihm das Nähere meiner Lage mitgetheilt hatte, rieth er mir, mich auf die sogenannte Klepperwacht (eine Art Bürgerwache) zu begeben, wo ich wenigstens einen warmen Ofen finden würde. Der

Mann mochte bei diesem Rath neben seiner menschenfreundlichen Absicht auch wohl den listigen Gedanken haben, daß man mich, wenn ich ein verdächtiges Individuum wäre, auf der Klepperwacht festnehmen würde. Das supponirte ich indeß damals trotz den gemachten Erfahrungen nicht, ich nahm seinen Rath als reine Menschenfreundlichkeit mit Dank an und in wenig Minuten war ich an Ort und Stelle, wohin er mir den Weg zeigte. In der Wachtstube waren wenigstens dreißig Menschen versammelt, die theils um den Ofen saßen, theils auf den Britschen lagen, theils mit Piken bewaffnet aus und eingingen, um zu patrouilliren und zu rapportiren. Ich trat hinein und fragte nach dem sogenannten Kapitain. Man zeigte mir einen schweren, massiven Mann, der mir ein Bierbrauer zu sein schien. Ich machte ihn kurz mit meinen Umständen bekannt und bat ihn um die Erlaubniß, bis zum Tagesanbruch hinter dem Ofen sitzen zu dürfen. „Wat bliksem, rief er mit einer fürchterlichen Braukesselstimme, meinen Sie, daß wir hier eine Herberge haben? Sie sind hier, Gott verdamm' mich, auf der Klepperwacht. Im Augenblick (dadelyk) hinaus!" Vor der Thüre begegnete ich einem andern Nachtwächter, dem ich das Vorgefallene mittheilte, indem ich mich über die Grobheit seiner Mitbürger beklagte. Er zeigte mir eine zweite Klepperwache und bewog mich, dort hineinzugehen, in-

dem er mir eine bessere Aufnahme versprach. Ich wurde indeß beinahe auf die nämliche Art empfangen, wie von dem Bierbrauer. Allein dieß Mal fand ich Rath. Eine Reihe aufeinander folgender Unfälle oder Unannehmlichkeiten, zumal von einer und derselben Art, machen zuletzt das Gemüth nicht bloß gleichgültig dagegen, sondern sie bewaffnen es auch mit einem gewissen Gefühl von Ueberlegenheit, welches nach den Umständen zu einer Art von übermüthigem Humor werden kann. Auch bei mir hatte sich dieser Humor eben eingefunden. Ich sprach das Holländische ziemlich fertig, so daß ich, wenn ich mich anstrengte, wohl kurze Zeit als Holländer passiren konnte. In dieser Voraussicht beschloß ich, die Wachmannschaft bei ihrer schwachen, d. h. bei ihrer patriotischen Seite zu fassen. Ich trat mitten unter sie und redete sie mit feierlichem Strafton also an: „Seid ihr Niederländer? Ist das unsere berühmte (vermaarde) Gastfreundschaft? Ich habe dem Gouvernement in Ostindien gedient, jetzt bin ich hier, um gegen die Brabänter in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu treten, ich bin unterwegs am Kap der guten Hoffnung gelandet, habe unter den Wilden Afrika's eine gastfreundliche Aufnahme gefunden und hier unter meinen niederländischen Landsleuten renn' ich, Gott verdamm' mich, die ganze Nacht halberfroren auf der Straße umher und man vergönnt mir nicht, mein für

Niederland erstarrtes Blut hinter dem Ofen einer Klepperwache aufzuthauen.“ Landsman, neemt niet qualyk, sagte der Kapitain gerührt — weiter konnte er nichts herausbringen, er drückte mir warm die kalte Hand und ertheilte statt aller weiteren Explikation den Befehl, mir in der Nähe des Ofens auf der Britsche ein Lager von Wachmänteln zurecht zu machen. Dort schlief ich bis zum Tagesanbruch ganz vortrefflich und hatte alsdann noch die Satisfaction, von Einem der Mannschaft, einem Bäcker, zum Frühstücke mitgenommen zu werden. Der Mann gratulirte mir zu meinem Appetit und wußte nicht, daß ich bei seinem Frühstück zugleich zu Mittag und zu Abend aß. Die Schuld übrigens, in die ich durch seine Gastfreundschaft gerieth, trug ich ihm zehnfach ab durch das geduldige Anhören seiner unermüdlichen Schwätzereien. Vielleicht hatte er mich zum Frühstück in der Hoffnung eingeladen, daß meine Ohren so empfänglich sein würden, als mein Magen. Bis die Post abfuhr, hing er an mir, wie ein Blutigel. Ein Schwätzer hat wirklich mit dem Blutigel die Aehnlichkeit, daß er sich mit dem Munde anhängt, wo er Einen habhaft werden kann, blos die Unähnlichkeit besteht zwischen beiden, daß der Blutigel nicht eher losläßt, als bis er sich gefüllt und der Schwätzer nicht eher, als bis er sich geleert hat.

Daß ich selbst die Zahl dieser Blutigel vermehre,

wird wohl Niemand behaupten, der erkennt, daß ich nur dem Zweck dieser Schrift entsprochen, indem ich dem auf meiner Expedition persönlich erlittenen Ungemach mehr Worte geschenkt habe, als es unter andern Umständen verdient hätte.

So endigte meine romantische Reise nach Batavia. Möge Sie dem Einen zur Lehre, dem Andern zur Unterhaltung dienen.

20.

Die Holländer und Teutschland.*)

Jedem Blick, der seinen Gesichtskreis nicht durch die Schranken des Hergebrachten und der nächsten Umgebungen hermetisch verschließen läßt, muß es heut zu Tage so klar sein, wie die Regel von zwei Mal zwei, daß die Völkerindividuen, die man Nationen nennt, nicht dazu bestimmt seien, ihr abgesperrtes individuelles Leben zum ewigen Ziel ihres Strebens zu machen, sondern daß ihre Gesammtbestimmung auf die Vereinigung gleichsam zu einem einzigen Menschheitsindividuum hinauslaufe. Ist diese Bestimmung einmal anerkannt, so ist gleichzeitig der Werth der nationalen Individualität zu einem relativen gemacht und nur so lang zur Anerkennung berechtigt, als die Menschheit die Aufgabe

*) Umgearbeitet.

ihrer Gesammtvereinigung noch nicht gelös't hat. Bis dahin kann aber der Werth der Nationalität nicht in ihrer individuellen Absperrung und in ängstlicher Wahrung der nationalen Unterschiede bestehen, wodurch vielmehr dem gemeinsamen Ziel nur entgegengearbeitet wird, sondern es muß diejenige Nation die höchste Stufe einnehmen, welche durch ihre Tüchtigkeit und ihre Fortschritte in geistiger und politischer Freiheit der Menschheitsbestimmung am Meisten vorarbeitet. Ein Nationalindividuum kann so wenig als ein Menschenindividuum, einen Werth als bloßes Individuum haben; ihm kann nur das Nämliche Werth verleihen, was auch dem einzelnen Menschen, nämlich seine Eigenschaften und seine menschheitliche Tüchtigkeit in That und Gesinnung. Es kann daher auch keine Tugend und keine Ehre darin bestehen, sich bloß zu einer Nationalgemeinschaft von diesem oder jenem Namen zu halten und ihr anzugehören, sondern die nationale Tugend kann nur in der nationalen Mitwirkung für die hohen Zwecke der Menschheit und die nationale Ehre nur in dem nationalen Ruhm bestehen, für diese Zwecke am Meisten gethan zu haben, d. i. in geistiger und politischer Entwickelung am Weitesten fortgeschritten zu sein. Nur der Wettstreit im Fortschritt gibt ein Recht, ein vernünftiges Recht zur Geltendmachung der Nationalität; nur die Hoffnung auf den Fortschritt

und auf die Fähigkeit, durch ihn Ausgezeichnetes zu erreichen, kann einen aufgeklärten Menschen an seine zurückgebliebene Nation fesseln; nur das Bewußtsein des Fortschritts kann zum Stolz auf die Nationalität veranlassen. Ein Franzose hat mehr Ursache, auf seine Nationalität stolz zu sein, als ein Teutscher, so wie ein Russe mehr Ursache zum Stolz hat, als ein Chinese. Wenn ein Chinese sich seiner Nationalität schämt, so beweis't er, daß er würdig ist, kein Chinese mehr zu sein, nicht aber, daß er kein Gefühl für sein Volk hat, wie die Nationalen sich auszudrücken pflegen. Haben die Teutschen k e i n e Ursache, sich zu schämen? Bei unsern Nationalen ist das „Gefühl für das Volk" in der Regel identisch mit politischer Blindheit, mit romantischer Verworrenheit, mit serviler Gemüthlichkeit, mit sklavischer Energielosigkeit, mit Mangel an G e f ü h l f ü r d i e E h r e d e s V o l k s. Sie machen sich nichts daraus, Lumpen zu sein, wenn sie nur das tröstende Bewußtsein haben, daß sie nationale Lumpen sind.

Stellt man den nationalen Gesichtspunkt unter den menschlichen, so wird Manches zur Untugend werden, was bis dahin als Tugend gegolten. Die nationale Untugend aber, welche in dem individuellen Egoismus und der beschränkten Auffassung der Verhältnisse besteht, muß sich nothwendig vergrößern mit dem Grade der Kleinheit einer sogenannten Nation. Wenn der

nationale Gesichtspunkt auch da noch der entscheidende sein soll, wo sich eine beliebig kleine Völkerschaft zu einem nationalen Knäuel zusammenzieht, so liegt die Konsequenz sehr nahe, aus jeder Stadt, Landschaft oder Provinz eine Nation zu machen. Diese Konsequenz macht es zugleich anschaulich, daß der forcirte Nationalismus weiter nichts als Philisterei im Großen ist. Die Helden solcher Philisterei kann man bei uns mit Millionen zählen. Bei uns indeß, die wir ein großes Volk bilden, kann sie nur eine vorübergehende Seuche sein. Aber z. B. in dem kleinen Holland ist sie der feste, normale Zustand. Das abgesperrte Philisterthum Holland begeht eine größere Sünde gegen den Geist der Geschichte, d. i. gegen das Gesetz der Menschheitsentwickelung, als eine große Nation jemals begehen kann, indem diese wenigstens dadurch der allgemeinen Aufgabe näher tritt, daß sie einen bedeutenderen Theil der Menschheit und somit mehr Elemente einer würdigeren Entwickelung zusammenfaßt.

Was in der geschichtlichen Theorie richtig ist, muß sich nothwendig auch in der Praxis geltend machen. Die Sünde, eine Nation für sich sein und bleiben zu wollen, werden die Holländer büßen müssen und sie haben zu der Buße schon einen unverkennbaren Anfang gemacht.

So lang die Nationalabsperrungen noch nicht gänz-

lich verschwinden, wird das natürliche Allmäligkeitsgesetz wenigstens die Folgen haben, daß die Filial- oder Afternationalitäten von den großen oder wirklichen Nationalitäten, mit welchen sie verwandt sind, verschlungen werden und diese Verschlingung wird eine folgenreiche Vereinfachung der menschheitlichen Aufgabe der Völker sein. So wird es schwerlich ausbleiben, daß z. B. Portugal von Spanien, Belgien von Frankreich, Holland von Teutschland verschlungen wird. Sollte Holland nicht in Teutschland, sondern durch dessen Schuld ebenfalls in Frankreich aufgehen, so könnte dagegen kein vernünftiger Mensch etwas einwenden, denn es wäre jedenfalls wünschenswerther, daß die Herren an der Südersee von dem großen Volke an der Seine in das Schlepptau des universalen Fortschritts genommen würden, als daß sie sich fort und fort unter dem Schutz des teutschen Michel hinter ihre beschränkte „Nationalität" verschanzen könnten.

Daß Holland nicht in Teutschland aufgegangen ist, daß im Gegentheil das afternationale Holland in mancher Beziehung das nationale Teutschland verschlungen hat, ist eine wunderbare Erscheinung, die eben dem mehrerwähnten teutschen Nationalcharakter zugeschrieben werden muß. Holland ist nicht zur Nation geschaffen und es ist zeitweise eine geworden. Teutschland besaß

die Elemente dazu und ist keine geworden. Es hat einstweilen bloß die leeren Prätensionen einer Nation.

Indem Teutschland die Aufgabe hat, Holland zu entnationalisiren, kann Holland dazu beitragen, Teutschland zu einer Nation zu machen. Es kann dieß zum Theil schon durch die unerhörte Behandlung, wodurch es das Konto der teutschen Schande vergrößert und dargethan hat, bis zu welchem Grade der duldenden Erbärmlichkeit ein Volk auch nach Außen hin herabsinkt, das sich im Innern keine freie Stellung zu erringen und von seinen Kräften keinen Gebrauch zu machen weiß. Die Nationalehre der Teutschen kann, wie es scheint, nur auf negativem Wege zum Aufleben gebracht werden: auf dem Wege der Schande.

Was nun die bisherige und die künftige Stellung Hollands zu Teutschland betrifft, so ist diese mit Wenigem anzudeuten. Die Trennung der Holländer von Teutschland, mit dem sie politisch nur noch in der Person ihres Königs durch Luxemburg in Verbindung stehen, ist durch die Gewalt der Ereignisse begonnen, durch die geographische Lage erleichtert und durch den Wiener Congreß unter den Auspizien des deutschen Nationalcharakters vollendet worden. So lang die Fortentwickelung des teutschen National- und Staats-Körpers nicht dahin gelangt, wo sie alle seine Theile ergreift, wo alle eingepflanzte Beziehungen in's Leben

treten, wo sich der Zusammenhang kund thut, dessen Ausprägung organische Nothwendigkeit ist, wo das Naturgesetz, daß der Theil dem Ganzen folgen muß, seine Wirkungen zu äußern beginnt, so lange kann jener abgetrennte Theil für sich selbst, durch Umstände und ursprüngliche Tüchtigkeit begünstigt, leben, wirken und groß werden. Er muß unter diesen Umständen sogar zu dem Glauben gelangen, daß er ursprünglich für sich ein Ganzes ausmache und daß das Ganze, zu dem er eigentlich gehört, nur zu *seinem* Vortheil vorhanden sei. In ihrem Einzelleben haben die Holländer für sich ein geschichtliches Fundament und große Erinnerungen erlangt, aus denen sich ihr, gegenwärtig hauptsächlich auf Eigennutz, auf kaufmännisch-komplotisches Zusammenhalten gegründeter Patriotismus noch immer das Recht und die Mittel zum Fortwandeln auf der alten Bahn vindiziren will. Sie wollen ein Baum sein, während sie nur ein Zweig sind. Der Zweig existirt aber nur, weil der Baum existirt, er kann für sich allein nur eine Zeit lang fortleben, wenn man ihn in *Wasser stellt*. Die Zeit wird kommen, wo der in *Wasser gestellte holländische Zweig* wieder mit dem Blutlauf seines Stammes in Verbindung treten, wo es sich zeigen muß, daß die Bedingungen, unter welchen die Abtretung fortbestehen konnte, aufgehört haben. Diese Zeit

muß man kommen sehen, wenn man nicht an Teutschland von vorn herein verzweifelt.

Sieht man aus diesem Gesichtspunkt auf die Folgen der holländischen Abtrennung hin, so stellen sich schon jetzt namentlich diese dar:

Erstens eingetretene Schwäche und vergleichsweise politische Unbedeutendheit, welche in dem Gefühl der früheren Größe Ersatz sucht aber nicht findet. Die Holländer haben bekanntlich (wie denn aus einfachen Gründen fast alle, noch so glänzende Filial-Erscheinungen in der Geschichte der Staatenbildungen, z. B. Venedig, Genua, selbst die Hansa rc. keinen Bestand gehabt, wenn sie eine abnorme Separatexistenz begründen wollten) an Bedeutung in jedem Betracht sehr verloren. Sie sind weder an Macht die Holländer des 17. Jahrhunderts, die anstatt der Wimpel Kehrbesen auf den Mast steckten, noch haben sie, trotz einzelnen großen Erscheinungen, in geistiger Beziehung mit wirklichen Nationen gleichen Schritt halten können. Als Medizin gegen die Schmerzen, die ihnen diese Reduktionen erregen müssen, nehmen sie die Erinnerung an frühere Zeiten mit großen Dosen ein und blähen sich auf mit dem Ruhm und Wind des holländischen Namens. Der Stolz, Holländer zu heißen, muß ihnen die Macht ersetzen, sich nach Wunsch als solche zu zeigen und sie steigern in ihrem forcirten National-

gefühl jenen Stolz sogar häufig zu einem hochmüthigen und absurden Trotz, der spießbürgerlich alles Ausländische verachtet und nur Niederland die Krone alles Großen und Schönen zuerkennen will. Die Holländer scheinen zu der Aufgabe berufen zu sein, die Ausartungen des Nationalismus in der lächerlichsten Potenz darzuthun. Einer ihrer genanntesten Dichter, Helmers, hat Niederland in einem Gedicht, das einen ganzen Band füllt, der Maßen besungen, daß man, wenn man nicht eingefleischter Holländer ist, glauben möchte, der Mann habe eine Satire geschrieben. Er sagt unter Anderm:

Zeig' mir, Gallier, Britte oder Teutscher, zeig' mir einen Helden,
Dem Niederland nicht alsbald einen zweiten an die Seite stellt*);
Nag' an der Väter Ruhm, verkenn' ihre Heldenthaten,
Jenen Ruhm, einen Atlas, wirst du nicht von seinem Stand verrücken.

---

*) Wie sehr die Holländer ihre Helden überschätzen und wie begierig sie in neuerer Zeit die kleinsten Ereignisse ihrer Geschichte aufgreifen, um sie als frische Blätter in den alten Kranz ihres Ruhms zu flechten, beweis't der Lärm, den sie von dem Lieutenant van Spyk gemacht haben. Sie haben ihn höher erhoben, als einen Leonidas. Der Spartaner wird indeß mit ruhigerem Gewissen in der Unterwelt angekommen sein. Van Spyk ist dort unten sicher vor ein Kriegsgericht gestellt worden, wenn nicht etwa Pluto aus Dankbar-

So weit geläutert Gold dem Kupfer voransteht,
Die Glut des Edelgesteins den Glanz des Glases verblendet,
An Geschmack die Ananas die Beere oder Nuß übertrifft,
Das jungfräuliche Silber das Blei unter sich läßt,
So weit auch übertreffen an Glanz, Glut und Werth
Unserer Väter Heldenthaten die jedes Volks der Erde.
Ja, aller Glanz verschwindet in Nebel, Dunst und Nacht
Neben der unverblendbaren Sonne von Niederlands Vorgeschlecht.

O Vaterland, o Ruhm, der allen Ruhm verschlingt,
Dein Glanz strahlt den Glanz aller Völker blind.
Welcher Strich ist so wüst, welcher Ort so verloren,
Daß Niederlands Heldenthaten dort nicht klängen in allen Ohren!

Sahst du je den Orion am unermeßlichen Himmel blinken
Das geringere Sternenheer vor ihm in's Nichts versinken? ꝛc
Dann sahst du Niederlands Bild ꝛc.

Auf solche Art läßt der Dichter Helmers der Reihe nach nicht bloß die Helden, sondern auch die Künstler aller Nationen vor den niederländischen verschwinden,

---

keit für den Zuwachs, den ihm der Lieutenant in sein Reich gebracht, sich beim Rhadamant für ihn verwendet und ihm Gnade ausgewirkt hat für das wahnsinnige Verbrechen, eigenmächtig und zwecklos seine Kameraden in die Luft zu sprengen, statt sich männlich zu vertheidigen. Es ist ein Wunder, daß wir nicht auch den Dampfschiffkapitän, der kürzlich zu Düsseldorf wegen des aufgesteckten Besens eingesteckt wurde, auf Pfeifenköpfchen und Tabakspaketen im Namen der Nation renommiren sehen.

vergehen und versinken. Der Merkwürdigkeit halber verdient hier noch eine charakteristische Stelle aus einem Vorgedicht angeführt zu werden, wodurch der Dichter den großen Nationalhymnus einleitet, eine Stelle, die in Holland ohne Zweifel für eine poetische Schönheit erster Klasse gilt:

Daß Der vergeh', der, tief verbastert,
Den vaterländischen Boden mißkennt,
Den Boden seiner Geburt verlästert
Und das heilige Grab der Väter schändet.
Er lebe, doch leb' er ein Sklav der Sklaven,
Sein Gerippe, weggeworfen und unbegraben,
Sei das Aas, worauf das Gevögel sich balgt;
Sein Name sei Jedem ein Fluch in den Ohren
Und seine Brut, zur Treulosigkeit geboren,
Sei ewig mit jenem Fluch belastet.

Hier sehen Sie, meine Herren und Damen, den Patriotismus bis zum Fanatismus steigen, hier sehen Sie die schreckliche Begeisterung, welche die Leichen der Abtrünnigen in heiliger Wuth den Raben auftischt und die armen unschuldigen Nachkommen noch als Dessert mit auf die Tafel schiebt. Christlich und menschlich ist es nicht, aber es ist holländisch-patriotisch. Ein Franzose z. B. oder ein Engländer kann bei aller Vaterlandsliebe zu solchen Ausbrüchen niemals übergehen, weil er sich seiner Sache recht tief bewußt ist und daher ruhig dabei sein kann. Der Holländer aber muß durch

Wortkram sich noch selbst zu überzeugen, oder durch erschreckendes Geschrei seine hervorstrebende, andersprechende Ueberzeugung zurückzutreiben suchen. Nur auf solche Art läßt sich bei dem kalten holländischen Blut solche Berserkerhitze erklären. *) Zum Glück, schon in polizeilicher Hinsicht, sind dergleichen Ergüsse nur unschädliche Selbstüberbietungen des Nationaleifers und wohlgemeinte Kraftausdrücke, es sind poetische Flüche. Die Holländer fluchen in Versen wie in Prosa, in Büchern wie im Leben, ohne dabei so gefährlich zu sein, wie es aussieht.

Bei jenen Aufblähungen Niederlands hat der Dichter Helmers die Gesinnungen seiner meisten Landsleute ausgesprochen, wenigstens ihre patriotische Sprache geredet. Die Holländer können dabei ihren teutschen

---

*) Eine Stimme aus Batavia, die sich im Amsterdamer Handelsblatt über mich hat vernehmen lassen, äußerte sich u. A. also: „Daß der Herr ꝛc. dieß und das über uns gesagt hat, mag noch hingehen, aber daß er dabei unsere Sprache so herabsetzt und öffentlich den allen Vaterlandsfreunden ehrwürdigen Namen unsers unsterblichen Helmers befleckt, indem er dessen Verse, probeweise in's Teutsche übersetzt, als wahnwitzig und lächerlich darstellt, — das kann ich nicht ertragen." Darauf erläßt sie einen Aufruf an sämmtliche vaterländische Schriftsteller; „den leichtsinnigen Teutschen auf den Platz zu setzen, worauf er gehört." Dieß eine Probe von der lächerlichen Nationalverblendung unserer Nachbarn.

Ursprung nicht verleugnen, indem sie, um ihre Tüchtigkeit zu beweisen, nichts Besseres zu thun wissen, als mit den Tugenden und Thaten ihrer Vorfahren zu renommiren. Wie hat nicht auch zu Zeiten in Teutschland die Klasse der hohlen Patrioten, um z. B. unsere Freiheitsliebe zu beweisen, mit der Römerkette gerasselt, die Hermann zerbrochen, und sie überhörten dabei das Rasseln der Ketten, die sie am lebendigen Leibe trugen! Aller Hausrath und jede Rarität, die in der nationalen Rumpelkammer aufgehäuft war, wurde hervorgezogen, blank gescheuert und ausgestellt, damit man sich an dem Familienlüstre von Philistern weide, die wirklich der unerhörten Auszeichnung sich rühmen konnten, Väter und Vorväter zu besitzen. Aus dem vermoderten Leichentuch der Altvordern wurden Nationalkokarden gemacht und auf jeden teutschthümlichen Kopf geheftet, der nicht in Verdacht gerathen wollte, seine fünf Sinne bewahrt zu haben. *) Mit patriotischer Todtengräberwuth riß man auf dem Kirchhof der Geschichte die Gräber der Vorfahren auf und schleppte die morschen Gebeine umher, um zu zeigen, von welcher kräftigen

*) Die Nationalwütheriche jener Zeit haben es so weit gebracht, daß man seinen Namen (teutsch statt deutsch) nicht mehr richtig schreiben kann, ohne in den Verdacht der Teutschthümelei zu kommen. Sogar den König Ludwig haben sie diesem Verdacht ausgesetzt.

Art man abstamme, während man schlotternd in die Kniee sank, wie zum Komplimentenmachen und Fußküssen geboren. Man reichte begeistert die teutsche Rechte herum, die von dem Stocke des polizeilichen Schulmeisters gebläut war, und das vielgerühmte teutsche Herz, von Erinnerungen der Vorzeit triefend, hat man bei den bedeutendsten Anläßen (ich erinnere nur an die polnische Revolution) in dem teutschen Blute auf- und abpendeln sehen, wie in einer Wanduhr. Alle jene äußerlichen Kraftsymptome waren im Grunde nur Zeichen von Schwäche. Man setzte sich den Helm der alten Kraftmänner auf, um seine Glatze zu verbergen, und auf ihren Gräbern pflückte man Lorbeern, die man sich umhängte, als hätte man sie selbst verdient. Statt zu denken: unsere Vorfahren waren so und so, schämen wir uns, daß wir anders sind, — dachten Manche: wenn wir auch selbst Schwächlinge sind, so macht das nichts, wir hatten tüchtige Vorfahren, wir sind national von Adel, wir sind teutsch. Man sollte sich teutsch *zeigen* und vom Ausland so *nennen* lassen. Nur darin zeigt sich das wahre Selbstgefühl und so machen es die Engländer, bis jetzt die erste *Nation* der Welt.

Auch bei den Holländern ist das häufige Berufen auf den *Namen* und die *Vorfahren* kein gutes Zeichen. Man nennt sich selbst, weil man weiß, daß man

von Andern nicht genannt wird; man spricht von der Vergangenheit, indem man von der Gegenwart nicht viel zu sagen weiß; man drückt sich patriotisch die Hand, um nur gegenseitig einen Gehülfen zu finden, der Einen in der selbstbewußten Illusion seiner Kraft und Größe erhalten hilft. Und doch haben die Holländer im Grunde noch mehr Recht, an ihre Vorzeit anzuknüpfen, als die Teutschen. Sie haben aus früherer Zeit wenigstens Etwas bewahrt, worum die Teutschen sie beneiden könnten, nämlich einen würdigeren Begriff vom Volke, der Gewalt gegenüber. Von jener hündischen Demuth, wodurch sich gegenwärtig die Teutschen auszeichnen, ist in Holland nichts zu finden und das Volk vergißt über dem Königthum nicht die Zeiten der Republik und der Statthalter. Die Holländer haben keinen Begriff von jener Lehre sklavischer Stupidität, daß der Titel „Majestät" und dergl. einen eximirten Gerichtsstand vor der öffentlichen Meinung schaffe, hinter welchem man ungestraft thun könne, was man wolle; sie haben keinen Begriff von jener Seeleninnigkeit der loyalen Polizeifurcht, die, um sich vor dem Verdacht einer männlichen Ansicht über die Rechte der Regierung zu retten, aus der Kriecherei vor der Gewalt einen stehenden Kultus macht; sie haben keinen Begriff von jener loyalen Heuchelei, die jedem Fußtritt, den man dem Volke gibt, eine erhabene Absicht

zuschreibt, wenn sie zu verstehen geben will, der Fußtritt sei wirklich empfunden worden; sie haben keinen Begriff von jener Niederträchtigkeit, die vor „Vertrauen" greint und winselt, während die Angst des Mißtrauens ihr das Herz in die Schuhe drängt; sie haben keinen Begriff von jener entmenschten Kurialgesinnung, die Alles erhaben, groß, edel, geistvoll u. s. w. nennt, was einen Stock in der Hand hat, um ihr das Gegentheil zu beweisen. Nein, teutsche National-Landsleute, von dergleichen haben die Holländer keinen Begriff, dergleichen ist bei ihnen noch nicht „national" geworden und wenn mancher hohe Herr mit ihnen umspränge, wie mit andern Leuten, sie hätten ihn längst aus dem Lande gejagt, so wie sie es mit ihrer vorigen Majestät gemacht haben würden, wenn höchstselbige sich nicht bei Zeiten davon gemacht und in das Stammland der Loyalität zurückgezogen hätte.

Eine zweite Wirkung der holländischen Abtrennung und Absperrung von Teutschland ist die kaufmännische Einseitigkeit und ihre Folgen. Indem die Holländer sich von dem größern, vielseitigern Leben Teutschlands losgesagt, ist die Richtung, auf welche sie durch ihre geographische Lage leicht hingewiesen wurden, die vorherrschende geworden und hat beinahe die ganze Kraft und das ganze Interesse des kleinen Volkes absorbirt, welches nicht, wie z. B. die Engländer, groß und um-

fassend genug war, um stets auch für andere Richtungen hinreichende Kräfte vorräthig zu haben. Dabei sind sie zwar gute Seeleute, gewandte Kaufleute, dicke Geldleute geworden, haben aber für Herz und Kopf weniger gewonnen, als für ihre Beutel. Für die höhern Bestrebungen und die edlere Entwickelung der Menschheit geht die hinter dem Kassengitter abgesperrte holländische Nation fast gänzlich verloren. Man lasse sich vor Allem nicht durch das in Holland fast allgemein zu findende finanzielle Embonpoint, welches der Physiognomie des Volkes zugleich den Anschein von moralischer Gesundheit verleiht, imponiren und verleiten. Wer tiefer in die Herzen und socialen Zustände der Holländer eindringt, als die gewöhnlichen Beurtheiler, welche, durch das äußere, den Neuling schon wegen des komischteutschen Idioms entwaffnende Vorkommen und durch gastfreundliche Aufnahme in höheren Zirkeln bestochen, auf ihren kurzen Durchreisen stets die traditionell gepriesenen Tugenden der holländischen Vorfahren im Auge hatten und, der Sprache nicht mächtig, sich nicht unter das Volk mengen konnten, oder zu viel Geld hatten, um dessen Tugenden zu bedürfen, der wird gar zu häufig auf eine Rohheit und Gemeinheit in Wesen und Gesinnung, ja auf eine Verderbtheit stoßen, die, einen eigenthümlichen, nationellen Charakter tragend, einen Widerwillen gegen das ganze

Holländerthum erregen müssen. Die holländische Biederkeit, ihre Treue und Redlichkeit *), von der so viel gerühmt worden, mag wohl hauptsächlich noch auf dem Lande und in den friesischen Landestheilen wohnen, wohin der verderbliche Handelsgeist weniger gewirkt, bis wohin die moralischen Schmutzanklebsel, welche die tausendfachen Handelsberührungen und Handelsbewegungen zurückgelassen, weniger nachgefleckt haben; die beliebte Gradheit, die man bei den Holländern finden will, schlägt gar leicht in kaufmännische Grobheit und Arroganz um und was die Gemüthlichkeit und Theilnahme für Andere betrifft, welche in Holland wohnen soll, so hat der kaufmännische Egoismus gar zu viel Platz für sich selbst nöthig, um in so engen Herzen dem Interesse für Andere viel übrig zu lassen. Die alten, ehrwürdigen Tugenden der Holländer sind abgeschliffen wie ihr Geld und eben das Geld ist der beste Probierstein für ihre Tugenden. Wo es auf Geld ankommt, da muß man den Holländer beobachten und man wird erstaunen über die antinationale Gewandtheit, Feinheit, Diplomatenkunst, worein die holländische Vierschrötigkeit durch einen einzigen abgeschliffenen Gulden verwandelt werden kann. Es gibt vielleicht kein Volk in der Welt, das weniger aufrichtig ist und das es wie die

*) In Bezug auf diese Tugenden vergleiche auch das achte Kapitel.

Holländer versteht, Einem „nach dem Mund zu sprechen,“ wo es die Verfolgung eines Vortheils gilt. Deshalb liefern sie auch bei Weitem nicht die schlechtesten Diplomaten, was sie namentlich bei Abschließung ihrer Handelsverträge an den Tag legen.

Hinsichtlich ihres geistigen Lebens tritt der Nachtheil ihrer Absperrung noch deutlicher hervor. Das geistige Leben eines Volkes, welches nicht groß genug ist, um ein eigenes Reich des Geistes zu schaffen, kann hinreichende Nahrung nur schöpfen aus der Berührung mit andern Völkern, bei denen es theils Bereicherung, theils Anerkennung (kaufmännisch: Absatz) findet. Holland war in dieser wie in anderer Beziehung auf Teutschland hingewiesen. Der geistigen Bereicherung aber stand von teutscher Seite die Schwäche der Einwirkung und von holländischer Seite der bei der pekuniären Bereicherung hintenangesetzte spießbürgerliche Stolz im Wege, welcher „Gott verdamm' mich,“ von den teutschen Moffen wohl Geld zu empfangen, aber nichts zu lernen hat, und die fremde Anerkennung ist nicht zu hoffen für eine Literatur, deren Geist sich unter solchen Bedingungen entwickelt und deren Organ die barbarischste und geschmackloseste aller zum Büchermachen benutzten Sprachen ist *). Ueber die holländische Litera-

*) Die in Teutschland mit Anerkennung genannten Geister der holländischen Literatur, meist aus früheren Zeiten,

tur und Sprache ist, wie über das Volk selbst, ein gewisser Charakter des Ordinairen, des Starkpopulairen verbreitet, welches indeß bei Andern schwerlich jemals populair werden wird; sie entbehrt jenes edleren, höheren Anstrichs, der allein Achtung und Sympathie erwecken kann. Die holländische Literatur ist, wie das Volk selbst, aller Aesthetik und Grazie bar. Das Holländerthum ist der Ausdruck der materiellsten, nüchternsten Prosa. Und doch macht ihre „nationale" Verirrung bedeutende Ansprüche auf Konkurrenz auch in der Poesie, in welcher sie es nie über ein versifizirendes Affenthum gebracht haben. Ihre ganze Poesie ist nur die vergebliche Bemühung eines entstellenden Echo, eine lebendige Sprache zu sein. Die holländische Poesie ist kein Vogel, der sich selbstständig auf seinen Schwingen erhebt; sie ist ein fliegender Fisch, der sich nur so lang in der Luft hält, als das fremde Hypokrenenwasser nicht an seinen Flügeln vertrocknet ist. Trotz allem dem wundern sich nationale Enthusiasten, daß die holländische Literatur und Sprache nicht zu den kursirenden gehören. Es ist gedenkbar und ist verwirklicht, daß alle übrigen Spra-

---

haben bekanntlich fast nur lateinisch geschrieben. — J. Paul nennt die holländische Sprache eine Ausgabe der teutschen auf Löschpapier. Noch treffender bezeichnet sie Lichtenberg, welcher sagt, ein Esel komme ihm vor wie ein Pferd, ins Holländische übersetzt.

chen in allen Ländern aus geistigem Interesse erlernt, studirt werden; wem aber ist es, außer Sprachforschern von Profession, Kaufleuten und dem Gymnasium zu Kleve, jemals eingefallen, Holländisch zu lernen? Die Teutschen besitzen bekanntlich bis zum Uebermaß die Tugend, fremde Vorzüge anzuerkennen und in fremden Geistesgebieten Eroberungen zu machen. Ist es nun nicht eine auffallende Erscheinung, daß trotz dieser Tugend und dieser Eroberungslust unter tausend Teutschen vielleicht nicht zwei einen Schriftsteller ihrer Nachbarn und Stammgenossen, mit denen sie stets in Verkehr gestanden, an die sie stündlich durch Kaffee, Zucker, Käse, Taback rc. erinnert werden, zu nennen wissen, während z. B. die französischen und englischen Namen jedem Schuljungen geläufig sind? Gäbe es keine teutsche Sprache, dann möchte die holländische als Kuriosität schon eher auf Erfolg rechnen können. Daß aber dieß barbarisirte Teutsch, dieß zur Nationalsprache erhobene Platt sich neben dem Hochteutschen geltend machen will, erscheint als eine wahrhaft unsinnige Vermessenheit. Wer wird sich vom Pferd auf den Esel setzen? Bei den niedern Volksklassen interessirt das Platt auch den Gebildeten wegen seiner Naivität, seiner gesunden Derbheit, seiner natürlichen und charakteristischen Volksfarbe; sobald es aber zur Schriftsprache erhoben, nach grammatikalischen Regeln ausgebildet wer-

den soll, ohne dabei den niedern Ton aufzugeben, wird es schon dieser widersprechenden Elemente, dieser monströsen Zwitternatur wegen widerwärtig. Hat es dabei nun noch diesen ausgesucht rohen Anstrich, wie das Holländische, und ist seine Aussprache mit solchem kehlzerreißenden und ohrbeleidigenden Urwäldergetön verbunden, dann muß aller Geschmack ausgewandert sein, wo eine solche Sprache Eingang finden soll. Es muß mit der Zeit den Holländern klar werden, daß ihre Literatur, auch wenn sie Besseres als bisher leisten sollte, niemals ein lebendiger Strom werden kann, der sich auch über die Grenzen des Landes ergießt; sie wird vielmehr eine nationale Gracht bleiben, die zwischen holländischen Schleusen stagnirt, die höchstens jusqu' *à* la mer, schwerlich aber jusque *dans* la mer der europäischen Kultur dringen kann. Wenn die Holländer einen Begriff von geschichtlicher Entwickelung haben und auf die ihrige nicht mit Gewalt verzichten, so werden sie ihr durch Anschließen an die teutsche Literatur vorzuarbeiten suchen. Sie müssen vor allen Dingen sich Anerkennungssinn für teutschen Geist zu erwerben und ihn in teutscher Sprache einzubürgern streben. Sie müssen, namentlich in geistigen Dingen, sich an die Möglichkeit gewöhnen, daß es noch eine andere Welt gebe, als die holländische, und daß ihr Dünenland, welches sie gleichsam selbst geschaffen, darum

nicht der Boden für die edelsten Produkte der Menschen-entwickelung zu sein brauche.

Was in politischer und geistiger Beziehung der Fall ist, kann auch in finanzieller Beziehung nicht ausbleiben. Trotz allen bisherigen Ressourcen wird die geschraubte holländische Separatexistenz sich nicht lang mehr halten lassen, und mit dem Nationalbankerot, der schon mehrere Male angepocht hat, wird sich vielleicht auch eine Nationalrevolution einfinden, die in Holland eher, als irgendwo, durch das Geld hervorgerufen werden kann. Der Ruin der Holländer würde aber sofort entschieden sein, wenn sie ihre ostindischen Kolonieen verlören, und wer verbürgt ihnen die Erhaltung derselben? Die Engländer würden sie ihnen vielleicht längst genommen oder ihre Blüthe durch Intriguen unter den Eingebornen untergraben haben, wenn es nicht in ihrem Interesse wäre, Holland einstweilen Teutschland gegenüber möglichst stark und selbstständig zu erhalten. Was aber die Engländer nicht thun, können die im Ocean um sich greifenden Franzosen gelegentlich thun, und thun es die Franzosen nicht, so wird es vielleicht den Eingebornen selbst gelingen. Die Holländer sind nicht im Stande, mit ihren „nationalen“ Truppen ihre Kolonieen zu erhalten, sie würden noch weniger im Stande sein, sie wieder zu erobern.

Was nun das künftige Verhältniß Hollands zu Teutschland betrifft, so ist, wie schon bemerkt, sein endlicher Anschluß an das große Nachbarland, durch welches es beinah von allen Landseiten eingefaßt wird, nicht zweifelhaft. Ein solcher Anschluß würde von außerordentlicher Wichtigkeit sein. Holland, in der Hand eines großen Volks, könnte eine welthistorische Aufgabe erfüllen. Aber wann ist ein solcher Anschluß in Aussicht zu stellen und wann würde er die Folgen haben, die er haben kann? Nicht eher als bis die Teutschen statt ein träumendes, ein handelndes d. i. ein freies Volk geworden sind. So lang Holland freier ist, als Teutschland, fehlt diesem die Fähigkeit wie die Würdigkrit, das holländische Volk in seine Bahn zu ziehen. Deshalb ist es eine wahre nationale Dummheit, daß wir vom Standpunkt unseres Nationalinteresse's und unserer Nationalbedeutung aus über die Plackereien der Holländer schimpfen und von ihnen Konzessionen verlangen. Wir wollen vom Gegner die Arbeit verrichtet haben, die wir selbst nicht gegen ihn ausführen können. Unsere fluchwürdige Schwäche wollen wir dadurch überwinden, daß wir über Diejenigen schimpfen, welche sie benutzen. Wir haben den Holländern gegenüber gethan, was wir im Innern noch täglich thun: unter Berufung auf eine Würdigkeit, die wir erst zu bewähren haben, wollen wir etwas erlangen, das von

dieser Würdigkeit abhängig ist. Wir nehmen Andern übel, daß sie uns nicht geben, was wir selbst nicht im Stande sind zu nehmen. Das ist aber der Fluch der hohlen teutschen Nationalität, die sich auf ihren Namen steift und nicht erkennen will, daß der Name ohne die That nicht einen Pfifferling werth ist, die That dagegen auch ohne den Namen Alles. Der Nationalismus ist der schlimmste Feind des teutschen Volkes und es wird niemals dazu gelangen, eine Nation zu werden, wenn es nicht aufhört, „national" zu sein. Es ist zum Erbrechen, wenn man in Büchern und Zeitungen täglich die nationalen Zähne nach Frankreich, nach Holland, nach Dänemark, nach England u. s. w. weisen sieht, während Diejenigen, welche sich so drohend geberden, das innere Bewußtsein besitzen, daß sie weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin auch nur ein Wörtchen mitzusprechen haben und nur gelegentlich wie der Hund zum Bellen gebraucht werden. Auf diese Weise glauben unsre Nationalhelden das Volksbewußtsein erstarken zu machen, während sie nur dazu beitragen, das Volk über sich selbst zu belügen und die einzigen und unumgänglichen Bedingungen der Erstarrung in den Hintergrund zu drängen. Die Politik des Auslands gegen Teutschland darf von Teutschen nur benutzt werden, um das Schamgefühl des Volkes und das Bewußtsein seiner Nichtigkeit zu kitzeln und zu

stacheln; diese Nichtigkeit aber zu ignoriren und mit Truppen, die nicht vorhanden sind, prahlerisch gegen das Ausland in's Feld zu rücken, das ist die bornirteste wie die verderblichste Nationalkinderei, die sich denken läßt, und diese Kinderei sieht man in Teutschland noch täglich zur Tugend und zur Heldenthat machen. Den Teutschen scheint nur eine negative Nationalität bekannt zu sein, die bloß auf die Abwehr nach Außen, also auf den Beruf der Schwäche bedacht ist; von einer positiven, die nach ihrem Inhalt fragt und nöthigen Falls ihn offensiv zur Geltung bringt, scheinen sie keinen Begriff zu haben. Sie stehen also noch unter den Holländern und das ist ein erhebender Trost! Aber selbst jene negative Nationalität, auf welche Weise macht sie sich geltend und kann sie sich geltend machen? Wir haben hervorgehoben, daß die Nationen wie der einzelne Mensch, wenn sie auch Individuen darstellen, doch nicht eine bloß individuelle, abgesperrte, sondern eine gesellschaftliche Bestimmung haben. So wie aber der einzelne Mensch trotz dieser Bestimmung, um es mit dem kürzesten Ausdruck zu sagen, ein Lump ist, wenn er die Ehre und den Stolz seines Individuums den andern Menschen gegenüber nicht zu behaupten weiß, so ist auch eine Nation ein Lump, wenn sie sich von den andern Nationen beschimpfen und mißbrauchen läßt. Die teutsche Nation ist ein solcher Lump. Wir sind die

Esel und Märtyrer der ganzen Welt, hat schon Luther gesagt. Die teutsche Nation kann aber nicht eher aufhören, nach Außen ein Lump zu sein, als bis sie aufgehört hat, es nach innen zu sein, so wie ein einzelner Mensch Andern gegenüber kein Charaktermann sein kann, wenn er innerlich ein feiger, gesinnungsloser Wicht ist. Die Art nun, wie unsre negativen Nationalen sich nach Außen geberden, drückt die Prätension aus, trotz der innerlichen Lumperei und dem Bewußtsein dieser Lumperei und den Proben dieses Bewußtseins vom Auslande geachtet und gar gefürchtet zu sein! Heißt das nicht, auf dem Chimborasso der Lumperei stehen?

Die negative Nationalität, womit unsre hohlen Patrioten groß thun, ist durchaus offizieller Natur. Wir haben nur eine gouvernementale Nationalität. Die Gewalt gegen das Ausland zu sichern und die Illusionen zu unterhalten, in welchen diese Sicherheit wurzelt, das ist der Zweck und der Kern unserer Nationalität. Wir sind nur nationale Bedienten. Nicht wo das Volk, nur wo die Gewalt betheiligt ist, darf unsere Nationalität sich geltend machen. Man möchte uns zu nationalen Kettenhunden machen. Die Holländer dürfen uns ohne Entgeltung aussaugen, die Russen dürfen unsre Landsleute ungestraft nach Sibirien schleppen. Was macht das? Weder die Holländer noch die Russen bedrohen uns mit Freiheit, und die geschlossenen Ver-

wandtschaften haben keinen Bruch zu fürchten. Sobald aber die Franzosen ihre Freiheit bis an die Rheingränze ausdehnen wollen, darf das Volk ein Wort mitsprechen, der Kettenhund darf sein Gebell erheben in Versen wie in Prosa und wenn die Gefahr wirklich eintritt, wird er sogar zeitweise vom Maul-Korb befreit, bis er die fremde Freiheit abgebissen hat. Das ist der Stolz unserer Nationalität! Schämen sich unsre Skribenten nicht, das Wort auch nur in den Mund zu nehmen?

Wenn nun aber unsre Patrioten wissen wollen, was positive Nationalität ist, so mögen sie in Gedanken das englische Volk an die Stelle des teutschen setzen. Diejenigen, welche uns Holland und namentlich Rußland gegenüber vor aller Welt so schmälich erniedrigt haben, wären in England längst als Volksverräther vor das richtende Parlament gestellt worden. Eher wäre das ganze Volk aufgestanden, ehe es eins seiner Glieder den Knutenhieben der nordischen Barbaren hätte überliefern lassen, und wenn man solche volksverrätherische Konnivenz auf Rechnung von Regierungssympathien schreiben könnte, bei der Ehre Altenglands, die Engländer würden eher einen Minister oder eine andre Person, als einen englischen Bürger auf russischem Boden einquartiren lassen. Ein Volk, das sich des innern Despotismus zu erwehren weiß, wird sehr bald auch mit dem auswärtigen fertig.

Wir Teutschen sind so unwirsch nicht, und unsre Ansprüche sind bescheiden. Wenn wir einen Kartellvertrag „bescheiden" und „wohlwollend" kritisiren können, wenn wir die Freiheit haben, sogar unter Zensur sympathetisch über Schleswig-Holstein zu schwatzen, weil im Sund ein Zollvereins- feindlicher Zoll erhoben wird, den man gern das Verdienst haben möchte im Interesse der teutschen Nation aufzuheben, wenn wir Gelegenheit erhalten, uns eine nationale Dummheit, z. B. einen „Verein zum Schutze deutscher Nationalität" von der Polizei verbieten zu lassen u. s. w., dann ist die Tasche unseres stolzen National-Bewußtseins wieder auf lange Zeit gefüllt und unsre Heldenhaftigkeit muß sich wieder lange Zeit Ruhe nehmen, um sich von der schweren Arbeit zu neuen Großthaten zu erholen.

Wollen unsre Patrioten wissen, was positive Nationalität ist, so mögen sie sich fragen, was die Engländer befähigen würde, den Russen, Holländern u. s. w. gegenüber anders aufzutreten, als wir? Die Antwort lautet: ihre Freiheit. Die Nation ist das Volk und wodurch existirt ein Volk, wenn nicht durch die Freiheit, sich als solches zu zeigen? Die Sache ist so einfach, daß die verstockte Dummheit unsrer Nationalen dazu gehört, sie nicht zu begreifen. Aber selbst dieser Verstocktheit gegenüber darf man die Geduld nicht verlieren. Man muß und wird es ihr endlich begreiflich

machen, daß die englische Regierung die Ehre und Interessen des Volkes schützen muß, weil sie von der Presse und dem Parlament würde zur Rechenschaft gezogen werden, daß sie aber nicht von der Presse und dem Parlament würde zur Rechenschaft gezogen werden können, wenn es keine Presse und kein Parlament gäbe; daß es aber keine freie Presse und kein freies Parlament gäbe, wie bei uns, wenn die Engländer so feige Träumer wären, wie wir, und sich selbstgenügsam in dem thatenlosen Bewußtsein ihrer Nationalität berauschten, wie wir, und in diesem nationalen Dusel das Gefühl für die Schande verloren hätten, wie wir, und keinen Grimm gegen die Niederträchtigkeit der Sklaverei besäßen, wie wir, wie wir und unsre Brüder, die Russen!

Wollen unsre Nationalen wissen, was positive Nationalität ist, so mögen sie sich auf einem englischen Schiff durch die Meere tragen lassen und zusehen, wie ein freies Volk die halbe Erde beherrscht und allen Welttheilen den Stempel seiner entwickelten Kraft aufdrückt. Glauben unsre Nationalen, daß die Hand des englischen Volks stark genug wäre, den Herrscherstab über alle Welttheile hinzustrecken, wenn sie, wie die unsrige, die Polizeikette der Knechtschaft zu tragen hätte? Sie mögen sehen, wie die Mission, sich befruchtend über die Erde zu verbreiten, von den Eng-

ländern als Herrschern und von den Teutschen als Duldern erfüllt wird. Das Schicksal unsrer Auswandrer ist nur das Widerspiel unsrer innern Erniedrigung, so wie die äußere Macht der Engländer nur das Widerspiel ihrer innern Freiheit ist. Man mache die Engländer zu teutschen Polizeiknechten und Thronschemeln, und in wenig Jahren ist ihre ganze Macht vernichtet und sie werden bei Denen betteln gehen, welchen sie jetzt befehlen.

Wahrlich, einem Volk gegenüber, wie die Engländer, sind wir Teutschen nur Lumpen und Bettler. Wir sind es nach Außen, wir sind es nach Innen. Als Teutscher möchte man mitunter aus der Welt hinaus, wenn Einem nicht glücklicher Weise noch übrig bliebe, Mensch darin zu sein.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinzen, Karl,

Reise eines teutschen Romantikers nach Batavia

Mannheim 1845

It.sing. 434 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467007-0